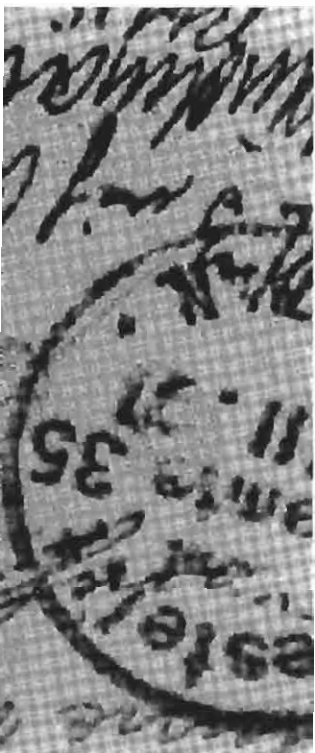




Was konnte der
letzte Brief sonst
bedeuten, was be-
deuten die sonst
grundlosen nie-
mals erklärten
Pausen zwischen
Deinen Briefen...

Bernhard Siegert

Re

GESCHICKE DER LITERATUR

B & B

ALS EPOCHE DER POST · 1751 - 1913

lais

Vorwort

Lärm und Zank auf allen Kanälen: das ist die Ausgangslage. Die Sprache ist eine Rohrpost, die ständig verstopft ist durch die Zweideutigkeiten der Rhetorik. Die Philosophen sind die Kanalreiniger. So beginnt eine Epoche der Post, die Übertragungskanäle mit Sprache, Sprache mit Kommunikation, Kommunikation mit Verstehen und Verstehen mit dem Heil der Menschheit gleichsetzt.

Die Sprache ist der große Kanal, durch den die Menschen einander ihre Entdeckungen, Folgerungen und Erkenntnisse vermitteln. Nun kann zwar jemand, der sie verkehrt gebraucht, nicht die Quellen der Erkenntnis verunreinigen, weil diese ja in den Dingen selbst liegen; wohl aber kann man behaupten, daß er die Röhren, durch die die Erkenntnis zum allgemeinen Nutzen und zum Vorteil der Menschheit verteilt wird – soweit er dazu imstande ist –, zerbricht oder verstopft.¹

Seit Locke soll gelten, daß Wörter erst Grund haben, Dinge zu repräsentieren, wenn ihnen eine Kommunikation vorausgeht. Denn bevor die Sprache sich anschickt, die Ideen der Dinge zu repräsentieren, ist sie »gemeinsames Band« oder »Bindeglied der Gesellschaft«.² Was ist, ist also postiert. Die Welt ist ein Vermächtnis von Orten der Übertragung, von Halts, Relais', Schaltern. Wahrheit der Erkenntnis setzt daher eine postalische Hygiene voraus, die Sprachphilosophen zu Amt und Würden bringt. Von Locke bis Wittgenstein I oder vom Beginn bis zum Höhepunkt britischer Seemacht ist es ihre Aufgabe, ein Empire des semiologischen Puritanismus zu schaffen, eine Welt, die alles ist, was der Fall ist, oder alles, was vermacht wird. Der Morsecode, Glanzstück der Kommunikationsentstörung, das die von Kipling besungenen britischen deep sea cables erst effizient machte, war kaum zufällig das Werk eines amerikanischen Puritaners. Verschweigen müssen die Philosophen nur, in wessen Auftrag sie die Kanalröhren sauber halten. Ihre Reden ergehen allenfalls, behaupten sie, im Namen eines Oberbefehlshabers, den Locke noch Gott nennt. Worüber sie schweigen, sind die Namen von Befehlshabern oder Imperatoren, die



FA

¹ Locke, 1690/1988: II 146f. ² Locke, 1690/1980: II I und 128.

die Errichtung von empirischen Kommunikationssystemen angeordnet haben.

Heute, wo eine mathematische Theorie der Kommunikation es mit Codes zu tun hat, denen es im Unterschied zur Alltagssprache und ihren Philosophen nicht um ein Verstehen geht, sondern (in ihren kryptologischen Ursprüngen) um eine Zweideutigkeit, die konstant bleibt, solange man auch zuhören oder mitschreiben mag, gibt es die Chance, diese Geschichte der Kommunikation als Menschenverkehr von der Seite der postalischen Strategien versuchsweise aufzuschreiben. Davon handeln die folgenden Seiten. Wenn die Welt ist, was das Vermächtnis oder der Fall ist, hängt die Erkenntnis der Dinge, die der ganze Zweck der Sprache nach Locke zu sein hat, von einem ewigen Frieden ab. Von wahrlich puritanisch reinen Röhren, die die *res gestae* unverrauscht und unmetaphorisch übertragen. Ein ewiger Postfriede bürgt dafür, daß alles, was der Fall ist, ohne »Lärm und Zank«³ und unentstellt zugestellt wird. Ewiger Friede ist bekanntlich nur eine metonymische Umschreibung des Reiches; und Reich, lateinisch Imperium, nur ein Wort für Befehlsflüsse, postalische Fassungen des Geschicks. Aber wie die Metapher der Rohrpost und ihrer Verstopfung zeigt, die dem Kanalreiner unterläuft, um den Kanal im Kanal zu repräsentieren, ist die Figuration und die Verwirrung immer schon da, wenn es Verkehr gibt. Post als Ort aller Übertragungen ist die Möglichkeit jeder möglichen Rhetorik.⁴ Die Verstopfung ist unvermeidbar.

Jemand, der wußte, daß Amerika ein Vermächtnis ist, hat es geschrieben, besser als es dem Schreiber dieser Seiten möglich gewesen wäre, weshalb *Die Versteigerung von No. 49* unmöglich zu ihrem Gegenstand werden konnte. Vor den Recherchen von Oedipa Maas macht eine als Medien- und Diskursanalyse betriebene Literaturwissenschaft halt, einfach, weil es ihre eigenen sind. Das Reich ist eine Post, und die Post ein Krieg. Die Dinge, ihre Gegenwart, was sie sind, das alles ist mithin zweifelhaft. Ein Feind haust in der Technik, die Dinge erst zu Objekten macht. Das Reich der postierten Objekte, die Welt, die alles ist, was der Fall ist, ist entstellt, gestört, irreduzibel uneigentlich: metaphorisch. Der Name der »metaphorischen Katastrophe«:⁵ Trystero. Der Anbruch des ewigen Friedens, der nur ein anderes

Wort ist für die »renovatio imperii«, bleibt ein idealistischer Traum von reiner Macht, am Ende des Dreißigjährigen Krieges wie am Ende des *Horrendum Bellum Grammaticale*,⁶ das Locke so liebend gern einläuten möchte.

»Die Rettung Europas«, sagt Konrad, »hängt davon ab, wie schnell Nachrichten übermittelt werden können, und von gegenseitiger Verständigung, stimmt's? Und was haben wir in Wirklichkeit? Eine Anarchie von eifersüchtigen deutschen Fürsten. Hunderte davon machen Pläne und Gegenpläne, zerstreiten sich untereinander und zersplittern die ganze Kraft des Reiches mit ihrem sinnlosen Gezänk. Wenn nun jemand, egal wer, die Nachrichtenlinien zwischen all diesen Fürsten in der Hand hätte, hätte er damit auch die Fürsten selber in der Hand. Dieses Netz könnte eines Tages den ganzen Kontinent vereinigen. Ich schlage also vor, daß wir uns mit unserm alten Feind Thurn und Taxis zusammentun [...]. Wenn wir zusammenhalten«, sagt Konrad, »kann uns keiner beikommen. Wir könnten also jeden Dienst, der nicht dem Reich zugute kommt, einfach verweigern. Niemand könnte ohne unser Wissen Truppen bewegen oder landwirtschaftliche Produkte transportieren, oder was weiß ich noch alles. Sowie ein Fürst auch nur versucht, sein eigenes Kuriersystem aufzubauen, wird das von uns vereitelt. Wir die wir solange die Enterbten waren, könnten jetzt die Erben Europas werden!«⁷

Aber, wie Oedipa Maas mit Recht sogleich einwendet, sie haben das Reich nicht vor dem Zerfall bewahrt. So wie Konrads Bundesgenossen, von Locke bis Habermas, das Reich der Sprache nicht vor »sinnlosem Gezänk« gerettet haben. Immer bleibt der ewige Friede, das Reich der Engel, aus am Ende. Die Unordnung wächst, die Entropie nimmt zu und damit das Maß der Unsicherheit darüber, ob alles das ist, was es vorgibt zu sein.

Allein, was tut's. Man muß ja nicht glauben, was die Kanalreiner sagen: »Wenn jemand zu einem andern spricht, so will er verstanden werden.«⁸ Wer nach den Mächten und Medien fragt, die ein solches Bedürfnis nach Verstehen in die Körper senken, nach dem Schaltplan des Postverkehrs, aufgrund dessen Briefe und Drucksachen ihre Macht entfalten, hat eine Verabredung mit der Gegenseite. Er (und das wird dem/der Leser/in dieses Buches zugemutet) wird von vornherein nicht das Harmoniebedürfnis teilen, das Philosophen meinen macht, daß alle Texte im Verstehen und alle Relais' im Menschenverkehr gründen. Er wird auf die fintenreichen Maskie-

3 Locke, 1690/1980: II 147. 4 Vgl. Derrida, 1980/1982: 83. 5 Derrida, 1980/1982: 82.

6 Vgl. Schottel, 1673/1991. 7 Pynchon, 1967/1980: 140. 8 Locke, 1690/1988: II 5.

rungen eines Willens zur Macht, nicht auf das Geschehen eines göttlichen Willens zur Wahrheit gefaßt sein.

No hallowed skein of stars can ward, I trow,
Who's once been set his tryst with Trystero.⁹

Allerdings, ohne die Bereitschaft Friedrich Kittlers, immer wieder Geschichten zuzuhören, hätte dies Buch nicht so geschrieben werden können. Ihm gehört daher – und nicht nur daher – mein großer Dank.

⁹ Pynchon, 1967/1980: 63.

Epoche der Post

Wir sprechen von der Zustellung der Post.
Martin Heidegger

Nachdem er ein Leben lang Briefe geschrieben und Klagen auf Klagen gehäuft hatte, kam der Augenblick, wo die Wörter aufhörten zu klagen, um allgemein belehrende Feststellungen¹ zu werden – wo die Liebesbriefe aufhörten, um einer Theorie der Post zu weichen. Der Briefträger überbrachte sie, auch sie. Der Augenblick, mit oder in dem es eine Theorie der Post gibt, ist von der Post selber schon abgefangen oder zugestellt, eine Theorie der Post immer auch eine Theorie der Post.

Zugestellt (in allen Wortsinnen) wurde sie irgendwann im März 1922 einer Journalistin in Wien, Lerchenfelderstraße 113. Ein Gespensterbrief. Denn er entlarvt in schierer Paradoxie eine Gespensterbande als Agenten jeden Zeichenverkehrs, die den Menschen die Kontrolle über ihre Briefreden entwunden habe. Worauf die Menschen zugrunde gingen, als hinge, was sie zu sein schienen, an der Abwesenheit von Post und technischen Medien.

Die leichte Möglichkeit des Briefeschreibens muß – bloß theoretisch angesehen – eine schreckliche Zerrüttung der Seelen in die Welt gebracht haben. Es ist ja ein Verkehr mit Gespenstern und zwar nicht nur mit dem Gespenst des Adressaten, sondern auch mit dem eigenen Gespenst, das sich einem unter der Hand in dem Brief, den man schreibt, entwickelt.²

Alles ist hier zweifelhaft: der Absender, Dr. Franz Kafka, Versicherungsjurist und Gespenst seiner selbst, der paradoxe Sinn einer brieflichen Reflexion auf die (Un)-Möglichkeit des Briefeschreibens, der oder die Adressat/in, Frau Milena Jesenská, der der Brief sich in seiner Anrede zwar zuwendet, von der er sich aber zugleich abzuwenden scheint, um sich an einen Dritten, der den Brief immer schon mitliest, zu wenden (es ist selbstredend der betrogene Ehemann, Ernst Pollak); weshalb in dem Moment, da der Brief von der Adressatin zu handeln beginnt, diese das Geschlecht wechselt und zu einer abwesenden Person wird (»ein Freund«). Seelenzerrüttung (oder

¹ Kafka, B Ende März 1922/1986: 301. ² Kafka, B Ende März 1922/1986: 302.

die Möglichkeit, die Möglichkeit des Briefeschreibens theoretisch anzusehn) ist (auch) Geschlechterzerrüttung. So rasch fällt eine theoretische Rede von der Post als Theorie dem Unwägbar anheim, wenn ihr Ergehen selber eine Sendung der Post ist.

Das Unwägbar oder Unwägbar³ des Moments, in dem Briefe zu theoretischen Ansichten ihrer eigenen Unmöglichkeit avancieren, resultiert aus der gegenseitigen Implikation von Theorie und Geschichte. Insofern es Kafkas Theorie gibt als historischen Effekt dessen, was sie als ihren Gegenstand ansieht, impliziert sie ihre eigene Datierbarkeit. Geschichte ihrerseits – als Einheit von Ereignissen und ihrer Erzählung (*res gestae* und *res narratae*) – steht seit der Neuzeit unter einem postalischen Apriori, daß laut Heidegger in dem Moment expliziert wurde, in dem Leibniz den Anspruch erhob, daß die *ratio*, ohne die bekanntlich nichts und mithin auch nichts in der Geschichte ist, *ratio reddenda* zu sein habe – das heißt: »Der Grund ist solches, was dem vorstellenden, denkenden Menschen zugestellt werden muß.«⁴ Seit Leibniz gibt es keine Vorstellung ohne Zustellung; und das heißt ohne Zustellung gibt es keine »Gegenständigkeit des Gegenstandes«. Nur was postierbar ist, ist mithin überhaupt. Heidegger, der während des Ersten Weltkriegs in der Postüberwachungsstelle des Freiburger Postamtes gearbeitet hatte,⁵ mußte es wissen. Nicht zufällig hört er daher in Leibniz' *principium reddendae rationis* die »Zustellung der Post«. Und wohl mit Recht: schließlich fällt Leibniz' Rationalismus exakt mit der Entstehung eben jener territorialstaatlicher Postsysteme zusammen, in deren Postkutschen Leibniz wohl den größten Teil seines Lebens zugebracht hat und deren radikal neues Prinzip es ja gerade war, Menschen zu Subjekten postalischer Zustellungen zu machen. Das historische Apriori des *Ratio-reddenda*-Satzes ist der »Gedanke«, der Kafka 1922 so abstrus erschien, nämlich daß »Menschen« – Menschen überhaupt, ohne weitere Klassifizierung – »durch Briefe mit einander verkehren können«⁶ – ein Gedanke, der erst vergleichsweise spät in der Geschichte der Nachrichtensysteme aufgetaucht ist. Ein kurzer Blick auf die Nachrichtentechniken der Jahrhunderte vor Leibniz genügt.

3 »wägen. Dieses transitiv gebrauchte Zeitwort besagt: einen Weg bilden, bildend ihn bereit halten. Be-wägen (Be-wägung) heißt, so gedacht, [...] den Weg zu ... allererst erbringen und so der Weg sein.« (Heidegger, 1959/1982: 261).

4 Heidegger, V 1955–56/1986: 47. 5 Vgl. Ott, 1988: 85. 6 Kafka, B Ende März 1922/1986: 302.

Die 5000 Tontafeln zum Beispiel des um 1750 v. Chr. angelegten Briefarchivs der Stadt Mari, die 1935 im Wüstensand der Euphratufer zum Vorschein kamen, zeugen nicht von einem Verkehr von »Menschen«, sondern von der Schriftmacht der von Enlil zur Herrschaft berufenen Despoten Schamschi-Adad und Zimrilim. Da die Schreibkundigkeit überhaupt nur in Funktion des königlichen »Nachrichtendienstes« gegeben war, postiert alles Schreiben nur die Macht des königlichen Namens. Die Briefe handeln von Tod, Hochzeit, Krieg und Größe eines Einzelnen.⁷ Das Gleiche gilt vom Briefarchiv Amenophis IV. (Echnaton) aus dem 14. Jahrhundert v. Chr., dessen Tafeln 3200 Jahre unversehrt überdauerten, bevor sie Ende des 19. Jahrhunderts von den analphabetischen, aber geschäftstüchtigen Bewohnern El-Amarnas zertrümmert wurden.⁸

Aber eine Post, deren Nachrichtenträger Tontafeln sind, ist ein Medium, dessen Übertragungsrate und -geschwindigkeit sehr begrenzt ist. Das *angaréion* des Achämenidenreiches, das Xenophon zufolge im 6. Jahrhundert v. Chr. von Cyrus eingerichtet wurde (das erste Postrelaisystem, von dem man weiß), hat daher wohl mit eine Rolle gespielt, als unter Dareios die Schreiber anfangen, die persische Sprache mit aramäischen Buchstaben zu schreiben, statt in Keilschrift: ein Übergang, der die Einführung des leichten Papyrus' oder Pergaments erlaubte.⁹ Solche im Wortsinn *leichte Möglichkeit des Briefeschreibens* diente ausschließlich als Kontroll- und Befehlsmedium zwischen dem König und seinen Satrapen. Kontrolliert werden mußten sowohl die von den Persern unterworfenen und zu Aufständen neigenden Völker als auch die Satrapen selber.¹⁰ Das *angaréion* postierte das Reich als das königliche Wort, das den regionalen Lebensraum der Ethnien transzendierte.

In dieser Form kam das persische Reich auf die Römer. Nachdem seine Nachrichtentechnik erst von den Seleuciden und dann von Alexander dem Großen übernommen worden war, gab sie schließlich in ihrer ägyptischen Version Augustus das Vorbild für den *cursus publicus* ab. Für eine Post, die der Transmission des kaiserlichen *imperiums* bzw. *oraculums* und militärischer Nachrichten diente sowie der Beförderung hoher Funktionäre. Wie der Name

7 Vgl. Ekschmitt, 1964: 71–80. 8 Vgl. Ekschmitt, 1964: 122.

9 Vgl. Innis, 1950/1972: 48. 10 Vgl. z. B. Hudemann, 1875/1966: 2–4.

schon sagt, war die Benutzung des *cursus publicus* einzig dem Kaiser und den Provinzgouverneuren vorbehalten. Und auch diese mußten, um das Medium des Reiches benutzen zu können, jedesmal erst ein vom Kaiser oder vom Prätorianerpräfekten (später auch vom *magister officiorum*) ausgestelltes Diplom vorweisen.¹¹ »Menschen« verkehrten nicht durch die Post, vielmehr verkehrte die Post durch die Menschen, die für den Unterhalt der Post *angariae*, Frondienste, bzw. Liturgien zu leisten hatten. Um der verbreiteten Korruption der imperialen Post zu steuern, was jedesmal einer Verschwörung gegen das Reich gleichkam, schuf Diocletian einen kaiserlichen Geheimdienst, die *schola agentum in rebus*, und übertrug diesem die Postverwaltung.¹² Unter Theodosius und Honorius wurde die Benutzung der Post durch Private schließlich sogar mit dem Tode bestraft.¹³ Da das Netz des *cursus publicus* koextensiv mit dem *orbis terrarum* war, hieß die Verbannung in den Pontus für Ovid, sich jenseits des Limes der Welt verbracht zu sehen. Während die *Tristia* Klagen über den Verlust des Postanschlusses sind, widerrufen *Epistulae ex Ponto* im Medium der Literatur die Katastrophe im Postalischen.

Posten sind *instrumenta regni*. Bis in die Frühe Neuzeit war das offenkundig. So befahl das berühmte Edikt Ludwig XI., durch das 1464 die französische Staatspost an die Stelle der Pariser Universitätsbotenanstalt trat, daß wie in der Endphase des weströmischen Reiches all diejenigen in den Hades gesandt werden sollten, die es wagten, Privatbriefe auf die Post zu geben.¹⁴ Die Taxispost bestand anfangs – zwischen 1490 und 1516 – nicht aus feststehenden Postkursen, sondern aus wechselnden Verbindungen zwischen dem jeweiligen Aufenthaltsort des Kaisers und seiner Hofkanzlei, denn wie Maximilian I. wissen ließ, wurde sie, die Post, »zu unserem Wohle und unserer Ehre«¹⁵ eingerichtet. Aus diesem Grunde sollten auch die Posten, über deren Anlegung Franz und Baptista de Tassis 1516 mit Karl I. (ab 1519 Kaiser Karl V.) einen Vertrag schlossen, »überhaupt nicht abgehen, es sei denn für die Briefe des Königs.«¹⁶ Die Postkurse sollten die Eckpunkte des Habsburger Reiches in Spanien, den Niederlanden, Rom, Neapel und Deutschland

verbinden, um die Heiratspolitik und die diplomatischen Allianzen zu organisieren, in denen sich das Reich manifestierte. Was auf einer Reichspost wie dieser »Nachricht« hieß, war kein »Miteinander verkehren«, sondern im mittelhochdeutschen Wortsinn eine Meldung zum »Danachrichten«. 1496 richtete Maximilian auch die erste Feldpost auf deutschem Boden ein – selbstredend nicht aus Gründen der *psychological warfare*, denn seine Landsknechte waren ja Analphabeten, sondern zum Zweck der Befehlsübermittlung zum »Danachrichten« an die Heeresleitung.¹⁷

Den Staatsposten entsprechend bildeten die im Mittelalter entstandenen Botenanstalten ebenfalls geschlossene Systeme: sie postierten jeweils nur ihre eigenen Institutionen. Die Universitätsposten zirkulierten Studenten, Gelehrte und Wissen, die städtischen Botenanstalten die Geschäfte des Magistrats, die Metzgerposten die der Kaufleute, die fürstlichen Boten die der Fürsten. Die Klosterboten übermittelten ursprünglich gar nur eine einzige Nachricht: die vom Tod ihrer Ordensbrüder.¹⁸

Im 17. Jahrhundert – im Anschluß an die sogenannte Postreformation Ende des 16. Jahrhunderts – verändert sich die Lage. Exakt im Jahre 1600 hatte Kardinalherzog Albrecht VII., Statthalter der Niederlande, den Taxis die formelle Erlaubnis erteilt, Porto von Privatbriefen zu erheben¹⁹ und legitimierte damit einen seit langem von den Taxis getriebenen Mißbrauch. Gestützt auf eine zum allgemeinen Verkehr von »Menschen« mißbrauchte Reichsnachrichtentechnologie, die damit ihre seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. gültige Definition verlor, erfindet der absolutistische Staat den gleichmäßig beherrschten Raum, das Territorium. Innerhalb dieses Raums sind die Leute schlicht und einfach Subjekte, also Untertanen des Herrschers, im Maße eine Allgemeine Post Wörtern eine Zirkulationsmöglichkeit unterhalb aller Zunft- und Standesschranken von Diskursen verschafft. Einziges Erfordernis hierfür ist eine Neubestimmung des postalischen Worumwillen: nicht mehr zum Wohl und zur Ehre des Kaisers bzw. Königs gibt es in Zukunft Posten, sondern zum Wohl einer Population von Subjekten.

Insofern das Sein der Gegenstände an die Zustellung des Grundes an die Erkenntnis gebunden ist, gründet die Macht des Staates in der Einrichtung und Monopolisierung dieser Zustellung. Subjekte im doppelten Wortsinn

11 Vgl. Holmberg, 1933: 53-58 und Rothschild, 1880/1984: 29. 12 Vgl. Hirschfeld, 1893: passim. Außerdem etwa Riepl, 1913/1972: 459-462 und Holmberg, 1933: 104-130.

13 Vgl. Vaillé, 1947: 98 und Voigt, 1965: 816. 14 Vgl. Ohmann, 1909: 40.

15 Zit. nach Herzog, 1916: 298. 16 Vgl. Rübsam, 1889: 219.

17 Vgl. Voigt, 1965: 836. 18 Vgl. Popp, 1959: 6. 19 Vgl. Dallmeier, 1977: II 65.

produziert der Staat, indem er eine Allgemeine Post, das Postmonopol und die Nützlichkeit der Post erfindet. Mittels der Titulare wird jedem Subjekt eine Diskursinstanz im Postalischen erreichbar, die ihm erlaubt, seine Geschichte zu bestimmen, und die es zugleich zwingt, mit jeder Bestimmung (destination) sein Geschick dem Staat einzuschreiben. Die Zustellung des Staates liegt mithin in der Vorstellung der Post als eines Mediums privater Korrespondenz zwischen Erkenntnissubjekten.²⁰ Zwischen dem neuzeitlichen Subjekt mit seiner wahren Erkenntnis und den Gegenständen walten die Befehle königlicher, kurfürstlicher oder herzoglicher Postmeister. 1649 gründete Kurfürst Friedrich Wilhelm die preußische Staatspost. Sie verkehrte zweimal wöchentlich und erreichte, da sie auch nachts verkehrte, bis dahin unbekannte Geschwindigkeiten. Der Absolutismus stellt den Leuten Wörter und den Wörtern ein Medium zur Verfügung, um die Leute erstens von sich reden zu machen, zweitens ihre Reden kontrollieren zu können und drittens durch das auf ihre Reden erhobene Porto den Aufwand des Staates für diese Kontrolle finanzieren zu können. War das Grundelement der Reichspost die Linie, so wird es für die territorialstaatliche Post das Relais²¹ – ein Ort, an dem Menschen in den Diskurs verstrickt werden. Im Maße die Posten durch Erfindung des Porto und durch Monopolisierung eine Technologie der Regierung werden, meinen die Menschen, postalisch ihre Geschichte regieren zu können. Institutionell heißt das, daß die Post dem Polizeywesen zugerechnet wird.

Das »Machtende im Satz vom Grund« ist die Post. Seit das *principe postale* die Zustellung der Erkenntnis besorgt, ist die Seinsweise der Gegenstände ein Monopol des Staates. Die Explizierung des *principium rationis* als *principium reddendae rationis* beschreibt somit exakt den Übergang von den alten Reichsposten – deren Zustellung des Seins die Menschen stets transzendierte – zu den neuen absolutistischen Postsystemen und ihren neuen Untertanen bzw. Subjekten. Mit anderen Worten: Daß der Grund zugestellt werden muß, impliziert den *gouvernementalistischen* »Gedanken, daß Menschen durch Briefe mit einander verkehren können.«

20 Höchst evident ist dies etwa im Fall Englands: Um die Kontrolle über einen wachsenden privaten Briefverkehr zu erhalten, erließ die Queen 1591 eine Proklamation, in der sie darauf drängte, daß sämtliche Briefe durch staatliche Kanäle geleitet würden. 1635 führte das schließlich zur Institutionierung der Allgemeinen Post im United Kingdom. »It was the beginning of our postal service«. (Vgl. Staff, 1964: 22-24). 21 Vgl. Beyrer, 1985: 86.

Kafkas Theorie des Briefverkehrs spricht wie Heideggers Vorlesung vom Ende der Denkbarkeit dieses Gedankens her. Ein Ende, an dem zugleich offenbar geworden ist, daß es von Anfang an über das Briefschreiben geherrscht hat: die Möglichkeit des Briefverkehrs war nur eine Gestalt seiner Unmöglichkeit gewesen, insofern die miteinander in Kommunikation sich befindlich wählenden Subjekte nichts weiter als die unbewußten Agenten einer Machtpolitik gewesen waren. Doch die Theorie selber entgeht diesem Ende nicht. Als Theorie gehört sie noch der Epoche der Post an, die sie für Vergangenheit erklärt. Denn mit der Einsicht, daß die wahren Prinzipien der Erkenntnis und ihrer Gegenstände historisch datierbare Prinzipien der Macht sind, schmilzt zugleich die Solidität des Subjekts dieser Einsicht. Es wird zum Gespenst. Nur Gespenster können Theorien aufstellen über das postalisch-historische Apriori des Subjekts und seiner kommunikativen Struktur.²² Die Unwägbarkeit des Gedankens, daß die Möglichkeit des Briefeschreibens undenkbar sei, hängt am Zugestelltsein von Vorstellung, Erkenntnis und der Gegenständigkeit des Seienden. Zustellen heißt ja Ankommen machen, zum Vorschein bringen (dies die in reddere vorherrschende Bedeutung, die immerhin auch die der Briefzustellung einschließt) und Entziehen zugleich. Der den Menschensinnen zugestellte Grund dessen, was ist, ist immer schon der ihnen entzogene Grund. Die Geschichte der Post, heißt das, die Leibniz zum Postmeister der neuzeitlichen Ontologie bestellt hat und Menschen zu Subjekten des Briefverkehrs, ist selbst eine Epoche der Post – Epoche verstanden in jenem griechischen Wortsinn, den Heidegger zur Sprache gebracht hat, als Ansichhalten.

»Epoche meint hier nicht einen Zeitabschnitt im Geschehen, sondern den Grundzug des Schickens, das jeweilige An-sich-halten seiner selbst zugunsten der Vernehmbarkeit der Gabe, d. h. des Seins im Hinblick auf die Ergründung des Seienden.«²³

Es ist der Entzug, der gibt. Anders und technischer gesprochen: die Epoche ist ein Relais, ein Halt, der notwendig ist, damit etwas ankommt und kund wird.

22 Weil er vermutlich nicht an die Existenz von Gespenstern glaubt, muß Manfred Frank aus diesem Grund – daß das Ende des Subjekts zu denken, ein Subjekt voraussetzt – den Gedanken an das Subjekt als einer historischen und daher vergänglichen Gestalt für ein Unding halten (vgl. Frank, 1983: 18). 23 Heidegger, V 1962/1976: 9.

Postieren, das heißt senden, indem man »rechnet« mit einem Halt, einem Relais oder einem aussetzenden Verzug, dem Ort eines Facteurs, der Möglichkeit der Ablenkung und des Vergessens [...]. Die *epoche* und das *Ansichhalten* [...], das ist der Ort des Postalischen.²⁴

Die Epochen gehen der Geschichte als ihr postalisches Apriori voraus. Das hat Konsequenzen für die Geschichtsschreibung der Post. Denn die Ideen der Epoche, des Halts, des Entzugs sind ja »unmittelbar gleichgeartet dem postalischen Diskurs.«²⁵ Wenn nun *Epoche der Post* im genitivus subiectivus besagt, daß die Epoche ein dem Postalischen angehörender Verzug und Halt ist, wie kann dann von einer Epoche der Post im genitivus obiectivus noch die Rede sein, wie kann dann Post selber epochal sein? Wie kann es also eine Geschichte der Post geben? Die Post müßte der Post vorausgehen oder: »Die Post ist eine Epoche der Post.«²⁶ Die Post – das bleibt der Horizont des Versuchs, Literatur als Epoche der Post zu analysieren – ist nur zu denken, indem man mit dem Entzug der Post rechnet. Dabei steht mehr auf dem Spiel als die Reflexionen des philosophischen Diskurses über das Verhältnis von Theorie und Geschichte der Post. Thema ist vielmehr das Verhältnis der beiden grundlegenden Funktionen, die Medien erfüllen: Speichern und Übertragen. Denn was ist das Ansichhalten anderes als Speicherung im Verhältnis zur Übertragung? Geschichte als Einheit der *res gestae* und der *res narratae* ist eine abhängige Variable jener großen Epoche der Post, deren Technologie gekennzeichnet ist durch die Tontäfelchen, das Papyrus, das Pergament, das Papier, das Buch und die Postkarte. Die Epochen der Geschichte sind Speichertechnologien. Sie sind der unmittelbare Gegenstand der Sub-Epochen der postalischen Epoche, wie etwa die der Reichsposten, die des Staatsmonopols, des Satzes vom Grund als *principium reddendae rationis*, des Subjekts als individuellen Beschickten oder des Weltpostvereins. Aber diese Speichertechniken, diese materialen Bedingungen der Geschichte, sind auch wiederum ebensovielen Orte des Entzugs, postalische Halte, das heißt Orte, an denen das Schicken anhält: *mutatio- nes*, *mansiones*, *Relais*. Das Gespeicherte ist die notwendige Spur des Postierens, wenn anders es eine Post und ihre Schickungen gibt. Die Spur,

die die Epoche der Post ist, ist das Archiv. In der Tat gibt es streng genommen keine Quellen zur Geschichte der Post (und daher auch keine solche Geschichte) in dem Sinne, wie etwa Bücher Quellen einer Geschichte des Buches sind. Denn Dokumente bezeugen an sich selbst nur historische Weisen der Speicherung; bestenfalls sind sie – wie Briefe u. ä. – Gegenstand einer Schickung gewesen, von der ihre Ränder (Adressen, Siegel, Marken) noch zeugen. Doch die Schickung selber kann nicht für sich zeugen, wie das die Speicherung kann. Was von ihr außerhalb der Archive zu finden ist, sind allenfalls ein paar archäologische Funde, französische Ortsnamen wie *Mudaison*, *Musizon* oder *Mudahon*, die die frühere Existenz einer römischen *mutatio* verraten,²⁷ und unzählige Gasthöfe »Zur Post«. So gesehen könnte man sagen, daß es den Gegenstand dieser Untersuchungen gar nicht gibt, weil er das Prinzip ist, das allererst gibt. Fruchtbarer scheint es jedoch zu sein, die Epoche der Post – jenen Grundzug des Schickens, der das Prinzip ist für jegliches, was ist – vorderhand zu positivieren; und sei es eben nur anhand der an den Archivalien zu beobachtenden Ränder der Zustellung. Im positiven Sinn heißt *epoche* nichts anderes als Interzeption. Jedes Anhalten der Sendung als das Ansichhalten der Post zu Zwecken des Sendens ist eine Weise des Abfangens. »Das Relais ist nicht nur der Angelpunkt verkehrswirtschaftlicher Macht, sondern auch die potentiell undichteste Stelle im ganzen Nachrichtensystem.«²⁸ Insofern Aufzeichnung eine Form der Überlieferung ist, die mit diesem Halt oder Relais rechnet, eine *poste restante* also, ist sie ein Phänomen der Interzeption. Daß eine Letter immer auch nicht ankommen kann – abgefangen, entwendet werden kann – ist geradezu Bedingung dafür, daß sie immer ihren Bestimmungsort erreicht.²⁹ Ein Bestimmungsort, der den Namen »Mensch« tragen kann, solange die Zustellungen der Interzeption mit den postalischen Halts der Sinne und des Sinns rechnen. Hier ist der Ort der Ästhetik. Ästhetik ist im Rahmen einer Theorie der Allgemeinen Post eine Gabe der Interzeption. Sie entspricht und entspringt einem bestimmten medientechnischen Stand der Epoche (in allen Wortsinnen). Die Unmöglichkeit, Daten technologisch in Echtzeit zu verarbeiten, ist die Möglichkeit der Kunst. Literatur als eine Kunst von

24 Derrida, 1980/1982: 83. Was »Rechnen« hier heißt, wird im letzten Kapitel dieser Arbeit zur Sprache kommen. 25 Derrida, 1980/1982: 83. 26 Derrida, 1980/82: 81.

27 Vgl. Vaillé, 1947: 67f. 28 So das hinsichtlich der hier angeschnittenen Probleme vollkommen unbelastete Buch von Beyrer (1985: 86). 29 Vgl. Lacan, V 1955/1973-80: 41.

Menschen ist die Gabe einer Interzeption, die auf der Basis von Kontrollschleifen zwischen menschlichen Sinnen und einer postalischen Materialität von Datenverarbeitung namens Alphabet operiert. Solange eine Verarbeitung in Echtzeit nicht zur Verfügung stand, mußten Daten, um übertragen oder sonstwie verarbeitet werden zu können, immer irgendwo zwischengespeichert werden: auf Haut, Wachs, Ton, Stein, Papyrus, Leinwand, Papier, Holz oder Hirnrinde. Eben dadurch wurden sie für Menschen handgreiflich, gaben sie das Feld der Kunst frei. Umgekehrt ist es unsinnig vom Zur-Verfügung-Stehen einer Echtzeitverarbeitung zu sprechen (wie eben), sofern im Begriff der Verfügung der Mensch als Subjekt mitgedacht ist. Denn Echtzeitverarbeitung ist von der Sache her das genaue Gegenteil eines Zur-Verfügung-Seins. Über sie verfügen nicht die Kontrollschleifen menschlicher Sinne – denn ihre Unterlaufung definiert Echtzeitverarbeitung ja gerade –, sondern die Standards von Signalverarbeitungsprozessoren.

Literatur ist impliziert im Aufschub der Schickung als der Möglichkeit einer Interzeption durch die Sinne. Genau so und nicht anders definierte 1776 in einem Schreiben an Friedrich II. d'Alembert Literatur.

Sire!

Fast zu gleicher Zeit erhielt ich die beiden Briefe vom 22. und 26. Oktober, womit Ew. Majestät mich gütigst beehret haben. Diese Briefe und der meinige, den ich vor ungefähr sechs Wochen mir die Ehre nahm Ewr. Majestät zu schreiben, sind länger als gewöhnlich unterwegs gewesen. Die ehrlichen Postbedienten, die – ohne Zweifel auf sehr verehrungswürdige Befehle, von denen ich jedoch sehr gern sehe, daß sie andern als mir übertragen werden – die Briefe öffnen, welche nach Deutschland gehen, (denn von denen nach Frankreich wage ich es nicht zu sagen) waren dießmal vielleicht noch begieriger als sonst, entweder um sich zu belehren, oder um ihres traurigen Zeitvertreibes willen, zu sehen, was ein großer König die Gnade hat, einem armen betrübten Philosophen zu schreiben, und was der arme Philosoph dem großen König antwortet. Man muß gestehen, Sire, daß diese Postbedienten in der Tat und im ganzen Sinne des Wortes *gens de lettres* sind, und zwar solche, die begierig das Schöne sammeln.³⁰

Das Schöne verdankt sich der postalischen Epoche. Im An(sich)halten und Prolongieren der Post gibt es Literatur. Man muß nur die Metapher d'Alem-

berts umkehren, um das Prinzip klassischer Autorschaft in Händen zu halten. *Gens de lettres* sind Postbediente im ganzen Sinn des Wortes. Beginn einer Sub-Epoche der Post, die Literatur selber ist. Nur, damit Literatur als Kunstwerk, als Schöpfung »Des Menschen« in die Wahrheit ihres Begriffs eintreten konnte – anstatt daß »Der Mensch« einfach der medientechnische Stand einer postalischen Epoche wäre –, muß die Genealogie des literarischen Wissens zugestellt werden. Klassisch-romantische Autorschaft setzt ein mit einer Anthropomorphisierung der postalischen Staatsräson des 17. Jahrhunderts. Dichtung im 18. Jahrhundert ist eine Zustellung der Post in der Produktion und Kommunikation von Wissen. Die Versetzung des »Gedankens, daß Menschen durch Briefe mit einander verkehren können«, aus dem polizeylichen Diskurs in einen Diskurs des ewigen und unverbrüchlichen Naturrechts bringt Literatur als Epoche der Post hervor. Die staatsrationale Herkunft dieses »Gedankens« wurde zugestellt, im Maße das Medium Post entpolitisiert wurde, während die Institution Post zugleich eine Polizeyanstalt und die Beförderung von Privatbriefen zur Politik des aufgeklärten Absolutismus wurde. Mediengeschichtlich gesprochen verlief die Trennung von Politik und Moral, aus der Hobbes die absolutistische Souveränität ableitete und in der bereits ihre Auflösung hauste, zwischen Post und Brief. Wie Reinhart Koselleck in seiner Analyse der Logen im 18. Jahrhundert gezeigt hat, war es die Rolle des Geheimnisses, Moral und Politik zu demarkieren und jenen inneren sozialen Raum zu definieren, in dem die Moral sich verwirklichen sollte: den Raum der Seele.³¹ Dem Logengeheimnis entspricht postalisch das Briefgeheimnis. Noch die Theresiana von 1786 sieht in seinen Verletzungen allein »schalkhaft-betrüglische Handlungen«, denen man »fast keine eigenen Namen geben kann«. ³² Erst 1794 bringt das Allgemeine Preußische Landrecht das bürgerliche Individuum auf seinen postalischen Begriff. Schon früher dagegen agierten Aufklärer im Dienst einer Politik überbordenden Staatsräson, indem sie das aus dem Naturrecht deduzierte Briefgeheimnis gerade gegen jede Staatsräson verwahrten und als Privatraum der bürgerlichen Freiheit definierten.³³ Im so errichteten Geheimnisraum, dessen staatsrationale Architekten in Verges-

30 d'Alembert, B 14. Nov. 1776. In: Friedrich der Zweite, 1788-89: XIV 316.

31 Vgl. Koselleck, 1959/1973: 60 u. ö. 32 Zit. nach Friedlaender, 1896: 766.

33 Schulmäßig vorgeführt bei Siebenkees, 1788: passim.

senheit gerieten, konstatierten gens de lettres – Literaten, Moralphilosophen und Professoren der Beredsamkeit – den »Gedanken, daß Menschen mit einander verkehren können«, als ein Vermögen und Recht, das den Menschen selber ausmacht. Im Zuge dieser Diskurstransformation wurden die Praktiken der Schwarzen Kabinette, die am Hof Ludwig XV. noch direkt in Literaturproduktionen mündeten,³⁴ im Deutschland Ende des 18. Jahrhunderts zur postalischen Praxis klassischer Autoren. An die Stelle eines machtpolitischen Willens zum Wissen tritt ein unpolitischer Wille zur Wahrheit. Werke werden individuell, im Maße sie angekoppelt sind an eine Logistik intimer Geständnisse. Dementsprechend definiert dasselbe 18. Jahrhundert die Praxis des Briefeschreibens nicht länger in Terms der ars dicamini, sondern in Terms intimer Geständnisse. Wobei das Private dem Privatbrief weder zeitlich noch kausal vorgängig ist – im Gegenteil: Definition des privaten Mediums ist, Medium der Definition des Privaten zu sein. Die Sub-Epoche innerhalb der großen Epoche der Post, in der »Menschen durch Briefe mit einander verkehren können«, ist von relativ kurzer Dauer. Sie dauert solange, wie Literatur die Seinsweise eines Privatbriefs an eine mit einer Variablen bezeichneten Leserin hat und Privatbriefe die Seinsweise ungereimter Gereimtheiten. An ihrem Anfang stehen Gellerts epistolographische Schriften, an ihrem Ende Kellers *Mißbrauchte Liebesbriefe*. Und nur weil diese Sub-Epoche bis heute einer Literaturwissenschaft einen Subjektbegriff zugestellt hat, der sie anscheinend dazu verdammt, das Briefeschreiben nicht anders als ein Ausdrucks- und Verkehrsmittel von Menschen zu

34 Der Aussage von Madame de Housset zufolge – der Kammerfrau der Marquise Pompadour – ließ Ludwig XV. »den Herzog von Choiseul das Geheimniß der Post, d. h. den Auszug aus den geöffneten Briefen mittheilen, eine Gunst, deren der Herzog von Argenson, sein Vorgänger im Ministerium, sich niemals erfreut hatte. Choiseul mißbrauchte die Bevorzugung aber und amüsierte seine Freunde durch die Erzählung von launigen Geschichten und Liebesintrigen, die er auf diesem Wege erfahren. Ein halbes Dutzend Commis im Hôtel der Post nahmen [...] von den Briefen, deren Eröffnung ihnen anbefohlen wurde, einen Abdruck des Petschafts mit einer Quecksilberkugel, legten das Siegel über einen Becher mit warmen Wasser, bis das Wachs schmolz, öffneten den Brief dann, machten den Auszug und schlossen ihn wieder. Mit den Auszügen kam der Intendant alle Sonntage zum Immediatvortrage, ganz wie ein wirklicher Minister.« (Zit. nach König, 1875/1899: 14f.) Genau diese Praxis der Interzeption ist der empirische Hintergrund der unaussprechlichen Publikationsmethode intimsten Wissens in Diderots *Bijoux indiscrets*. Der Wechsel von der euphemistischen Metapher zweiten Grades des sprechenden bijou zur Metapher der sprechenden Seele für den Brief – wie sie seit Herder perenniert – markiert präzise den Übergang vom höfischen zum bürgerlichen Sexualitätsdispositiv. (Wobei interessant bleibt, ob die Seele in diesem Zusammenhang eine Metapher für den Brief oder eine Metapher für das ist, wofür bijou Metapher ist.)

denken, wird sie, besagte Sub-Epoche, noch immer mit dem »Wesen« der Post verwechselt. Als *Geschichte des deutschen Briefes*, in der vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nichts anderes gewirkt habe als das Zu-sich-selberkommen des Menschenverkehrs, wurde diese Verwechslung einer Sub-Epoche der Post mit einer Geschichte des Briefverkehrs, deren Subjekt und Objekt der Mensch ist, bekanntlich vor genau hundert Jahren auf der Basis einer allgemeinen Postvergessenheit von Georg Steinhausen ins Werk gesetzt.

Bekanntlich hat Kafka in seinem berühmten Schlußstrich unter diese Sub-Epoche der Post namens »Menschenverkehr« nur körpertransporttechnische Erfindungen unter die Maßnahmen gerechnet, die die Menschheit im Kampf gegen ihre Verwandlung in ein Heer von Gespenstern ergriffen hat.

Die Menschheit [...] hat, um möglichst das Gespenstische zwischen den Menschen auszuschalten und den natürlichen Verkehr, den Frieden der Seelen zu erreichen, die Eisenbahn, das Auto, den Aeroplan erfunden, aber es hilft nichts mehr, es sind offenbar Erfindungen, die schon im Absturz gemacht werden, die Gegenseite ist soviel ruhiger und stärker, sie hat nach der Post den Telegraphen erfunden, das Telephon, die Funkentelegraphie. Die Geister werden nicht verhungern, aber wir werden zugrundegehn.«³⁵

Daß die Post für Kafka nicht zu den »natürlichen« Verkehrsmitteln, sondern zu den Erfindungen einer Gegenseite namens Nachrichtentechnik zählt, ist Ergebnis einer Aufspaltung von Personen- und Nachrichtenverkehr, die die Sub-Epoche des Menschenverkehrs und mithin Literatur als Epoche der Post sprengte. Kafkas Sicht der Dinge entspricht präzise dem Stand von 1871. Bis dahin war die Beförderung von Nachrichten und Personen grundsätzlich und das heißt monopolrechtlich Sache ein und derselben Institution namens Post. Vom 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurde Zeichenverkehr portoökonomisch in der gleichen Weise an der Geographie gemessen wie Körperverkehr, einfach weil beide durch dasselbe Transportmittel ins Werk gesetzt wurden. Dieselbe Postkutsche konnte sowohl einen Brief als auch seinen Schreiber überbringen. Subjekt der Briefaussage und Subjekt der Briefäußerung fielen unter das Gesetz ein und derselben Verkehrsanstalt. Das Porto für einen Brief hatte daher möglichst genau die Länge

35 Kafka, B Ende März 1922/1986: 302.

der zu überbrückenden Distanz und das Gewicht des Briefes zu repräsentieren, als handele es sich beim Brief um die Person selber. Folglich konnten Zeichen als Ersatz für Körper erhalten, konnten Briefe als Stellvertreter eines abwesenden Körpers imaginiert werden. Das ist bekanntlich das Fundament des postalischen Seelenfriedens der Menschheit, der unausrottbare Grundsatz der Brieftheorie und die a priori gesetzte Prämisse von Steinhausens *Geschichte des deutschen Briefes*. Erst das Postgesetz vom 28. Oktober 1871 gab die letzten Reste des Personenbeförderungsregals und damit den Frieden der Seelen auf,³⁶ nachdem die Eisenbahn ihr Streckennetz derart ausgebaut hatte, daß den Postkutschen auch keine ökologische Nische mehr in der Flächendimension geblieben war (in der Geschwindigkeitsdimension waren sie ja von vornherein mit ihren 8 km/h gegenüber den nacheinander 50 (1840), 65 (1860) und 80 (1880) km/h der Eisenbahn ohne Chance³⁷). So blieben der Post allein die Nachrichten, und so kamen die Gespenster, nachdem der »natürliche« Eisenbahnverkehr – begleitet von Schocks, Railway Spine und traumatischen Neurosen – den vereinigten Brief- und Personenpostzwang zu Bruch gefahren hatte.

Seitdem Briefeschreiben ein Partisanentum der nachrichtentechnischen Revolution gegen die transporttechnische einschließt, ist es vorbei mit der Substituierung von Zeichen für Körper. Körper und Zeichen befinden sich im Kriegszustand. Damit nimmt eine »Natürlichkeit« des Schreibens ein Ende, die als Imperativ aller gens de lettres seit Gellert über Briefdiskurse geherrscht hatte. Um 1900 sind Dichternachfahren zu Anwälten von Gespenstern geworden. Für den Reichstagsabgeordneten von Arnim jedenfalls steht es außer Zweifel,

daß die Verkehrsinteressen, die das schnelle Nachrichtenwesen betreffen, entschieden den Vorrang vor den anderen Interesse verdienen [...] Der Verkehr des Schnellnachrichtenwesens ist [...] viel wichtiger als die Frage, ob die Personen mit Pferden oder mit Elektrizität fahren (sehr richtig! rechts). Ich brauche nur darauf hinzuweisen, daß unser politisches, unser kommerzielles, unser gesellschaftliches Leben überhaupt nicht möglich ist ohne den Telegraphenverkehr.«³⁸

36 Vgl. Sautter, 1951: 101. 37 Vgl. Voigt, 1973: 865 und Sautter 1951: 102.

38 Bei der Reichstagsdebatte über das Gesetz über das Telegraphenwesen des Deutschen Reiches vom 6. April 1892. Zit. nach Wessel, 1983: 479.

So genau paßt die Diagnose der Kafkaschen Medientheorie auf Reichstagsreden, denen es um die Integration der Telephonie in die Post ging. Seit gesellschaftliches Leben überhaupt abhängig ist von Nachrichtenübertragungssystemen, die ein Monopol auf fernschriftliche und -mündliche Reden beanspruchen, träumt Liebe vom Kalkül postalischer Modalitäten, anstatt davon, beim Lesen von Briefschrift die Seele ihres Schreibers oder ihrer Schreiberin zu interpretieren. »Geschriebene Küsse kommen nicht an ihren Ort«,³⁹ einfach weil ihr postalischer Umweg nicht mehr in Literatur endet, sondern in der Macht der Medien selber. Seitdem die Briefmarke Autorschaft als Einladung zum Diskurs kassiert hat und die Postkarte – diese beschreibbare Briefmarke – mit dem Briefgeheimnis auch den Menschenverkehr, ist Liebe eine Sache von Transportunternehmen oder gar keine. Unter dieser historischen Prämisse wird 1912 ein Medien- und Menschenexperiment unter der Bezeichnung *Briefe an Felice* seinen Lauf nehmen.

Nach all dem gibt es eine Theorie der Post, seit es eine Post-Moderne und ihre zerrütteten Seelen gibt. Im Maße massenmediale Standards des Geschicks und technische Medien die Sub-Epoche des Menschenverkehrs beenden, werden Briefautoren zu Theoretikern der Post – um den Preis des Seelenfriedens der Menschheit. Was man mit Kafka und der Psychiatrie seiner Zeit ganz im technischen Sinn, das heißt neurophysiologisch verstehen kann: denn die Heere von Kriegsneurotikern, die der Erste Weltkrieg produzierte, waren das Massensymptom des Versagens der Seelenmedien vor einer im Ernstfall ablaufenden Wirklichkeit. Wenn ein Ansichhalten oder ein Entzug der Post, aufgrund dessen es einen Frieden der Seelen gab, selber entzogen wird, läuft sowohl als Briefwechsel, der diesen Ernstfall einspielt, wie auch als Weltkrieg, der dieser Ernstfall ist, ein *Krieg der Nerven*.⁴⁰ Doch die Theorie der Post gehört noch zur Epoche der Post. Also blieb Kafkas gespenstischer Brief Literatur und das heißt folgenlos, anstatt auch innerhalb einer Literaturwissenschaft eine »Kommunikations«-Theorie auf den Weg zu bringen, die nicht vom Seelenfrieden der Menschheit, sondern von Medien und ihren Kriegen ausginge. In deren Unwägbarkeiten brauchte Literaturwissenschaft hierzulande daher gar nicht erst zu geraten. Die

39 Kafka, B Ende März 1922/1986: 302. 40 So Kafkas Aufruf zur »Errichtung und Erhaltung einer Krieger- und Volksnervenheilanstalt«. Vgl. Kafka, 1916/1976: 764.

Unwägbarkeiten einer Posttheorie und einer Postgeschichte sind allerdings wenig erstaunlich, denn schließlich ist *Wegbarkeit* oder *Wegsamkeit* auch nur ein anderes Wort für einen historischen Stand von Post. Daß Unwegsamkeit, dieser griechische Wortsinn von *aporía*, im Diskurs der Dekonstruktion jedoch einzig als *Hysteron proteron* erscheint, verweist auf die Zustellung der Post noch in jenem Denken, das Geschichte letztlich zugunsten eines unabschließbaren *theoréo* dekonstruieren möchte. Derridas Postulat eines unendlich offenen Sinns gehört Foucaults Einsicht zufolge zum pädagogischen Diskurs, mithin in jene den Seelenfrieden der Menschheit im Diskurs der Philosophie zur letzten Ruhe bettenden Sub-Epoche der Post. Dem pädagogischen Postulat der Unwägbarkeit der Interpretation bleibt die Epoche der Post in der Unwegsamkeit selber zugestellt. Daher erscheint Unwegsamkeit nur als Aporie der Kausalität; anstatt auf eine Reflexion ihrer Medialität, führt das Denken des Unwegsamen einzig vor den Richterstuhl einer philosophischen Kategorie.⁴¹

Topographischer Begriff, der sie ist, besagt Aporie dagegen schon selber, daß Sinn nicht offen, sondern begrenzt ist. Die wegsamen Post(dis)kurse seiner Zustellungen werden ja allererst vom Unwegsamen gelichtet. So gewinnt die Aporie die Positivität eines Randes, die die Rede vom Ende und von der Möglichkeit des postalischen Seelenfriedens der Menschheit von postalisch-historischen Aprioris her analysierbar macht, die Sinn einrichten, ohne selber sinnvoll zu sein.

Allein, um in einer Geschichte, deren Gespenster wir sind, den Befehl zu entziffern, der 1922 Kafka zu der Frage veranlaßt hat, wie man nur auf den Gedanken, daß Menschen durch Briefe mit einander verkehren können, habe kommen können, müssen Diskurse selber historisch datierbare Dinge geworden sein.⁴² Das heißt, Aussagen wie die hier so oft zitierte Frage Kafkas sind – bevor sie Sätze sind, die wahr oder falsch sein können – Dinge, deren Denkwürdigkeit zunächst einmal darin besteht, daß sie sind und nicht vielmehr nicht.⁴³ Die Lektüren, die hier präsentiert werden, gehen mithin

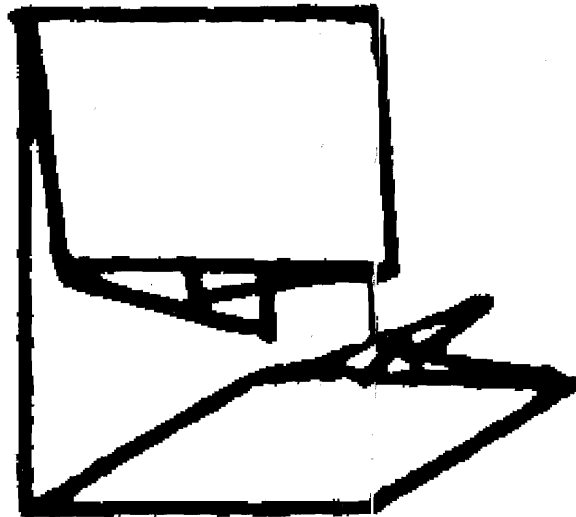
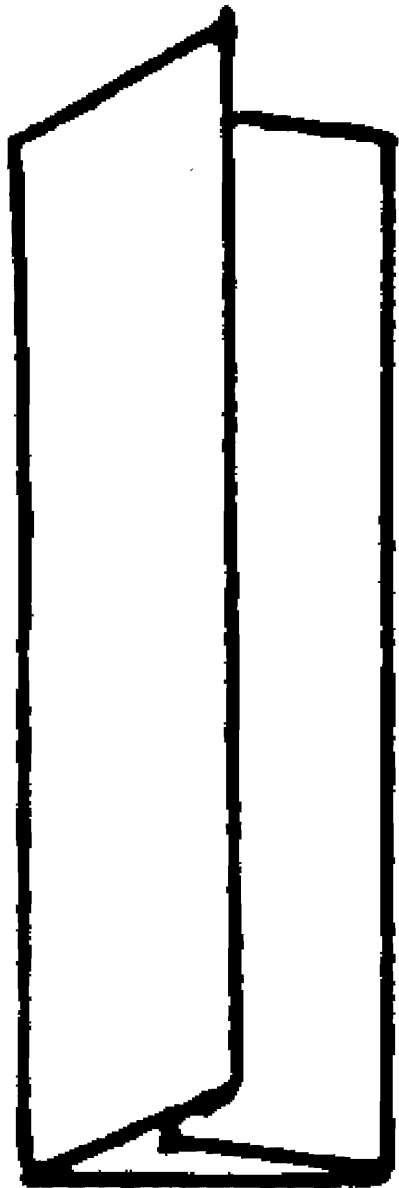
auf das, was *on the brink* Auskunft gibt über die Gabe des schlichten Gebens: Befehle, Adressierungen, Datierungen, Speicherungen und Rückkoppelungen, kurz, der postalische Diskurs, der kaum einer ist und dennoch das Geschick der Literatur regelt. Die Aporien einer Geschichte oder Theorie der Post sind solidarisch mit Geschichte selber als einer Epoche der Post: das heißt mit dem medientechnischen Stand von Büchern. Und außerdem von Briefen und allen sonstigen Schriften, die Archive verzeichnen und auf die Bücher sich stützen. Ihre Wegsamkeit kann kaum aus den Unwägbarkeiten einer Geschichte der Post herausführen, doch umgekehrt dauern auch diese nur solange wie Bücher dauern. Bücher können gerade noch mit einem Stand von Post rechnen, auf dem, wie Alan Turing sagte, die Maschinen die Herrschaft übernehmen.⁴⁴ Analogmedien lassen im Rauschen der Kanäle das Ende der Sub-Epoche des Menschenverkehrs als Grund und Abgrund von Kommunikation erscheinen. Digitalisierung des Analogenen dagegen läßt den Gegenstand von Post selber – Übertragung – in einer Allgemeinen Signalverarbeitung verschwinden. Das heißt nichts anderes, als daß seit dem Zweiten Weltkrieg Leibniz' Satz vom Grund als *principium reddendae rationis* noch durch anderes als durch »cognitionis« ergänzt werden kann. Wenn das, was ist, seinen Halt oder Grund nicht mehr bei den Menschen nimmt, kommt eine Epoche zu sich selbst und eine Geschichte zu ihrem Ende.

Der Mensch hört auf, Relais von Geschichte zu sein. Und da nur ist, was postierbar ist, »wissen« von da an nur noch Götter oder Maschinen, was ist. Was sich abzeichnet für uns, ist eine Zustellung der Post, die uns vergißt und Reiche errichtet – *beyond the brink*.

41 Zur Foucault-Derrida-Debatte, auf die hier Bezug genommen wird, vgl. Derrida, 1964/1976: vor allem 70-73 und Foucault, 1972: vor allem 602. Dazu Wordsworth, 1987: 116-125, die Foucault der wundersamen Gabe bezichtigt, bereits 1972 vergessen zu haben, daß Derrida 1980 in *La Carte postale* auf der Berücksichtigung der Techno-Politik der Medien insistieren wird. Vgl. auch: Eribon, 1989: 144-147.

42 Vgl. Foucault, 1969/1981: 73 und 186f. 43 Vgl. Heidegger, V 1936/1980: 51.

44 Vgl. Turing, 1959/1987: 15.



Dichtertraumlogistik

Was sind Buchsta-
ben im Herzen? Wie
kann man sie sehen?
Soll der Gedanke ei-
nen Verstand haben,
so muß er heißen:
...Sie kennen mein
Herz, und wissen, ...
daß ich alle Empfin-
dungen habe, die zu

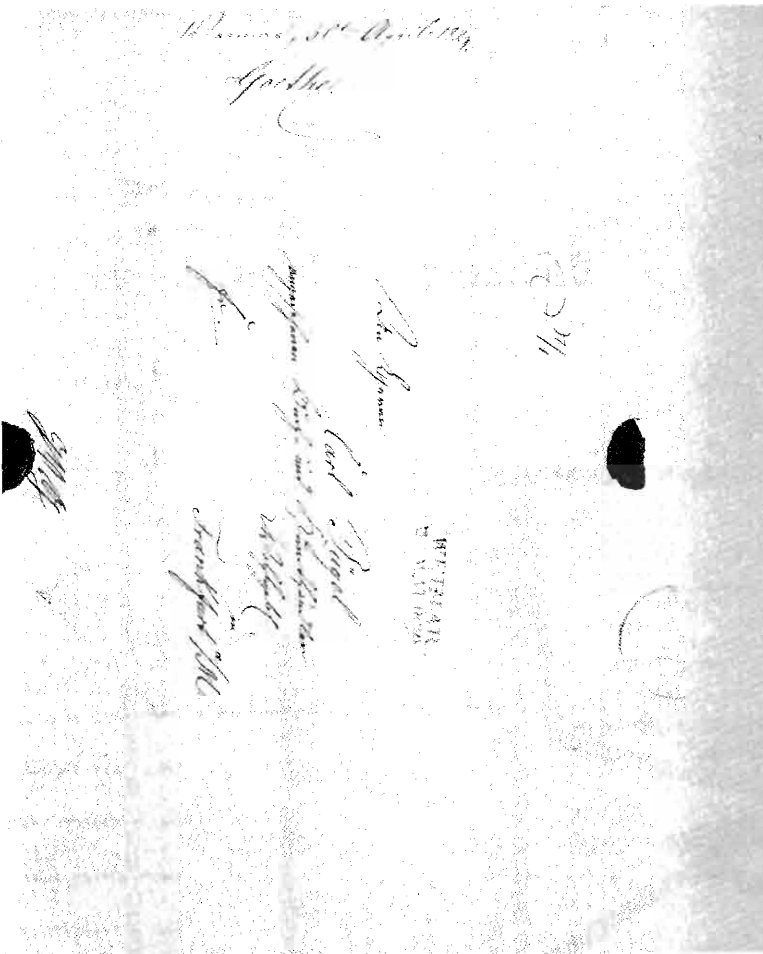
Die rechte Zeit (Einschreiben I)

An der Schwelle der modernen Autorschaft erträumt ein postalisch verschalteter Gelehrten-Körper die Optimierung seiner Verschaltung. Wie bei allen Heimsuchungen ist das erträumte Medium Medium des Traums: eine Werbesendung der Post. Als Wunschbild ist sie zugleich Verkennung und Tarnung der Lage: sie zeigt die Vollkommenheit in der Gestalt des Obsole-ten. Die Verkennung der Perfektion in der Perfektion der Verkennung ist dennoch signifikant: sie figuriert das Testbild eines historischen Bruchs. Der gelehrte Körper trägt den Namen Lichtenberg und schreibt daher fragmen-tarisch.

Dieses wird ein Brief werden, den ich selbst überbringe. Diese Art seine Briefe selbst zu bestellen hat einige Unbequemlichkeiten, aber auch gewiß groß Vortheile. Man kan ihn auf jeder Station aufmachen, austreichen, zu-setzen auch wohl ganz unterdrücken, welches die Postbedienten sonst nicht erlauben. Und ein Hauptvortheil und unstreitig der größte ist der, daß man ihn zu rechter Zeit übergeben, und in der Tasche stecken lassen kan, wenn die Aspekten nicht günstig sind. Hätten die Posten noch den Vortheil, so würden sie eine der vollkommensten Erfindungen seyn, auf die der mensch-liche Geist je verfallen ist. Ich habe deswegen immer die Schriftsteller benei-det, die sehr alt werden, wie ZE. HE v. Haller und Voltaire, weil sie gleichsam ihr Werck bey der Nachwelt selbst bestellen, und die Mine beobachten kön-nen die sie bey der Ueberreichung macht, und also folglich den gantzen Brief zurück nehmen können, und in so fern sind unsere schönen Geister, die so entsetzlich durcheinander schreiben zu entschuldigen.¹

Der optimale Nachrichtenverkehr läuft auf ein Solidaritätsmaximum von Post- und Reiseverkehr hinaus und mithin auf die Beseitigung der Post als Institution. Lichtenberg wird Absender, Kurier und Geheimdienstagent in Personalunion. Ein derartiger Angriff auf das Post- und Polizeimonopol des Staates setzt das ehrwürdige, auf Artemon zurückgehende und von Philo-strat erstmalig in der klassisch gewordenen Weise formulierte Theorem,

¹ Lichtenberg, zit. nach Joost, 1984: 64. Erstveröffentlichung ebenda. Datierung nach Joost: Ende der 70er Jahre des 18. Jahrhunderts.



Autograph: Er zeigt das berühmte schwarze Siegel mit den Initialen JWVG darüber, nebst dem fr[anco]-Vermerk – das Zeichen von Goethes Portofreiheit. Weimar, 30. April 1829. Eine Seite. Quarto (25 x 21 cm, gefaltet 12,5 cm quer; 8,5 cm.)

ein Brief sei *sermo absentis ad absentem*,² außer Kraft. Denn der Brief supplementiert nicht nur die Präsenz der Stimme, sondern überdies das Supplementieren selber. Aber die Absenz der Absenz läßt kein Signifikat ankommen: nur den stummen Augenblick einer nicht stattfindenden Übergabe. Lichtenberg stellt den Zeichengebrauch selber zur Diskussion, indem er die Zeichen einem unmöglichen Test unterwirft: im Versuch, das zu schreiben, was sich nicht schreiben kann – die Distanz zwischen den Körpern oder den »rapport sexuel«.³

Solange der Brief/die Post die Distanzvermessung zu einem Ort betreibt, an dem ein Übersetzen von Zeichen in Körper statt hätte, solange schreibt sich notwendig Unabschließbares. Weil die Beziehung der Körper nicht aufhört, sich nicht zu schreiben, hört der Brief nicht auf, sich zu schreiben. Schrift, die sich durch nichts anderes als durch Schriftmanipulationen, wie *Ausstreichen* und *Zusetzen*, abschaffen will, findet kein Ende, es sei denn ein kontingentes. Und die Kontingenz der Briefzustellung versagt der Post ja den Ruhm, »eine der vollkommensten Erfindungen« heißen zu dürfen. Nie kommen Schrift und Körper »zu rechter Zeit« zusammen. Um diese »rechte Zeit« kreist alles und nicht nur die Vollkommenheit der Post. Denn was wäre sie anderes als der eucharistische Augenblick, in dem die *différance* des Zeichens gelöscht würde – heiliger Moment der Transsubstantiation des Zeichens in das, was es gerade noch bezeichnet hat: den Leib? Und das geschähe nicht, weil ein Meister den Trick einmal gezeigt und seine Wiederholung bis in alle Ewigkeit befohlen hätte, sondern indem Schrift qua Schrift von Poststation zu Poststation den Abstand von Signifikant und Signifikat sukzessive verkürzen würde, bis der bezeichnete Moment und der Moment des Bezeichnens zusammenfielen. Zeichenprozessierung hieße adamitische Befehle zu erteilen. Kontingenz wäre durch einen qualitativen Sprung in der Zeichenstruktur aus der Welt verbannt.

Aber eben daran scheitert Lichtenbergs Post: am Befehlsnotstand der Wörterwelt. Ohne Geheiß einer oberen Führung⁴ gibt es kein Ankommen zur rechten Zeit, weil Kontingenz oder der Sündenfall im Innern der Signifikanten selber haust. Mehr noch: damit überhaupt ein Zeichen ankommen kann, kann es nicht »zu rechter Zeit« ankommen können.

Du begreifst, im Innern jedes Zeichens déjà, jedes Mal oder jedes Zugs, gibt es die Entfernung, die Post, das, was nottut, damit es lesbar sei von einem anderen als Dir oder mir, und alles ist im vorhinein futsch, Karten auf den Tisch. Die Gegebenheit dafür, daß das ankommt, ist, daß es aufhört und sogar, daß es damit anfängt, nicht anzukommen.⁵

In der Praxis heißt das, daß der Brief »in der Tasche stecken« bleibt. Auf den Befehlsnotstand folgt Verbindungsnotstand.

Weil es in jedem Zeichen die Post gibt, kommt kein Brief an in einer Zeit, die Zeichen und Körpern gemeinsam wäre; er bleibt stecken oder wird asymptotisch endlos auf die Absenz der Absenz hin fortgeschrieben. Geht der Limes der Differenz von Zeichen und Körper gegen null, läuft die Produktion von Schrift gegen unendlich.

Wer die Optimierung von literarischen Medien nach dem Prinzip eines solchen Briefes propagiert, schafft keine – Lichtenberg produziert keine geschlossenen Werk Ganzheiten, sondern Sudelbücher. Oder aber er verfällt einer Editions kritik seiner selbst – wie zum nicht unbegründeten Exempel Albrecht von Haller. Denn dieser Professor der Botanik, Anatomie und Chirurgie in Lichtenbergs Göttingen, Großrezensent und Literaturkritiker, rezensierte nicht nur gelegentlich anonym seine eigenen Publikationen und sogar sein eigenes Leben,⁶ sondern überbrachte seine Alpen der »Nachwelt« über den Kurs von vierzig Jahren in elf Auflagen, um sie an jeder dieser Stationen aufzumachen, um Wörter auszustreichen oder zuzusetzen – als Antwort auf gelehrte Leserkritik. Das geht zum Beispiel so:

Die Gemschen sehn erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn, und sich in Wolken giessen,⁷

lautet ein Vers in den ersten beiden Auflagen von 1732 und 1734. In der dritten Auflage 1743 werden die erstaunten Gemschen gestrichen, an deren Stelle nun »Ein Fremder sieht«, der bereits in Hallers Handexemplar dieser Ausgabe durch einen »Wandrer« ersetzt wird, der 1748 und fortan im Druck erscheint. Nicht aber ohne ab derselben vierten Auflage folgende Fußnote mitgegeben zu bekommen:

2 Vgl. Smolak, 1980: X und XII. 3 Lacan, 1975: 87. 4 Vgl. Kittler, 1987: 155.

5 Derrida, 1980/1982: 39. 6 Vgl. Haller, 1755, in: Haller, 1787/1971: 123-5.

7 Haller, 1732/1959: 22.

Meine eigenen Gönner haben diese zwey Reimen getadelt. Sie sind also wohl schwer zu entschuldigen. Indessen bitte ich sie zu betrachten, daß die Gem-schen in den ersten Auflagen, wenn sie schon Menschen wären, ein tägliches Schauspiel nicht bewundern würden.⁸

Die folgenden Auflagen verlagern die ständigen Streichungen und Zusätze auf das Feld dieser Fußnote, bis sie 1772 in der letzten Ausgabe von Hallers Hand mit einer weiteren Anmerkung versehen wird, die in Form eines naturkundigen Augenzeugenberichts vom Staubbachfall im Tal Lauterbrunnen die *verba propria* der oben eingesetzten Metaphern beisteuert.⁹ Und das nicht ohne Grund. Denn die gedichteten Alpen stecken in einer tiefen Legitimationskrise. Bevor Goethe Naturlyrik an die Wahrheit eines Transzendentsignifikats namens Frau band und alle Wasserfälle dieser Erde sexualisierte, stellte alle Welt, Haller eingeschlossen, die Frage, ob gedichtete Natur nicht ein reiner Unsinn sei. Der Verdacht lautete, daß ihre Wörter entweder gar nichts bedeuten, oder einfach die naturwissenschaftlichen Diskurse verdoppeln. Daher gibt es bei Haller neben den kritischen Fußnoten zwei Sorten von Anmerkungen: Die einen versichern (oft unter Beibringung von Zeugenaussagen schweizerischer Bauern), daß Hallers rhetorische Figuren nicht dem üblichen Wörterspeicher der Rhetorik, der *copia verborum*, entstammen, sondern in der Natur vorkommen. Die anderen sind »Lohensteinischen«¹⁰ Typs und beweisen, daß die Dinge dagegen im Bücherspeicher der *copia rerum* aufzufinden sind: in botanischen Atlanten. Wörter und Dinge sind nicht mehr im selben Medium gespeichert, weshalb die Wörter des Referenzdiskurses bedürfen, der bis dato eben einzig für Naturdinge zuständig war. Daß die Gelehrten ihre Bibliotheken verliessen, um sich auf dem Land zu ergehen, fing schließlich erst gerade an, als Haller schon fast tot und im Delirium von täglichen 8 Gran Opium war.¹¹ Aber wer nicht glauben kann, daß seine Wörter ohne wissenschaftlichen Referenzdiskurs sagen, was sie sagen, wird kein Autor: zwei Jahre vor seinem Tod mußte Haller sich gegen den Vorwurf verteidigen, er habe sein Leben lang bloß abgeschrieben.¹² Der Brief des Postmeisters war, als er ihn zustellte, gar nicht mehr sein eigener.

Lichtenbergs Phantasie einer Autorschaft als Abbildbarkeit eines Briefs auf ein Werk scheitert auf beiden Seiten der Metapher. Entweder bleibt der Brief in der Tasche stecken, wie Lichtenbergs »Werk«¹³ oder er kommt an, ohne daß man ihn als Eigentum bezeichnen kann, wie Hallers »Werk«. Das Fragment handelt mithin von einem Schreiben zwischen zwei historischen Stühlen. Denn einerseits enthält es bereits den Kern moderner Autorschaft, die unter Büchern intime Briefe von Autoren an Leser und vor allem Leserinnen versteht, andererseits kennt es noch immer nichts anderes als einen bloß philologischen Umgang mit Wörtern. *Ausstreichen und Zusetzen* sind Techniken, die über Wörtern zu nichts anderem kommen als zu mehr oder weniger Wörtern und die in Lichtenbergs eigenen Briefen in der Tat auch Anwendung gefunden haben.¹⁴ Der Name Hallers markiert dabei präzise den Mangel, der Post eine ebenso unvollkommene Erfindung sein läßt wie Lichtenbergs Aphorismen ein unvollkommenes Werk. Das ganze Unglück ist, daß der Diskurs der Dichtung für Naturwahrheiten unzuständig ist. Was fehlt, ist etwas Imaginäres: eine mit Seele gleichgesetzte Natur als Ursprung lauter halluzinierter Signifikate. Wenn die Intimmedien Privatbrief und Tagebuch den Zeichenverkehr erst einmal sexualisiert haben werden, kommt die endlose Wörterverwaltung der Gelehrtenrepublik zum Stillstand und der Abschreiber zu Natur und Autorschaft. Wenn Mutter Natur von einer oberen Führung zum einzigen Briefsteller erklärt worden sein wird, wird man eine Seele sprechen hören und ihre Erscheinung sehen, wo man bloß Zeichen liest. Um in ihrer Stimme zu enden, ist es für Körper wie für Zeichen immer die »rechte Zeit«.

Was Lichtenbergs Briefmetapher des Werks überträgt, kommt dagegen (dort) nicht an: die Posttechnik der Metapher ist nichts als die Metapher der Posttechnik und scheitert daher wie diese. Nur daß Lichtenberg diese Posttechnik gar nicht erfindet, sondern bloß findet – als einen Ende des 18. Jahrhunderts weit verbreiteten postalischen Standard. Eine sogenannte Inchartierung sorgte für die Individualität eines jeden Briefes.

Auf den Preußischen, Sächsischen und vielen anderen Posten kann der Fall, daß ein Brief abhanden kommt, noch seltener eintreten, weil hier jeder Brief besonders in die Postkarte eingeschrieben wird, nemlich der Name des Em-

8 Haller, 1732/1959: 22. 9 Vgl. Haller, 1732/1959: 57f. 10 Haller, 1732/1959: 5.

11 Vgl. Zimmermann, zit. nach Heinzmann. In: Haller, 1787/1971: XI.

12 Vgl. Haller 1775, in: Haller, 1787/1971: 205

13 Vgl. Joost, 1984: 65. 14 Vgl. Joost, 1984: 65.

pfängers und der Ort wohin die Briefe bestimmt sind, nach der Zahlreihe, welche zugleich auf die Briefe gesetzt wird. Hier findet es sich also bald, wenn auf einer Poststation ein Brief vermisst wird, wo man ihn zu suchen habe, denn man kann jeden Brief vom Orte seiner Aufgabe an bis zum Orte seiner Bestimmung nachweisen.¹⁵

Was erst mit Heinrich von Stephans *Generalverfügung* in der 99. Nummer des Postamtsblattes vom 18. Dezember 1874 terminologisch wurde,¹⁶ war um 1800 ein jeder Brief: ein Einschreiben. *Recommandiren* hieß einfach, bei jenen Posten, die nicht grundsätzlich einschrieben, sich die Inchartierung als Privatvergnügen zu leisten. Was Lichtenberg für seinen Brief ankündigt, war postalische Alltagspraxis: die Einschreibung der Distanz zwischen den Körpern in eine den Brief verzeichnende und überwachende Postkarte. An jeder Station wird sie geöffnet und der Name des Ortes, das Datum und die Unterschrift des Postbedienten eingetragen. Jeder Brief erhält so eine an der Geographie entlang geschriebene Biographie, die seine »Wanderjahre« verzeichnet. Die Post betreibt eine Geschichtsschreibung eines jeden Briefs, die ihn zu einem einzigartigen Wesen macht, so daß die Institution, die ihn an sein Ziel leitet, wie die zeitgenössische Psychologie im Fall einer Devianz aufgrund einer lückenlosen Biographie den Moment und den Ort eruieren kann, an dem das Individuum vom rechten Weg abgewichen ist. Solange Briefe auf den Posten eine persönliche Geschichte haben, können sie zu Metaphern der Individualität ihres Schreibers werden. Lichtenbergs Einschreiben setzt dabei mit der Identifizierung der Geschichte des Briefs und der Geschichte des schreibenden Ichs den rhetorischen und den postalischen Wortsinn von Metapher in eins und liefert damit ein Modell für die Seinsweise von Briefen um 1800 schlechthin. Erst insofern der Brief eine individuelle Geschichte hat, kann er *Übertragung*/Metapher eines individuellen Ichs sein und damit das sein, was er seiner klassischen Definition zufolge seinem Wesen nach immer schon war.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Lebhaftige Personen stellen sich schon bei ihren Selbstgesprächen manchmal einen abwesenden Freund als gegenwärtig vor, dem sie ihre innersten Gesinnungen mitteilen; und so ist auch der Brief eine Art von

Selbstgespräch [...]. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam.¹⁷

Die Inchartierung als Biographik des Briefes ist das postalische Apriori der Seinsweise von Briefen als (Über-)Träger einer im Biographischen fundierten Individualität. Weil er selber nur in einer Historiographie ist, was er ist, taugt der Brief sowohl als Spurensicherungsmedium der Individualgeschichte wie auch als Mittel der Vergegenwärtigung von Abwesenden. Er ist, was er überträgt, nämlich ein Individuum, und kann daher für es eintreten.

Doch ins Werk gesetzt wird Lichtenbergs Modell – die Individualisierung des Briefverkehrs als postalische Epoche von Literatur um 1800 – erst in Verbindung mit einer anderen *Erfindung*, auf die der menschliche (bzw. männliche) Geist verfallen ist: Die Frau oder Natur als oikos der Briefschrift. Mit anderen Worten: die Erfindung des Privatbriefs.

Gellerts Coup: die Faltung des Privatbriefs

Das Mittelalter in seiner klösterlichen Existenz, eine Streuung lokaler Speicher, schrieb und schrieb vor allem ab. Die Klosterregel von Monte Cassino, um 520 gegründet, verlangte von jedem Mönch, eine bestimmte Zeit pro Tag mit Lesen zu verbringen. Cassiodor komplettierte diese Regel des Heiligen Benedikt und machte auch das Abschreiben von Büchern zu einer heiligen Pflicht von Klosterinsassen.¹⁸ Geschrieben wurde – nachdem Alexandria und seine Papyrusfelder 642 dem Emir Amr ibn al-As in die Hände gefallen waren – *in membrana*, das heißt auf Pergament. Und solange das Schreibmaterial des agrarischen Europa Tierhäute waren, war alles Schicken ein Verschicken von Postkarten und folglich grundsätzlich öffentlich. Denn weil das Pergament, das sich mit Mühe zusammenrollen ließ, fast unmöglich zu falten war, waren ein Brief und eine Urkunde sowohl dem Begriff als

15 Raabe, 1803: 60f. 16 Vgl. Bartholdy, 1937: 142.

17 Goethe, 1805/1904-05: XXXIV 5. 18 Vgl. Innis, 1950/1972: 118.

auch der Sache und dem Gebrauch nach ein und dasselbe. Beide hießen *dictamina*, und die Technik ihrer Herstellung trug den Titel *ars dictandi*.¹⁹ Erst nachdem Europa zur Eigenproduktion von Papier überging (um die Mitte des 13. Jahrhunderts nahm in Fabriano die erste europäische Papiermühle den Betrieb auf), wurden die Merkmale des Pergaments, Haltbarkeit und Öffentlichkeit im Unterschied zur Vergänglichkeit und Faltbarkeit des Papiers, signifikant. Was nicht besagt, daß mit der Unterscheidbarkeit von Urkunde und (geschlossenem) Brief die Post das Feld der jurido-politischen Codes bereits in Richtung auf eine Intimität der Schrift transzendiert hätte. Vielmehr scheint die »Privatheit« des gefalteten Papiers vor allem den Königen die Chance einer Geheimpolitik im Rücken der Kanzleien eröffnet zu haben – die Stunde der Hofintrige hatte geschlagen. Denn der König mußte diese Art Briefe nicht wie bisher dem Kammerherrn Siegelbewahrer übergeben, sondern verschloß sie mit der Marke eines persönlichen Pettschafts.²⁰

Am Beginn der Neuzeit entfaltete schließlich Gutenbergs allein auf Papierbasis zum Massenerfolg gewordene Erfindung das Papier wieder und verwies die zukünftige Ausdifferenzierung des »Öffentlichen« und »Privaten« auf das nun nicht mehr in Pergament und Papier, sondern in Typo- und Chirographie geteilte Feld der Schrift. Allein, solange niemand Diskurse sein eigen nennen kann, sondern Diskurse aller Art am Ort eines Anderen oder im System der *ars dictandi* gespeichert sind, kann die Rede von Privatbriefen schlechthin nicht sein. »Wiltu wissen«, fragt ein Formulari des 16. Jahrhunderts den Neophyten der Briefschreibkunst, »woraus man lerne brief dichten. So sag ich dir daz es geschieht auß der rhetorik kunst.«²¹ Eine Kunst oder Technik, die im selben 16. Jahrhundert vom Briefschreiber ausgedehnte Klassikerstudien und damit selbstredend Latein- und Griechischkenntnisse verlangte. Folglich sprach Erasmus das Recht, Briefe zu schreiben, allein den Gelehrten zu.²² *Exercitatio und imitatio*, die Grundlagen des gelehrten Briefs, besetzen allerdings nur den Raum, den ihnen eine institutionell-postalische Unverfügbarkeit über pragmatische Relationen zu singulären Adressen einräumt, seien es Einzelpersonen oder -ereignisse. Ein intimer Diskurs, der

allein sie, allein jetzt und allein hier erreichen könnte, steht nicht zur Verfügung. Das Reichsnachrichtensystem der Taxis in seiner staatlichen Exklusivität beginnt um 1522 gerade erst von Kaufleuten unterwandert zu werden – und eben deren Briefe, die den Raum der Gelehrsamkeit eng machen, verfolgt Erasmus' Polemik. Andererseits sind unter Bedingungen humanistischer Rhetorik Absender und Adressaten nichts weiter als ethopoietisch erzeugte Imitationen antiker Mythen- und Geschichtshelden und die *narratio* des Briefs eine Komposition von Klassikerziten. Der Anschein einer »eigenen« Briefautorschaft ist dann nur noch Ergebnis des Tricks einer doppelten Anwendung des Imitationsprinzips. Auf die Nachahmung der klassischen Topoi folgt die Nachahmung der klassischen Nachahmung selber:

[D]amit die Entlehnungen nicht wie schlecht eingesetzte Stoffstücke und schlecht gekittete Teile schon durch ihre fremde Herkunft verraten, daß sie ganz schlecht zusammenhängen [...] wollen (wir) vielmehr bei der Aneignung fremden Gutes das Genie Vergils nachahmen; dann wird es nämlich den Anschein haben, als seien die übernommenen Elemente nicht von anderswo zusammengebettelt, sondern im eigenen Haus entstanden.²³

Dem Gesetz eines durch die Romane Thomas Pynchons spukenden Nachrichtentechnikers zufolge ist die »persönliche Dichte [...] direkt proportional zur Bandbreite in der Zeit.«²⁴ Um ein eindeutig adressiertes Sprechen zu ermöglichen, muß die Bandbreite eines »Ich« in der Zeit mindestens die doppelte Postzeit zwischen Absender und Adressat abdecken. Unter den Bedingungen der Imitation weitgehend aller Außenreferenzen des Briefs ist die Bandbreite in der Zeit von Adressaten und Absendern genauso groß wie die Lektürezeit der entsprechenden Klassikerstelle(n). Entsprechend groß ist die Streubreite und Beliebtheit der Personen: Effekt einer Ausdifferenzierung von Postanstalten, die nur ihre eigenen Stände oder Standards postieren. So postiert die *ars dictaminis* des Erasmus nicht etwa den Menschen Desiderius, sondern die *memoria* des Erasmus Roterodamus. Und das im ganz konkreten historischen Sinn: Denn *De conscribendis epistolis* wurde als Brief geschrieben und abgesandt und als Buch empfangen und (raub-)gedruckt, offenbar ohne daß irgendwelche singulären Referenzen, die Reden

19 Vgl. Steinhausen, 1889-91: I 5. 20 Vgl. Vaillé, 1947: 366 und 370.

21 Zit. nach Steinhausen, 1889-91: I 102. 22 Vgl. Erasmus von Rotterdam, 1522/1980: 50-55.

23 Erasmus, 1522/1980: 159/161. 24 Pynchon, 1973/1981: 794.

an unwiederholbare Zeiten, Orte und Leute fesseln, dem im Wege gestanden hätten. Briefe sind Wiedergebrauchsreden.

Territoriale oder absolutistische Postsysteme definieren demgegenüber eine veränderte Lage. Mit Foucault gesprochen: ein neuer Rationalitätstypus namens Staatsräson macht alle Welt zu Subjekten des modernen Staates. Regierungstechnologie dieser zentralisierten politischen und administrativen Macht ist ein umfassendes Polizeywesen; wobei Polizei ein Ordnungswissen und eine Ordnungspraxis meint, die alle Beziehungen stiftet und regelt: zwischen den Leuten und dem Staat, den Leuten und den Dingen, den Leuten und den Leuten und den Leuten und den Diskursen. 1611 läuft das als *Monarchie aristodémocratique*: »die Polizei muß, im weiten Sinne des Wortes, den ›Verkehr‹ unter den Menschen sichern. Andernfalls wären die Menschen nicht lebensfähig oder ihre Leben wären unsicher, von Armut geplagt und ständig bedroht.«²⁵ (Dis)Kursbücher im aristodemokratischen Polizeystaat sind die barocken Briefsteller. Anstatt sämtlich auf eine Klassikerbibliothek zu verweisen, werden die Außenreferenzen des Briefs jetzt durch Klassifikationsraster ihrer möglichen Realisationen ersetzt. An die Stelle der progymnastischen Regel »Übung und Nachahmung« tritt die Kunst, die verschiedenen Raster derart zur Deckung zu bringen, daß der Briefsteller exakt den Brief ausgibt, den eine bestimmte Verkehrssituation erfordert. Denn »der Brief« muß – wie die aptums-Regel verlangt –

gebühlich / nach den gewöhnlichen Hofsitten gestellt seyn / daß die Wort den Personen und den Sachen selbst gemäß / verfüget werden. Anders schreibt man an einen Fürsten / anders an einen Bürger / und wider anders an einen Bauren.²⁶

Zwecks schicklicher Verfügung oder Kombinatorik von Worten, Personen und Sachen liefert der *Teutsche Secretarius* Georg Philipp Harsdörffers erstens ein Titular, das sowohl Absender als auch Adressaten repräsentiert und zueinander in Beziehung setzt, was entscheidenden Einfluß auf die Stilage und Topologie des Briefes hat. Zweitens einen Raster der Gelegenheiten oder – pragmatisch gesprochen – der Illokutionen. Drittens verteilt der *Secretarius* alle »Gruß- Freund- Feindschafts- Lehr- Klag- Trost- Bitt- Cantzley-

Liebs- Wechsel- Handels-« etc.-Briefe nicht wie noch die humanistischen Briefsteller auf die rhetorischen, meist um ein genus familiare erweiterten Redegattungen, sondern auf einen Themenraster, der seinerseits ein Wissenssystem repräsentiert. Damit ist nicht nur jeder Teil des formula-historia-formula-Schemas eines jeden möglichen Briefes adressierbar. Aufgrund der Repräsentationsbeziehung aller Raster bietet zudem jeder Briefteil, ob Titel plus salutatio, causa, historia, conclusio bzw. Unterschrift, einen möglichen Weg in den zu schreibenden Brief. Ein Brief, der damit als Regelanwendung immer Manifestation der Beispielhaftigkeit der Regel gewesen sein wird und folglich nie ein Privatbrief.²⁷ Die Regel geht auf in der Kombinatorik der Anwendungsraster, die sich im Brief kreuzen, und jeder Brief ist Teil des Regelsystems. Die Möglichkeit dieser Repräsentation der Regel in der Anwendung ist schlicht durch die Endlichkeit der Anwendungen gegeben: gesetzt, daß eine bestimmte Zahl von Briefen seit dem Anfang aller Dinge, an dem bekanntlich die Post war,²⁸ geschrieben wurde, ist jeder Gebrauch immer schon Wiedergebrauch. Das ist, weil Barock, berechenbar. Bei n Titeln und a Gelegenheiten ist die Zahl möglicher Briefe stets $a * (n^2 - n)$. Im Fall des *Teutschen Secretarius* sind das genau 1.221.990 mögliche Briefe. Solche Berechenbarkeit aufgrund der Repräsentation von Außenreferenzen ist dem 18. Jahrhundert, insofern es seine zeichen- und medientechnologischen Innovationen der Individualisierung an die Front der allgemeinen Alphabetisierung Mitteleuropas wirft, ein Greuel. Knapp hundert Jahre nach Harsdörffer kappt ein Leipziger Rhetorikprofessor systematisch alle repräsentativen und mithin öffentlichen Außenreferenzen des Mediums Brief, um sie sämtlich in eigentümliche und mithin private Innenreferenzen zu verwandeln. Gellerts Coup und die Erfindung der Innerlichkeit überhaupt beruht nicht auf etwas gänzlich Neuem, sondern auf einer systematischen Umwertung aller Werte der barocken Diskurspraxis durch ihre Implosion. Den Ort des Titulars, das Adressaten und Absender nach Stand, Geburt, Gütern, Herrschaften, Ehrenämtern, Diensten und Geschlecht klassifizierte²⁹ und ihre Stellung zueinander und zu allen anderen möglichen Absendern und Adressaten repräsentierte, besetzt eine universale Adresse namens »Der Mensch«, die den Kontakt zwischen allen Briefschreibern produzie-

25 Foucault, 1981/1988: 65. 26 Harsdörffer, 1656/1971: 76.

27 Vgl. Campe, 1987: 83. 28 Vgl. Derrida, 1980/1982: 39. 29 Vgl. Harsdörffer, 1656/1971: 29f.

ren kann. An die Stelle einer die Körper affizierenden und bewegenden Kunst tritt eine die intimen Geständnisse der Seele ausplaudernde Natur. Wobei es bei Gellert exakt dieselben rhetorischen Figuren sind, die seit Cicero oratorische Kunstfertigkeit bewiesen, die nun von Natürlichkeit zeugen. Das fängt an bei Grundregeln wie der *perspicuitas* und der etymologisch eh gebotenen *brevitas* und reicht bis zu Kunstgriffen wie der *apostrope* oder *percontatio*.³⁰ Die dritte Ersetzung betrifft den Kasualraster – die vor allen Inhalten bereits gegebene Pragmatik, wie sie Briefsteller vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert mehr oder weniger strukturiert hatten. Die Gelegenheit wird dem Briefsteller durch den Brief entzogen und in ihm als fiktive Situation generiert. Das ist das Programm des 16. von Gellerts *Briefen*. Als ginge es darum, die Tilgung des Aprioris der Gelegenheit in bezug auf die Briefschrift selber zu bezeichnen, spielt Gellerts Brief in schierer Autoreferentialität eben die Situation ein, die allen alteuropäischen Briefstellern fehlte: die Schreibsituation.

Madam,

Ich habe vorige Nacht einen traurigen Traum gehabt. Sie saßen und schrieben, und ob Sie gleich beynahe sechszehn Meilen von mir sitzen mochten: so konnte ich durch Hülfe des Traumes doch so viel sehen, daß Sie an einen guten Freund schrieben. Wer war froher als ich? Ich sah alle Augenblicke, ob Sie mit dem Briefe bald fertig wären, denn ich dachte nichts gewisser, als daß Sie an mich schrieben, ja ich war schon etlichemal im Begriffe, Ihnen den Brief wegzunehmen. Indem kam Ihr kleiner Sohn, und stieß so unvorsichtig an den Tisch, daß die Tinte umfiel. Ich wolte in der Angst entweder nach dem Briefe, oder nach der Tinte greifen, und darüber wachte ich auf... Ich habe den Traum meiner alten Base erzählt. Sie sagte mir, die Tinte bedeute Zank und Streit mit Abwesenden. Ach Madam! Nur nicht mit Ihnen! Das wolle der Himmel nicht! Nein ich will Ihnen keine Gelegenheit geben, ich will gern nicht fragen, warum Sie mir nicht antworten. Lassen Sie mir nur die Erlaubniß, daß ich ferner alle Posttage an Sie schreiben [...] darf.³¹

Lichtenberg wäre gerettet gewesen. Statt mit fortgesetzten Tintenoperationen die Differenz von Abwesenheit und Anwesenheit (das heißt Schrift selber) zu tilgen, reist Gellert im Medium des Traums oder der Phantasie

in eine Anwesenheit, die der Post vorausliegt, und läßt die Tinte kippen, sobald der Brief fertig zu werden droht. Und Tinte besagt ja der hellsichtigen Traumdeutung der weisen Frau zufolge nichts anderes als Schrift – in der Sprache der Differenz oder des postalischen Prinzips. Auf dem Spiel steht die klassische Definition des Briefes selbst: statt als Rede zwischen lauter Abwesenden zu ergehen, erzeugt er bei allen Abwesenden die Anwesenheit eines Doppelgängers eines Abwesenden. Briefe sind hinfort Blickspiegelungen; Blicke, die den Blick des anderen finden, sofern Schreiben Träumen ist, und verlieren, sofern Träumen Schreiben ist. Geschrieben wird aus diesem Grund nur noch in der Figur der *praeteritio*, daß das Geschriebene gar nicht sei. Denn die Antwort auf die Frage, die Gellert nicht stellt: »warum Sie mir nicht antworten«, ist ja einziger Inhalt seines Briefes, der die Tilgung der Schrift selber beschwört, weil sie den Doppelgänger aus seinem Traumda- und anwesendsein fortzuschicken droht. Ein Sein, das Schein und daher mit Narzißmus eins ist, wie ein an Gellert gerichteter Brief expliziert: »Aber wie soll ich Sie für alles Vergnügen belohnen«, reagiert jubelnd der junge Graf Hans Moritz von Brühl, »das mir Ihre Briefe gemacht haben? In was für einem angenehmen Gesichtspunkte zeigt mich Ihnen Ihre Einbildungskraft!«³² Sich im Blick des anderen selbst zu erblicken, hat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts umgehend Literarisierung zur Folge: In Brühls Phantasie verklären sich Gellert und er zum *homo-sexuellen* Briefschreiberpaar des Klassizismus *kat exochen*: Cicero und Atticus. Ludwig Tiecks *William Lovell* wird ein knappes Halbjahrhundert später Gellerts Oppositionssystem Abwesenheit/Schrift/Streit versus Anwesenheit/Halluzination/Liebe radikalisiert als Rede des Briefromans über sich selber an und unter die Leute bringen:

Ich will immer anfangen einen Brief an Dich zu schreiben, und nehme die Feder und schreibe mancherlei nieder, und vergesse Dich dabei. Dann fällt Du mir plötzlich wieder ein, und der ganze Brief wird dann durch einen Zufall abgebrochen, und es ist mir unmöglich den Faden wiederzufinden. [...] – Wenn ich die Augen zumache, unterrede ich mich mit Dir und trage Dir allen Gram und alle Sorgen vor. Ich finde dabei nichts zu lachen, denn was tun unsre Briefe denn anders? Vielleicht daß sich in einem andern Leben die entfer-

30 Vgl. Gellert, 1751/1971: 97f. 31 Gellert, 1751/1971: 162f.

32 Gellerts Briefwechsel, B 14. Dez. 1754/1983-87: I 212.

ten Gedanken schneller und edler zusammenfinden, als durch Sprache und tote Zeichen; vielleicht daß wir dann erst besitzen, was wir jetzt nur zum Lehn erhalten haben.³³

Der ideale romantische Briefschreiber hat Gellerts Lektion, daß Briefeschreiben ein Träumen des Briefeschreibens des anderen und im Idealfall also ein Träumen des Träumens des anderen ist, dermaßen eintrainiert und verinnerlicht, daß Briefeschreiben paradoxerweise anfängt, Briefe zu verhindern. Schreiben, mit der Feder auf Papier kratzen, ist gleichbedeutend mit dem Vergessen des andern; nur mit geschlossenen Augen Halluzinieren heißt Kommunizieren – Briefe sind ein solches Kommunizieren im Stand der Erbsünde. Die Überwindung des Todes wird zugleich die Überwindung der Schrift sein; nicht umsonst ist Thot, der Erfinder der Schrift, auch mancherorts der Fährmann der Toten.³⁴ Briefeschreiben nach dem Tode wird Telepathie sein – oder Telephonieren. Daher verwechselt – wenn er an seine Geliebte schreibt – Lovell auch auf Erden schon mal die Post mit dem noch nicht erfundenen Telefon: »o wie dank' ich dir, glücklicher Genius, der du zuerst das Mittel erfandest, Gedanken und Gefühle einer toten Masse mitzuteilen und so bis in ferne Länder zu sprechen.«³⁵

Daß diese Kommunikation der Engel und Erlösten auch schlicht Wahnsinn sein kann (und der Himmel ein Irrenhaus), beweist absolut zeitgleich mit Tiecks Roman in London der ehemalige Teabroker und Insasse des Bedlam-Hospitals James Tilly Matthews. »Brain-saying«, magnetisch hergestellte telepathische Kommunikation, nennt Matthews Lovells himmlische Kommunikationstechnik,³⁶ die ihn statt ins Glück zum Wahnsinn treibt (denn selbstredend sitzen am andern Ende der Leitung ein paar Verbrecher oder Ärzte, die nicht aufhören, irres Zeug zu schwatzen). Unterstellt man, daß Lovells Briefe wie die Briefe Werthers, die ja allesamt nicht abgeschickt werden, postlagernd an den Leser des Romans adressiert sind, erkennt man in Lovells halluzinatorischer Kommunikationstechnik Anweisungen, wie der Briefroman selber zu lesen sei. Gellerts Traum-Post wird die – nicht ungefährliche – Rezeptionsästhetik der Romantik gewesen sein. Kein Wunder,

daß Matthews Paranoia nach 1800 sich wie eine Epidemie über Mitteleuropa verbreitete.

Die Ersetzung der Außenreferenzen des Situationenrasters durch die Einbildung der Situation in den Brief erzeugt eine prinzipielle Fiktionalität des Briefs. Seine Literarisierung verdankt er einer weiteren Ersetzung: der des »phantasma« als rhetorischer Figur der Vergegenwärtigung von Absentem oder Totem durch »Einbildungskraft« als Vermögen der Seele.³⁷ Literarisierung als »Einbildung« vormalig singulärer Außenreferenzen in den Brief fällt zusammen mit Intimität und Geheimhaltung des Briefs. Sinn und Zweck des Briefgeheimnisses ist, unmittelbar die Möglichkeit des Verrats eben der Wahrheit zu schaffen, deren Produktion unmittelbar der Effekt eben des Geheimnisses ist: die fingierte Wahrheit des Individuums. Genau diesen Taschenspielertrick führt Gellerts Rechtfertigung der Tatsache vor, daß seine Briefe um nahezu alle Ränder beschnitten sind: weil »die Welt« sonst nicht ein individuelles Allgemeines denkt, sondern »den und den Mann, der diese oder jene Bedienung, dieses oder jenes ernsthafte Amt, diese oder jene Jahre hat; [...] seine Geschäfte, seine Schriften, seine Freunde«,³⁸ müssen alle diese dem Barock einst so teuren Titelteile gekappt werden. Denn: »es mischen sich stets gewisse Umstände mit ein, die wir nicht wollen bekannt werden lassen. Und wer ist gleichwohl ein getreuerer Verräther, als ein Brief?«³⁹ Mit dem Einzug des Titulars gehen die intimen Geheimnisse in Druck. Daß das Geheimnis eine Denunziations- und Machttechnik ist, die von den Geheimgesellschaften des 18. Jahrhunderts erfunden und erprobt wurde, hat Reinhart Koselleck gezeigt:

Das Geheimnis wurde damit zu einem Herrschaftsinstrument, das z. B. in dem Illuminatenorden konsequent gehandhabt wurde. Die Priesterregenten dieses Ordens gingen [...] dazu über, ein akkurates System geheimer Kontrollberichte einzuführen. Die Brüder waren verpflichtet, monatlich über sich selbst – in moralischer Offenheit – und über ihre Mitbrüder – in gegenseitiger Bespitzelung – versiegelte Meldungen zu erstatten. »Dadurch muß er sich und andere notwendig entziffern, und schriftlich kompromittieren.«⁴⁰

33 Tieck, 1795/1986: 307f. 34 Überflüssig, ausführlich auf den offensichtlichen Logozentrismus dieses Briefideals hinzuweisen. Man vergleiche einfach Derrida 1967/1974: passim. Über Thot: 120. 35 Tieck, 1795/1986: 60. 36 Vgl. Haslam, 1810/1988: 38f. Über Matthews und einige seiner Nachfolger vgl. Siegert, 1991 b: 56-64.

37 Vgl. Campe, 1987: 27. 38 Gellert, 1751/1971: Vorrede (ohne Pag.). 39 Gellert, 1751/1971: Vorrede (ohne Pag.). 40 Koselleck, 1959/1973: 63. Das gleiche System lief an Schillers Carlsschule als Vorschule von Erziehungsbeamten und Deutscher Klassik. Vgl. Kittler, 1984 a.

Mit anderen Worten als denen Joseph Utzschneiders: er muß ein modernes Subjekt ausbilden. Der Privatbrief ist systematische Ineinsetzung von Briefgeheimnis, Selbstreflexion und Kontrollmacht und daher, mit noch anderen Worten, Beamtenbildung.

Posttag in Wahlheim

Der Privatbrief ist als die schriftliche Kompromittierung eines Selbst das Übertragungsmedium an der Seite der Speichermedien Tagebuch und Autobiographie, die im alphabetisierten Mitteleuropa die Nachfolge der alten religiösen Kontrolltechnik der Beichte angetreten haben. Ministerialbeamte wie der Cabinettsrat Johann Ludwig Klüber können um 1800 stolz darauf hinweisen, daß die Posttechnik Briefgeheimnis ungleich effizienter ist, als die Posttechnik Beichte es jemals war:

Was im Herzen, was im eigenen Wohnzimmer auf das sorgfältigste verschlossen wird, das vertraut Jeder, das vertrauen täglich Hunderttausende der Post unbedenklich an. Das Postfelleisen birgt daher ungleich mehr Geheimnisse, und bei pflichtgemäßer Verwaltung nicht weniger sicher, als das Siegel der Beicht, und das Symbol der Verschwiegenheit ist kein anderes als dasjenige der Post.⁴¹

Was nicht aus-, sondern einschließt, daß die Herzensschrift, geheime Wahrheit des Individuums, immer schon als öffentlicher Diskurs läuft: angeschlossen an die Archive, auf deren Papierbergen sich Humanwissenschaften wie die Psychologie konstituierten. »Auf dem Totenbett schreibt ein Kranker eine Selbstbeobachtung nieder, gibt sie auf die Post und stirbt«:⁴² Karl Philipp Moritz' *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* druckt sie. Der Postschalter ersetzt die Ohren des Pfarrers.

1774: Ein anderer Kranker beichtet ebenfalls wochenlang in Briefen an einen Freund seine Selbstbeobachtungen, begeht Selbstmord, ein Herausgeber

gibt seine Briefe in Druck: Goethes Erfolg als Autor war perfekt. Daß die Briefe eines Toten namens Werther jedoch außer dem Datum nichts aufweisen, was einen Brief (vor dem Zeitalter der Briefumschläge) kennzeichnete – weder Adresse oder Anrede noch Absender –, macht sie suspekt. Und in der Tat, wer sich die Mühe macht, mithilfe eines ewigen Kalenders die Wochentage der Briefdaten zu ermitteln, wird Merkwürdiges feststellen. Was Werthers Briefkonvolut von allen anderen zeitgenössischen Briefkonvoluten unterscheidet, ist die – mit einer Ausnahme – völlige Gleichverteilung der Briefdaten über die Wochentage: Werther schrieb 15 Mal montags, 14 Mal Dienstags, 9 Mal mittwochs, 11 Mal donnerstags, 11 Mal freitags, 13 Mal samstags und ebenfalls 13 Mal an einem Sonntag. Faktisch gelaufene Briefe dieser Zeit weisen dagegen ein Maximum kurz vor oder an einem bestimmten Wochentag auf: den sogenannten Posttag nämlich, an dem die wöchentlich verkehrende Ordinari-Post abging.

Man konnte nicht beliebig, wie heute Briefe absenden, sondern mußte sich an den »Posttag« halten [...] An einem Posttag setzte sich alles zum Schreiben hin [...] So heißt es denn oft: »Ich habe Posttag« oder »ich habe den Posttag nach N. expedirt«; man hat nicht »täglich« vergessen zu schreiben, sondern hat ein paar Posttage überschlagen oder hat von Posttag zu Posttag oder posttäglich schreiben wollen; ebenso erwartet man Briefe alle Posttage.⁴³

Keine Spur dagegen von einem Schreiben von »Posttag zu Posttag« im Werther. Der Schluß, der daraus folgt, liegt nahe: Werthers Briefe sind entweder nie abgeschickt worden oder, was dasselbe ist, sie sind gar keine Briefe, sondern ein Tagebuch. Der postlagernde Brief eines Toten an ein Lesepublikum. Für die Richtigkeit dieser These gibt es einige Indizien: Erstens führt, wie man ein einziges Mal erfährt, Werther ein Tagebuch,⁴⁴ doch erfährt man nie, daß und wann er es führt, noch findet sich eins in seinem Nachlaß, was vermuten läßt, daß es mit den Briefen identisch ist. Zweitens fordern Goethes nach der Werther-Publikation 1775 geschriebene Briefe an Auguste Gräfin zu Stolberg, die den Roman wie ein Programm befolgen, explizit die Umwandlung der Briefe in Tagbücher. »Gute Nacht. Will dir so ein Tagebuch schreiben, ist das beste. Thu mir's auch so, ich hasse die Briefe...«⁴⁵ Der

41 Klüber, 1814: 6f. 42 Obermeit, 1980: 68.

43 Steinhausen, 1889-91: II 334f.

44 Vgl. Goethe, 1774/1948-60: VI 44. 45 Goethe, B 14.-19. Sept. 1775/1962-67: I 192.

Grund: Ein Schreiben, das Bekenntnis intimer Geheimnisse der Seele ist, sei allein möglich »so von Moment zu Moment«⁴⁶, d.h. mit anderen Worten, es läßt sich nicht dem Reglement des posttäglichen Verkehrs unterwerfen. Die Seele braucht ein Medium, an das sie jederzeit anschließbar ist. Aus diesem Grund und weil Autoren ja ohne intime Kenntnisse von Frauenherzen nicht existieren können, soll auch Auguste Tagebuch schreiben: »Beste ich bitte dich schreib mir auch so ein Tagebuch. Das ist das einzige was die ewige Ferne bezwingt.«⁴⁷ Drittes Indiz für die Richtigkeit der These, daß Werthers Briefe nie abgeschickt wurden, ist der Brief des Grafen, den der Herausgeber in der hinterlassenen Brief-Sammlung findet.⁴⁸ Da kaum anzunehmen ist, daß Werther diesen Brief an Wilhelm geschickt hat, folgt daraus, daß die gesamte Sammlung bei Werther gefunden wurde. Viertens schließlich bleibt der Befund, daß die Verteilung der Briefdaten auf die Wochentage zwar kein Maximum, aber ein Minimum hat, das vor allem signifikant wird, wenn man die Zweiteilung des Romans mitberücksichtigt: der letzte Brief des Romans, der an einem Mittwoch geschrieben wird, ist der erste Brief Werthers nach seiner Rückkehr nach Wahlheim. Eine Lösung des Rätsels des Mittwochs wäre: Mittwoch ist Posttag in Wahlheim. Weil Briefe gar nicht abgeschickt werden, werden an dem einzigen Tag keine geschrieben, an dem sie postiert werden könnten. Weil die Geständnisse müssen fließen können, wann sie wollen, fließen sie eben dann nicht, wenn sie laut Fahrplan fließen sollen.⁴⁹ Postlagernd an die Nachwelt geschickte Briefe sind Testamente. Testamente regeln auch auf der Romanebene die Verhältnisse zwischen allen Personen. Während jedoch die postlagernden Briefe Werthers einschließlich seines Testaments unter dem Autornamen Goethe in einer noch nie dagewesenen Weise ihre Leser erreichten, gilt von den postlagernden Briefen der Toten im Roman das genaue Gegenteil. Immer kommen die Dinge nicht an, wohin sie die Briefe der Toten bestimmt haben. Weil die Briefe der Toten tote Briefe sind, machen sie ständig Reisen der

Hinterbliebenen notwendig. In der Tat ist die Dysfunktionalität der Testamente Grund für alle im *Werther* unternommenen Reisen. Albert ist zu Beginn des Romans unterwegs, um die Erbschaft nach dem Tod seines Vaters zu regeln.⁵⁰ Der Mann der jungen Frau in Wahlheim ist wegen einer ihm vorenthaltenen Erbschaft unterwegs in die Schweiz.⁵¹ Drittens reist Werther selber in Erbschaftsangelegenheiten seiner Mutter, seine Tante scheint ihr das Erbe vorenthalten zu wollen.⁵² Die Schrift der Toten, die den alteuropäischen Schriftmächten des Rechts und der Kirche anvertraut wird, wird abgefangen, dagegen das mündliche Testament von Lottes Mutter umso wirksamer ist (schließlich vermacht es Lotte an Albert). Und eben deswegen funktioniert auch Werthers Testament, weil es das Romanende transzendiert in Richtung auf den von der Mutter bezeichneten heiligen Ort der Mündlichkeit. Im Jenseits, dort wo Lotte als Stellvertreterin ihrer Mutter mit ihrem Urbild wieder eins wird, wird die Liebesgeschichte von Lotte und Werther ein Happy End haben. Ein Happy End in einem Leben nach dem Tode, das als Leben nach dem Ende des Romans nur die ewige Wiederbelebung des Romans in den Lektüren seiner LeserInnen sein kann. Und diese können zu den HeldInnen des Romans werden, weil diese diesen identifikatorischen Akt im Roman vorspielen. Lotte wird ihre Mutter, der sie in der Stunde ihres Todes das Versprechen gab, Mutter ihrer Geschwister zu sein,⁵³ Werther (als Übersetzer, der sich mit dem Autor der Übersetzung identifiziert) zum Dichter. Der Autor des *Werther* ist daher in Wahrheit der Testamentsvollstrecker seines Helden, insofern er dessen letzten Willen oder Inzestwunsch erfüllt, indem er diesen in das Versprechen transformiert, daß Werther-Liebe die Identifikation der Frauen mit Der Frau ist und folglich alle Leser, sofern sie Werther bzw. Dichter werden, mit Der Frau werden schlafen können. Daß Testamente den vermutlich erfolgreichsten Briefroman aller Zeiten strukturieren, ist kein Zufall, vor allem nicht, wenn die Briefe in Wahrheit Tagebucheinträge sind, also Archivierungen intimer

46 Ebenda. 47 Vgl. Goethe, B 14.-19. Sept. 1775/1962-67: I 194.

48 Vgl. Goethe, 1774/1948-60: VI 66.

49 Daß Goethe auf die historische Korrektheit der Wochentage geachtet hat, auf die die Briefdaten im *Werther* fallen, ist nachweisbar: ein einziges Mal nämlich wird ein Datum im Zusammenhang mit einem Wochentag genannt, und zwar der Wochentag des Weihnachtsabends 1772, vor dem Werther sich erschießt: ein Donnerstag, sagt Lotte (vgl. Goethe, 1774/1948-60: VI 102), was, wie sich jeder selbst überzeugen kann, 1772 tatsächlich der Fall war.

50 Vgl. Goethe, 1774/1948-60: VI 20. 51 Vgl. Goethe, 1774/1948-60: VI 17 und 76.

52 Vgl. Goethe, 1774/1948-60: VI 8.

53 Vgl. Goethe, 1774/1948-60: VI 57f.: »O! die Gestalt meiner Mutter schwebt immer um mich, wenn ich am stillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern sitze und sie um mich versammelt sind, wie sie um sie versammelt waren. Wenn ich dann mit einer sehnenden Träne gen Himmel sehe und wünsche, daß sie hereinschauen könnte einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab: die Mutter ihrer Kinder zu sein.«

Seelenbekenntnisse. Denn unter dem Gesichtspunkt der Geheimhaltung sind zu Werthers Zeiten noch immer alle Briefe Testamente, insofern historisch die Rechtsquelle für das Briefgeheimnis der Schutz der Testamente vor vorzeitiger Erbrechung ist. 68 n. Chr. wurde diese staatliche Sanktionierung des Testamentsgeheimnisses in der Lex Cornelia de falsis erstmals schriftlich fixiert.⁵⁴ Mit der Folge, daß bis Ende des 18. Jahrhunderts die Verletzung des Briefgeheimnisses als crimen falsi zusammen mit Testamentserbrechungen klassifiziert wurde. Noch die Theresiana von 1768 weiß keinen Eigennamen für den auf das intime Geständnis als solches gerichteten Willen zum Wissen, der vier Jahre später den *Werther*-Roman tragen wird.

Dieses Laster enthält in seinem weitem Umfang allerhand [...] böse Vortheile [...] von deren einigen [...] in dieser peinlichen Gerichtsordnung absonderlich gehandelt, andere aber, und zwar die gemeinere hier angeführt; die übrige hingegen, denen man wegen Verschiedenheit solch-schalkhaft-betrügerlicher Handlungen fast keine eigenen Namen geben kann, unter der Allgemeinheit des Falsch einbegriffen werden.⁵⁵

Erst seit dem Allgemeinen Preußischen Landrecht von 1794 wird die Verletzung des Briefgeheimnisses wegen »Eindringens in fremde Geheimnisse« und nicht mehr wegen Fälschungsabsicht bestraft.⁵⁶ Von jetzt an ist der Brief auch per Gesetz in erster Linie ein Geständnis. Unter diesem Aspekt gibt sich der *Werther*-Roman als eine vom Juristen Goethe vor der Legislative der Leserschaft eingebrachte Gesetzesnovelle zu erkennen, die Briefe nicht länger für Testamente ansehen will, die nur Fälschungsinteressen zulassen (und daher keine Leseridentifikation und keinen Briefroman), sondern für Tagebucheinträge, mithin für ein intimes Wissen, dem als Wissen ein spezielles verbrecherisches Begehren entspricht, das Begehren der Goethe-LeserInnen. Der Erfolg des Romans wäre dann nichts anderes gewesen als die Verabschiedung dieses neuen Briefbegriffs und dieses neuen Briefbegehrens. Die *Leiden des jungen Werthers* sind die Novellierung des Briefs als Literatur.

54 Vgl. Corpus iuris civilis, 533-34/1967-70: vol. prim.: Institutiones, Digesta, XLVIII, 10, 1: »Is, qui aperuerit vivi testamentum, legis Corneliae poena tenetur.« Und ebd., XLVIII, 10, 2: »Qui testamentum amoverit celaverit eripuerit deleverit interleverit subiecerit resignaverit quive testamentum falsum scripserit signaverit recitaverit dolo malo cuiusve dolo malo id factum erit, legis Corneliae poena damnatur.« Vgl. außerdem: Cor. iur. civ., vol. sec.: Codex Iustinianus, IX, 22 (»Ad legem Cornelianam de falsis«). 55 Zit. nach Friedlaender, 1896: 766. 56 Vgl. Friedlaender, 1896: 769.

Set the Controls for the Heart of the Night

Aber die Verabschiedung der Novellierung und Literarisierung des Briefgeheimnisses gehorchte einem pädagogischen Oberbefehl: Selberdenken. Der Skandal der ars dictaminis war, daß die Ordnungsregeln der Wörter selber nur wieder Wörter waren. Eine »epistolische« dispositio wurde seit Adalbertus Samaritanus und den Rationes dictandi in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts durch die Abfolge von fünf Briefteilen erreicht: salutatio, exordium, narratio, petitio, conclusio – wodurch der Brief, wie Steinhausen inkriminiert, zum »einfach ausfüllbaren Formular«⁵⁷ wurde oder, technischer gesprochen, durchgängig adressiert. Denn die Verbindung zwischen den einzelnen Teilen stellten im Barock bestimmte Konjunktionen her, »also für das exordium Dieweil, für die narratio Als, für die petitio Darum so«⁵⁸ – alles Adressen, die der Lektüre direkte Zugriffe auf einzelne Briefstellen ermöglichten, wie umgekehrt die ihnen entsprechenden Raster der Briefsteller dem Schreiben. Im Dispositiv der Pädagogik und Psychologie gilt dagegen eine Adressierbarkeit von Individuen mehr als eine Adressierbarkeit von Wörtern:

Das Denken lehren uns alle Briefsteller nicht. Eine geübte Vernunft, eine lebhaftere Vorstellungskraft, eine Kenntniß der Dinge, wovon man reden will, richten hier das meiste aus. Man sinnet nach, wovon man schreiben will. Man ordnet seine Sätze in Gedanken. Man suchet die Verbindung nicht stets in Worten, sondern in der Folge, in der Ähnlichkeit und Unähnlichkeit der Gedanken.⁵⁹

Gellerts Post – wie die der Geheimgesellschaften – kommt an. Ab 1770 weht an deutschen Schulen ein neuer Wind. Die Knabenkörper werden auf eine neue Mnemotechnik umgerüstet. Statt Verse nach den Regeln der ars poetica zu machen, müssen Schüler fortan eigene Gedanken zu Werken namhafter Dichter aufs Papier bringen. Statt der Wörter wird Sinn gespeichert. Man hört auf, Scharen namenloser Gedichteschreiber heranzuziehen, und beginnt das Geschäft der Interpretation einzuführen. Die neue Individuali-

57 Steinhausen, 1889-91: I 104. 58 Steinhausen, 1889-91: I 104. 59 Gellert, 1742/1971: 184.

sierungstechnik Deutschaufsatz kontrolliert nicht, ob ein Dichter rezipiert und imitiert werden kann, sondern ob er verstanden wurde.⁶⁰ Der Begriff »Verstehen«, der seit der Rezeption von Klopstocks Werken eine neue Karriere antritt und einen Einfühlungsprozeß bezeichnet, dessen Erfolgsgrad moralisches Bewertungskriterium ist und an empfindsamen Körperabsonderungen gemessen wird,⁶¹ komplementiert seitens der Rezeption den Gellertschen Denkbefehl auf der Produktionsseite. Die Brieflawine, die Gellerts Briefe lostreten, schlägt genau die Brücke zwischen Klopstock und der modernen Leserschaft, zwischen lautem Vorlesen im kleinen Kreis der Eingeweihten und stillem Lesen in der eigenen Kammer, zwischen Geheimbund und Literaturmarkt. Der Denkbefehl Gellerts kontrolliert Klopstocks Befehl zu verstehen unter Bedingungen entregionalisierter Lektüren. Daher die Briefdefinition mit der kleinen, aber entscheidenden Abweichung von der klassischen Formulierung: »Er [der Brief] ist eine freye Nachahmung des guten Gesprächs.«⁶² Was hier Freiheit heißt, ist der Befehl, die Wörter dem Denkvermögen zu unterstellen, damit sich im Brief weder Wörterkombinatorik noch Affekt und Begehren von Körpern, sondern die Schrift der Seele schreibt. Ein Double-bind, das nichtsdestoweniger eine permanente Überwachung von Verstehensleistungen per Post möglich macht. Nicht zufällig ist der Brief nach der Schulreform die einzige Form der selbständigen Ausarbeitung, die an den Schulen gefördert wird.⁶³ Wörter haben von nun an einen individuellen Ursprung im Denken; Reden heißt von nun an Übersetzen. Wörter sind Metaphern von Gedanken, die die Seele bildet – so wird jedes Ich a priori Subjekt seiner Reden. Wörter werden Eigentum des Subjekts: notwendige Voraussetzung für die Existenz von Privatbriefen. Aus dem Zeichenschatz der Signifikanten wird der Mundvorrat des Lesers.⁶⁴ Genau darum geht es in Gellerts Kritik an einem Danksagungsschreiben aus Neukirchs *Galanten Briefen*.

Ich thue also viel vernünftiger [schreibt Neukirch an den Herrn von Rauter], wenn ich schweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden alle Buchstaben darinnen, welche zu einer Rede von nöthen seyn. Sie machen sich ihr Loblied selber, und seyn zu frieden.⁶⁵

60 Vgl. dazu die inzwischen klassische Studie von Bosse, 1978: 80-125.

61 Vgl. Alewyn, 1978: 102f. 62 Gellert, 1751/1971: 3. 63 Vgl. Richter, 1900: 17ff.

64 Vgl. Kittler, 1985: 13. 65 Zit. nach Gellert, 1751/1971: 18.

Und Gellerts Scharfblick sieht indessen genau, wovon die Rede wirklich ist:

Es ist beynahe unmöglich, daß einem bey dem Herzen nicht der Schriftkasten, und der Herr von Rauter, als ein Setzer, einfallen sollte, der sich sein Loblied selber macht [...] Was sind Buchstaben im Herzen? Wie kann man sie sehen? Soll der Gedanke einen Verstand haben, so muß er so viel heißen: Sie kennen mein Herz, und wissen, daß ich alle die Empfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Danksagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt, nöthig sind.⁶⁶

So präzise funktioniert die Ersetzung der Signifikantenbatterie barocker ars poetica, deren historisches Apriori ja in der Tat in Gutenbergs Erfindung bestand,⁶⁷ durch das Wissen einer Seelenpolizei, die statt auf einen allgemeinen Code auf intime Gedanken bzw. Empfindungen zugreift. Neukirchs Ansinnen an Herrn von Rauter heißt Gelegenheitsdichtung, Gellerts Interpretation. Und weil Signifikate Unmengen von Signifikanten subsumieren, ist Mnemotechnik keine qualvoll eingeübte Kunst mehr, die Abertausende von Letternkombinationen im Herzen memorieren müßte, sondern ein natürliches Vermögen. Terminus ad quem ist, jedem Briefschreiber eine Autorschaft en miniature einzupflanzen, damit das *Ich denke* muß alle seine Lektüren begleiten können.⁶⁸ In einer Epoche der Post namens Literatur ist die wichtigste Funktion des Privatbriefs die eines Kontrollmediums eines entregionalisierten Buchmarkts. Bereits der *Messias* wurde als vorgelesener Liebesbrief eingesetzt: Wieland las ihn mit Sophie Gutermann (die spätere von La Roche), Lavater mit Barbara Schulthess, Herder mit Caroline Flachsland, Voß mit Ernestine Boie, Miller und später Sprickmann mit Charlotte von Einem. Der Text des Dichters wird, wie Alewyn auffiel, zum bloßen Kommunikationsmedium.⁶⁹ Mit allgemeiner Alphabetisierung und Gellerts Briefen wird seine Beschränkung auf face-to-face-Bedingungen hinfällig. Denn nicht erst romantische Autoren, sondern schon Gellert selbst nutzte die Post als bildungsstrategische Nachrichtentechnik. »Ich weiß, daß Sie lesen«, schreibt er an die »beste Correspondentinn von der Welt«⁷⁰, die siebzehnjährige Johanna Erdmuth von Schönfeld, »könnten Sie nicht zuweilen mit mir von den Büchern reden, die Sie lesen, von dem was Ihnen

66 Gellert, 1751/1971: 27f. 67 Man denke etwa an Kuhlmanns poetische Kombinatorik.

68 Vgl. Kant, 1781/1976: B 132. 69 Vgl. Alewyn, 1978: 116.

70 Gellerts Briefwechsel, B 14. März 1759/1983-87: II 231.

darinne gefallen, oder nicht gefallen hat?»⁷¹ Zunächst schlägt Gellert besagte Bücher noch einzeln vor und gibt sie auf die Post. Dann aber erhält die Schöpfung einen kommentierten Katalog der Gellertschen Privatbibliothek und damit systematischen Zugriff auf ein ganzes Mädchenbildungsprogramm. Gellert eröffnet die erste Fernleihe. In ihrem Sortiment sind selbstredend auch Gellerts eigene Werke – einschließlich der *Briefe* – enthalten.⁷² Gellerts Postgebrauch als remote control der Hermeneutik findet Nachahmer über Nachahmer. So zum Beispiel in dem Leipziger Student Goethe, der 1765 seiner Schwester Cornelia nicht nur die epistolographischen Lehren wiederholt, die er Tags zuvor in Gellerts Übung in »deutschen und lateinischen Ausarbeitungen zur Bildung des Verstandes und des Stils« gehört oder in Gellerts Briefsteller gelesen hat,⁷³ sondern auch Lektüren verordnet bzw. untersagt:

Aber mercke dirs, du sollst keine Romane mehr lesen, als die ich erlaube [...]
Aber laß dirs nicht Angst seyn Grand[ison] Cla[rissa] und Pa[mela] sollen vielleicht ausgenommen werden. An guter Unterhaltung im Lesen soll dirs aber nicht fehlen ich will deßwegen an den Papa schreiben.⁷⁴

71 Gellerts Briefwechsel, B 22. Jan. 1759/1983-87: II 207.

72 Vgl. Gellerts Briefwechsel, B 26. Feb. 1759/1983-87: II 222-227.

73 »Nein ich will dich was bessers lehren. So wollen wir es machen Schwester. Schreib deine Briefe auf ein gebrochenes Blatt und ich will dir die Antwort und die Critick daneben schreiben. Aber lasse dir vom Vater nicht helfen. Das ist nichts. Ich will sehen wie du schreibst. Jetzo werde ich den Anfang machen. Mercke diß; schreibe nur wie du reden würdest, und so wirst du einen guten Brief schreiben.« (Goethe, B 6. Dez. 1765/1962-67: I 19). Vgl. damit Gellert, 1751/1971: etwa 9 oder 46f. Den Merksatz indessen, den der 16jährige Goethe an seine Schwester weitergab, hatte Gellert in einem Brief des 14jährigen Lessing an seine Schwester Salome aufgeführt: »Schreibe wie Du reddest, so schreibst Du schön.« Vgl. dazu und zum Verhältnis Goethes zu Gellert überhaupt: Schöne, 1967: 193 und vor allem 205-208. 74 Goethe, B 6. Dez. 1765/1962-67: I 18. Nicht zufällig sind Richardsons Briefromane – von Gellert ebenfalls über alles geschätzt (vgl. Gellert, 1751/1971: II 7) – vom Romanleseverbot ausgenommen, das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht nur von Goethe über Mädchensinne verhängt wird. Schließlich entstand der erste von ihnen, *Pamela, Or Virtue Rewarded*, aus Richardsons Arbeit an einem speziell für Mädchen auf dem Lande gedachten Briefsteller – einer Auftragsarbeit zudem, die der Drucker Richardson für zwei Londoner Buchhändler (die in einem solchen Briefsteller eine Voraussetzung für die Erschließung des platten Landes für den Buchmarkt sahen) übernommen hatte. (Vgl. Eaves/Kimpel, 1971: 89f.). – Die ebenfalls unter den Texten, die Goethe seiner Schwester zur Lektüre vorschrieb, aufgeführten »Briefe der Fr von Montier«, die »Lett[re]s de Md. Montague« und vor allem die »Epistole di Cicerone« (Goethe, B 6. Dez. 1765/1962-67: I 23), sind direkt Anweisungen Gellerts, die Goethe an seine Schwester weitergibt, die ja selber an Gellerts Übung prinzipiell nie hätte teilnehmen können (Vgl. etwa Gellert, 1742/1971: 184). Das von Gellert in einem seiner Musterbriefe im Scherz geplante Frauenzimmerkolleg (vgl. Gellert, 1751/1971: 163f.), war damit mittels postalischer Relais in Gestalt seiner männlichen Studenten de facto Wirklichkeit geworden – als Frauenfernstudium.

So wie Goethe Gellert, ahmt nach 1800 Clemens Brentano, der auch eine Schwester an ein telepädagogisches Kontrollsystem anschließen will, wiederum Goethe nach.

Ich hab dem Buchhändler *Guilhomman* den Auftrag gegeben, Dir den Homer zu schicken. Hast Du ihn bekommen? Weiter sollst Du nächstens die Reise des jungen Anarchasis lesen und recht aufmerksam, das wird Dich unterrichten und ergötzen. Doch mußst Du Dir keinen Zwang bei solcher Lektüre antun, Du mußt sie würdigen, indem Du sie liebst [...]. Schreibe, wenn es möglich ist, Deine Empfindungen während oder nach der Lektüre nieder und schicke mir so etwas.⁷⁵

Auch Brentanos Fernleihe postiert Bildungsprogramme für angehende Leserinnen nur unter Gellerts Denkbefehl, wenn anders ein Individuum sich rückmelden soll.

Bedenke, liebstes Kind, daß Denken die Heimat der Seele ist, und suche nicht nach fremden Regionen, wo Dein Schutzengel Dich nicht zu finden ausging.⁷⁶

Da ein Engel im griechischen Wortsinn einfach ein Bote und »angelos« vom ursprünglich persischen »angaréion« abgeleitet ist, befiehlt Clemens Brentano seiner Schwester im Klartext, nur an Orten zu sein, wo sie von der Post erreicht werden kann. »[D]enn in chaotischer Nacht liegt die Cultur, wo keine Post ist.«⁷⁷ Schwarze Kontinente wie Afrika, wo »kein Postillion (ist)«,⁷⁸ liegen überall dort, wo die Reden der Syntax des Körpers (im Fall Bettina Brentanos) oder der einer Signifikantenbatterie folgen (was dasselbe ist). Mit der pädagogischen Verpflichtung auf die individuelle Adressierbarkeit von Diskursen arbeitet der Kolonialkrieger Brentano an der Reduzierung des Führungsvakuums in Mitteleuropa. »Stellt die Regler auf das Herz der Sonne ein«, hieß einmal ein Befehl oder Titel von Pink Floyd. In diesem Fall geht es um das Herz der Nacht und die Regler sind keine Mischpulte, sondern Schreibpulte. Die chaotische Nacht oder das tohu wabohu vor allem Beginn von bürgerlicher Welt ortet nicht erst Romantik in einer Frauenseele, die nicht im Denken zu Hause ist. Die Kritik an der

75 Arnim, 1844/1959: 62. 76 Arnim, 1844/1959: 24. 77 Klüber, 1811: 129.

78 Klüber, 1811: 5.

gelehrten Verfügungsgewalt über die pragmatische Dimension von Reden rekrutierte – im Maße die ars oratoria sich von der Ästhetik abspaltete – jenseits der Gelehrtenrepublik Begabungen, die über pragmatische Künste nicht, aber um so mehr über Wahrheit verfügten. Ungelehrt a fortiori, weil von Universitäten und darum auch von Dichtung ausgeschlossen, waren Frauen gewesen;⁷⁹ ein Ausschluß, den der seelenpolizeiliche Diskurs in eine Handschrift- und Lesebegabung von Frauen transformierte, die mit Natur eins ist. Alphabetisierte Frauen übernahmen Positionen am Input von Briefhandschrift:

Ich kenne Frauenzimmer, welche die schönsten Briefe schreiben, [...] die lebhaft von Natur, aber gewiß nicht gelehrt sind. Sie kannten weder den Menantes noch Weisen, noch Neukirchen, und dennoch schrieben sie wohl.⁸⁰

Und am Output von Dichterdruckschrift:

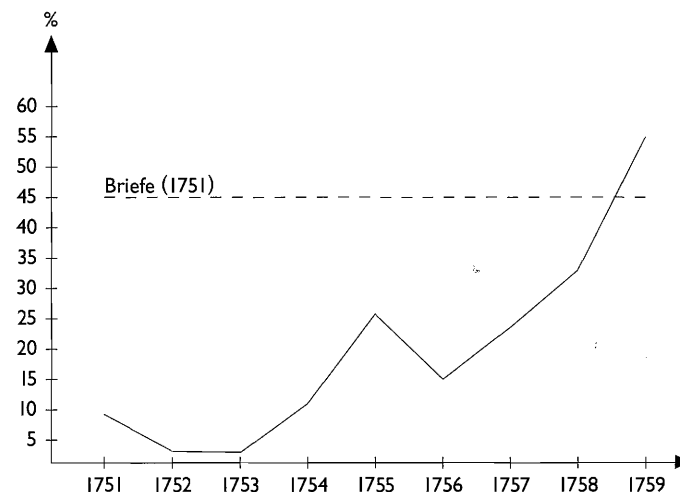
Die Pharisäer, Schriftgelehrten und Obersten des Volkes glauben nicht an ihn [den Messias], aber ich freue mich, dass bey denjenigen, welche nur für sich nicht fürs Vaterland witzig sind, dieses vortreffliche Gedicht ungemeinen Beyfall findet. Unser Frauenzimmer rächet den Verfasser an der Gleichgültigkeit unserer hochgelehrten Männer und den abgeschmackten Vorurteilen unserer Kunstrichter von Profession.⁸¹

Ein einziges Klassifikationskriterium des barocken Absender/Adressatenrasters wird in der neuen Ordnung der Dinge nicht nur nicht gelöscht, sondern universalisiert: der Sex. Folglich wird seit der Mitte des 18. Jahrhunderts Schreiben und Lesen transitiv in Bezug auf die Geschlechter. Wenn Gellert 1751 zum Zweck der Rekrutierung von Briefschreiberinnen eine Vollzugsmeldung solcher Rekrutierung in Umlauf bringt:

Es ist ganz gewiß, gnädiges Fräulein, daß uns ihr Geschlecht in den Briefen übertrifft, und Sie werden in kurzer Zeit ein neuer Beweis davon seyn,⁸²

dann verkündet er nicht bloß ein Programm der qualitativen, sondern auch der quantitativen Überrundung des hommo-sexuellen Briefverkehrs. Ein Programm, das seinen eigenen Briefwechsel einschließt. Denn dem Frauen-

anteil bei den Adressaten und Absendern in Gellerts *Briefen*, stolzen 44 %, entspricht 1751 nichts in der Realität von Gellerts Briefen. Die Gesamtausgabe seines Briefwechsels verzeichnet in den Jahren 1750 bis 1755 gerade einmal 11 % Frauen. 1756 sind es 15, 1758 schon 34 % und 1759 hat Gellert nach acht Jahren mit 54 % Briefen von und an Frauen die Vorgabe seines sogar um 10 % übertroffen. Eine fast exponentiell ansteigende Anschlußrate, auf die ein Postminister stolz sein könnte. An Männer will Gellert nicht mehr schreiben: »Er soll auch keine Antwort von mir erwarten«, läßt Gellert Rabener durch die kleine Schönfeld ausrichten, »denn wenn ich Zeit zum Schreiben habe, so schreibe ich an die Fräulein u. nicht an ihn.«⁸³



Überrundung des hommo-sexuellen Schreibens: Frauenanteil an Gellerts Briefwechsel.

Es gibt ein historisch-postalisches Apriori für die Eröffnung privater Fernleihen à la Gellert und damit zugleich der Funktion des Privatbriefs als Kontrollmedium der Hermeneutik. Was Gellert betrifft, wurde es gesetzt durch die Ereignisse, die auf den 28. August 1756 folgten. An diesem Tag marschierten die preußischen Regimenter Friedrich II. in Sachsen ein. Die sächsische

79 Vgl. Alewyn, 1978: 107f. 80 Gellert, 1742/1971: 185.

81 Rabener, B 7. Mai 1749. Zit. nach Alewyn, 1978: 114. 82 Gellert, 1751/1971: 146.

83 Gellerts Briefwechsel, B 11. Dez. 1759/1983-87: II 283.

Armee beschränkte sich darauf, den »Misthaufen« (Brühl) des Lagers in Pirna zu behaupten und streckte am 26. Oktober die Waffen.⁸⁴ Sächsische Postämter wurden zwar nach wie vor von sächsischen Postbeamten, aber für preußische Rechnung verwaltet; die langjährigen Streitereien zwischen den beiden Postgebieten wurden – man darf wohl annehmen – im Sinne Preußens zwangsgeschlichtet.⁸⁵ Mit der Folge, daß Sachsen und damit Leipzig und damit der Sachse und Leipziger Gellert in den Genuß des preußischen »im Interesse der Literatur und des Buchhandels«⁸⁶ ermäßigten Gebührensatzes für Drucksachen von 1½ Pfennig das Pfund auf vier Meilen kommen. Ein Anreiz, leises Lesen, die Mnemotechnik des Verstehens, die Kultur der Norm und der Individualisierung aufs platte Land zu exportieren. Die Post beginnt – lange vor der Schaffung eines regelrechten Drucksachenbegriffs übrigens – erste ökonomische Bedingungen zur Entregionalisierung des Buchmarkts zu schaffen. Drei Jahre später geht der Bibliothekskatalog an die Schönfeld. Adlige, wie die Gräfin Vitzthum von Eckstädt und ihre Tochter, werden vom bürgerlichen Bildungsprogramm erreicht und Subjekte – was ohne »Drucksachen«-Tarif von schlechtbezahlten bürgerlichen Professoren kaum hätte finanziert werden können. Ein Handeln der Post *im Interesse der Literatur* ist ein erster Schritt in Richtung auf den deutschen Bildungsbeamtenstaat des 19. Jahrhunderts. Aber damit nicht genug. Im selben Jahr 1759 wird Gellerts ältester Bruder Friedrich Leberecht vom Fecht- und Exerzitenmeister der Universität Leipzig zum Oberpostkommissar beim Oberpostamt in Leipzig befördert.⁸⁷ Und der mittlere Bruder, Christlieb Ehregott, hatte zu alledem noch die Stelle eines Oberhüttenvorstehers und Professors für metallurgische Chemie an der Bergakademie Freiberg – eine Stelle, auf die ihm ein gewisser Friedrich von Hardenberg alias Novalis folgte. Die Gellerts halten alle strategischen Startpositionen des modernen bürgerlichen Staatswesens besetzt: Erziehungsbeamtentum und Deutsche Dichtung, Rohstoffindustrie, Post.

Aber das Interesse der Post an Literatur ist nicht allein auf Drucksachen beschränkt. Es betrifft ebenso Handschriften, allerdings mit der entgegengesetzten Tarifpolitik. Außer »Prozeßschriften der Advocaten, Gerichte und

Partheien«, verraten *Die Postgeheimnisse* Heinrich August Raabes, müssen »die *Manuscripte* der Gelehrten und Buchhändler [...] auf mehreren Posten höheres Porto tragen.«⁸⁸ Während Raabe der Post eine juristische Kompetenz abspricht, so doch nicht eine literaturkritische:

Die *Manuscripte* der Gelehrten müssen freilich, als die kostbarsten Erzeugnisse der Menschen, Ausnahmen machen, und es wäre auch wirklich gewissermaßen wünschenswerth, wenn der verschiedene Werth derselben, schon zur Erleichterung der Critik, durch die Post taxirt würde, oder doch wenigstens schlechte Producte einiger Scribenten dadurch unterdrückt würden, um die Buchhändler und das Publicum vor größerem Verlust zu bewahren. Dieses würde man unter die noch unbekannten Wohltaten des Postwesens rechnen können.⁸⁹

Das Tarifwesen der Post um 1800 figuriert mit einem billigem Porto für Drucksachen und hohem für Manuskripte die romantische Literaturkritik derselben Zeit. Eine Kritik, deren Aufgabe Friedrich Schlegel ein Jahr nach Raabes *Postgeheimnissen* darin sieht, als »gründliches Verstehen«, ⁹⁰ das heißt »stets von neuem wiederholtes Lesen«, ⁹¹ die vom Drucksachentarif angereizten Effekte zu kontrollieren – die Art nämlich,

wie seit Erfindung der Buchdruckerei und Verbreitung des Buchhandels durch eine ungeheure Masse ganz schlechter und schlechthin untauglicher Schriften der natürliche Sinn bei den Modernen verschwemmt, erdrückt, verwirrt und mißgeleitet wird.⁹²

Das heißt nichts anderes, als die Bildung einer aus lauter Interpreten bestehenden Leserschaft zu propagieren, die aber gerade nur unter den Bedingungen ungeheurer Bücherverbreitung ins Werk zu setzen ist.

Das sagt Novalis bereits 1798: »Die Büchermacherey wird mir noch bey weiten nicht gehörig ins Große getrieben.«⁹³ Erst wenn das der Fall ist, können alle Leute zu Leser/innen und alle Leser/innen mit kleinen Autorschaften ausgerüstet werden: »Wilhelm Meisters Lehrjahre – haben wir jetzt allein – Wir sollten soviel Lehrjahre, in dem selben Geist geschrieben, besitzen, als nur möglich wären – die sämmtlichen Lehrjahre aller Menschen, die

84 Vgl. Reinert, 1952/1986: 181-183. 85 Vgl. Stephan, 1859/1928: 204-206. 86 Stephan, 1859/1928: 204-248. 87 Vgl. Gellerts Briefwechsel, B 27. März 1759/1983-87: II 236.

88 Raabe, 1803: 4. 89 Raabe, 1803: 44. 90 Schlegel, 1804/1985: 259.

91 Schlegel, 1804/1985: 251. 92 Schlegel, 1804/1985: 252.

93 Novalis, 1798 b/1978: II 429.

je gelebt hätten.«⁹⁴ Der Bildungsroman ist die spezielle Literaturgattung, die den schädlichen Effekt der Bücherschwemme durch eine Bücherschwemme aufheben kann, weil er nicht nur der Roman der Bildung des Helden, sondern auch des Lesers ist. Ihm gilt angesichts der »ungeheuren Masse« von Schriften die dringende Lehre, »[a]lles Memorieren helfe nichts, wenn der Schauspieler«, der ebenso ein Leser ist,⁹⁵ »nicht vorher in den Geist und Sinn des guten Schriftstellers gedrungen sei; der Buchstabe könne nichts wirken.«⁹⁶ Weil die *Lehrjahre* der erste Roman sind, der seine eigene Interpretationsmethode vorschreibt, sind sie das »schlechthin neue und einzige Buch, welches man nur aus sich selbst verstehen lernen kann«⁹⁷ – ein Buch, das als Gegenteil einer Masse das ist, was sein Leser werden soll: »Persönlichkeit und lebendige Individualität«.⁹⁸

Weil der Romanheld zugleich der Idealeser ist, kann jeder Leser des Romans zugleich Held und Leser zum Quadrat werden. Als Leser des eigenen Lesens erkennt sich jeder Leser als Spiegelbild des Wilhelm Meister und wird so lesend zum Autor seiner eigenen *Lehrjahre*. Und die schreiben sich nirgendwo anders als in Tagebüchern und Privatbriefen, die jenes »gründliche Verstehen« bezeugen, »welches [...] Charakterisieren heißt«,⁹⁹ das mithin alle Leser zu »Absender(n) und Autoren ihrer eigenen intimen Zeichen/Charaktere«¹⁰⁰ macht. Novalis Rechnung geht auf: der Privatbrief postiert den Charakter in Funktion der Bücherschwemme. Leser(innen)schaft ist Autorschaft zum ermäßigten Tarif.

Porto

Im 17. Jahrhundert repräsentierte ein Brief eine von x möglichen Anwendungen der briefrhetorischen Regeln. Es gab ihn nur als Fall einer Kongruenz der verschiedenen klassifikatorischen Systeme und Topiken des Briefstellers, die in jedem Fall zu berücksichtigen waren. In diesem Sinn definierten bereits

94 Novalis, 1798 b/1978: II 429. 95 Vgl. Kittler, 1978: 104. 96 Goethe 1795-96/1904-05: XVIII 35. 97 Schlegel, 1798/1985: 266. 98 Schlegel, 1798/1985: 267. 99 Schlegel, 1804/1985: 259. 100 Schneider, 1986: 9; vgl. 16-20.

die mittelalterlichen Briefsteller den Brief als *oratio congrua*.¹⁰¹ In der techné dieser Kongruenz war seine Existenz begründet. Nach Gellerts Coup ist der Brief nicht mehr in der Weise einer gewissermaßen zweidimensionalen, in der Ebene der *connexio verbalis* liegenden Kongruenz, sondern in der Weise einer senkrecht zur Schrift stehenden Kongruenz. Damit gewinnt der Einzelbrief eine vollkommen neue Seinsweise. Er hört auf, Beispiel oder Anwendungsfall zu sein, und wird Individuum. Er ist Frucht eines nicht repräsentierbaren Schreibens, anstatt der Lektüren und Kombinationen (der *inventio* und *dispositio*).

So wird der Brief Produktionsstätte einer neuen Form der Wahrheit: einer dreidimensionalen Wahrheit, die in der Faltung des Geschriebenen auf das Schreiben existiert und nicht mehr in der Autorität der *topoi*, also in Bezügen der Schrift auf andere Schrift. Die Insinuation einer Briefautorschaft, das heißt einer Interpretierbarkeit des Briefes als Ausdruck intimer Gedanken, hat ihren Sitz in dieser Faltung des Zirkulierenden auf die Produktion. Die Literarisierung des Briefes durch die Kassation aller im Briefsteller repräsentierten Außenreferenzen ist insofern kein Datum der Literaturgeschichte, sondern Ereignis einer Verschiebung der allgemeinen *episteme*.¹⁰² Was aber diese Faltung ereignet, gibt erst ihre Beziehung auf nicht-diskursive Praktiken des Zeichens zu sehen, die den Horizont aufspannen, innerhalb dessen die Literarisierung des Briefs Datum der Literaturgeschichte werden kann. Das heißt, die Faltung der Briefschrift auf einen ursprünglichen Schreibakt antwortet auf eine postalische Supplementierung der nach innen gezogenen und fiktionalisierten Referenzen des Briefs. Die Literarisierung des Briefs in Funktion hermeneutischer Seelenführung ist mithin bedingt durch eine Wandlung des postalischen Dispositivs. Die Frage ist demnach schlicht: welches ist das postalische Prinzip, das die Literarisierung des Briefs anwesen läßt?

101 So zum Beispiel die von Rockinger fälschlicher Weise dem Alberich von Monte Cassino zugeschriebenen (vgl. Adalbertus Samaritanus, 1115/1961: 2 [Einleitung des Herausgebers]) anonymen *Rationes dictandi*: »Est igitur epistola congrua sermonum ordinatio« (*Rationes dictandi*, 1140/1969: 10) oder die *Ars dictandi aurelianensis*: »epistola est oratio congrua suis e partibus conuenienter composita affectum mentis plene significans« (ca. 1182/1969: 103).

102 Zu diesem Begriff des einer Literaturgeschichte notwendig vorausliegenden »Literarischen« vgl. Campe, 1987: 9: »Das »Literarische« [...] verweist auf den Ort eines Kreuzungspunktes in einem DiskurNetz, an dem Literatur gerade durch Nichtliteratur [...] definiert worden ist.«

Die Antwort ist im Umkreis jenes Ereignisses zu suchen, das die anthropologische Fundierung des Wissens vom Verkehr der Wörter ist. Als Preußen 1715 als erster Staat juristisch die Einführung des Postzwangs verfügte,¹⁰³ wurde Der Mensch endgültig zum Grund des Nachrichten/Personen/Güterverkehrs. Im Unterschied zum Postmonopol des 17. Jahrhunderts, das einfach Konkurrenten um die staatliche Gewalt (zum Beispiel Städte) ausschaltete, indem es private Botenanstalten unterdrückte, ist der Postzwang als »Verpflichtung des Publikums, sich bei Reisen oder bei Versendung von Sachen der Posten des Staates oder des Reiches zu bedienen«, ¹⁰⁴ Ergebnis einer Sorge um das Sich-Verhalten einer Population von Verkehrsteilnehmern. Der Postzwang zählt zu den Maßnahmen einer Macht, die das Leben in ihre Regie genommen hat: Verkehr wird Gegenstand einer Biopolitik der Bevölkerung.¹⁰⁵ Erst dieser biopolitische Schwenk, der die Leute dazu anhält, ständisch organisierte Botenanstalten, die das Menschenwesen erbarungslos in Kaufleute, Gelehrte, Kleriker und Adlige diversifizierten, gar nicht erst zu ignorieren, bringt das Gesicht des Menschen als Sinn und Zweckursache der Post zum Vorschein. Seitdem der Postzwang staatliche Diskursalleinherrschaft als ein aktives Verhalten der Leute definiert, ist jeder Briefschreiber ein Subjekt des Postierens. Mehr noch. Indem er außerdem dazu zwingt, sich für den Transport der eigenen Person desselben Mediums zu bedienen wie für den Transport der Briefe, erreicht der Postzwang die institutionelle Verklammerung von Zeichen- und Körperverkehr. Durch ihn wird der Staat zum Grund und Garanten ihrer Übersetz- und Übertragbarkeit. Beide Aspekte des Postzwangs zusammen – Verhalten zur Post als Verhalten zu sich einerseits und die institutionelle Verklammerung der Metapher von Schriftverkehr und Blickverkehr andererseits – sind Voraussetzungen für die mit Gellert einsetzende Literarisierung des Briefs. Aber die Einführung des den Diskurs Anfang des 18. Jahrhunderts neu formierenden Postzwangs markiert nur eine konsequente Wendung der Biopolitik selber. Der Wille zur Monopolisierung der Diskursprozessierungsinstanzen ist ganz allgemein eines der Phänomene, das gegen Ende des 16. Jahrhunderts durch jene Innovation hervorgerufen worden ist, seit der Post überhaupt als Biopolitik west und mit der die Neuzeit selber nachrich-

tenökonomisch anbricht: die Erfindung des Portos. Nachdem 1577 der Abfall der Niederlande und der spanische Staatsbankrott das Reich in eine Finanz- und Postkrise gestürzt hatte, beschloß Rudolf II. die Post offiziell dem »privaten« Verkehr zur Verfügung zu stellen, feste Taxen einzurichten, die Einnahmen den Privatschatullen der Postmeister zu entziehen und mit ihnen die Ausgaben der Post zu bestreiten.¹⁰⁶ *Emergentia regni*: für einmal jedenfalls, hier, ist sie ein Geschick der Post gewesen.

Vordergründig scheint mit der Portoerfindung nur ein Mißbrauch von Staatsgerät durch die Taxis legalisiert worden zu sein. Tatsächlich aber gehört das Porto zu jenen Innovationen des alten Reichs, mit denen es sich selber transzendiert hat. Denn im Porto erscheint die Praktik eines neuen Machttyps. Die nachrichtentechnische Macht des Imperiums, die Befehlsgewalt im lateinischen Wortsinn also, über Portoerhebungen zu finanzieren, hieß, die Bevölkerung nicht mehr macchiavellistisch als einen Rohstoff unter anderen zu betrachten und entsprechend auszubeuten, sondern sie als eine »Kraft des Staates«, ¹⁰⁷ die nicht einfach nur vorkommt, sondern kunstgerecht regiert werden will, in einer Weise zu beteiligen, durch die das Verhältnis zwischen der Post und den Leuten vollkommen neu definiert wurde: ihre Nützlichkeit für die Bevölkerung wurde zum Daseinsgrund der Post, aus dem erst sekundär der Staatsnutzen abgeleitet wurde.

Das war eine in der Geschichte des Abendlandes noch nie dagewesene Definition der Post. Diese neue Seinsweise der Staatspost zeitigte, daß alle übrigen Postanstalten zu Konkurrenten um die Portoeinnahmen wurden: eine auf die Wohlfahrt der Bevölkerung gestützte Staatsmacht muß die Post monopolisieren.¹⁰⁸

Die Regie, in die das Leben von der Macht genommen wird, heißt bekanntlich Polizey. Ihr Gegenstand ist das Beziehungsnetz zwischen den Menschen und zwischen den Menschen und den Dingen.

C'est à dire que ces choses dont le gouvernement doit prendre la charge, ce sont les hommes, mais dans leurs rapports, leurs liens, leur intrications avec des choses que sont les richesses, les ressources, les subsistances [...], ce sont

¹⁰⁶ Vgl. Frey-Schlesinger, 1920: 433. ¹⁰⁷ Vgl. Justi, 1756/1782: 4. Für Foucault ein Schlüsselbegriff für das Verständnis der Biopolitik des 18. Jahrhunderts: »Et cette »biopolitique« elle-même doit être comprise à partir d'un thème développé dès le XVII^e siècle: la gestion des forces étatiques.« (Foucault, 1989: 106)

¹⁰⁸ Vgl. Siegert, 1990: 540f.

¹⁰³ Vgl. Bäuml, 1932: 13. ¹⁰⁴ Dambach, 1901: 9. ¹⁰⁵ Vgl. Foucault, 1976/1979: 164-166.

les hommes dans leurs rapports avec ces autres choses que sont les costumes, les habitudes, les manières de faire ou penser.¹⁰⁹

Und weil die Post seit der portomäßigen Kopplung der Staatsmacht an das Verhalten der Bevölkerung als ein Subsystem dieses Beziehungsnetzes aufgefaßt werden muß, ist sie – wie eines der grundlegenden Werke der Polizeywissenschaft des 18. Jahrhunderts, Johann Heinrich Gottlob v. Justi *Grundfeste zu der Macht und Glückseligkeit der Staaten*, ausführt – selbstredend ein Polizeyinstitut.

Die Posten sind eine Polizeyanstalt zur Bequemlichkeit des Publici, und Beförderung der Commerci und Gewerbe, wodurch Briefe, Waaren und Personen, zu gewissen und bestimmten Zeiten, gegen ein gewisses Postgeld, mit gewechselten Pferden schleunig und sicher fortgeschafft werden [...]. Eine Polizeyanstalt aber sind sie; weil sie von der Obrigkeit zur Bequemlichkeit des Publici und Beförderung des gemeinschaftlichen Besten angeordnet werden.¹¹⁰

Bequemlichkeit, der Endzweck, von dem die Posten im Regimentalitätsdispositiv ihren Sinn empfangen – das ist nicht nur die *commoditas* bzw. das *expedire* im Sinne von »förderlich sein« (das seinen permissiven Wortnebensinn bis heute bewahrt hat), sondern auch die *opportunitas*, das Gelegensein, das Zur-Hand-Sein. Daher wird »zu einem guten Zusammenhange der Posten erfordert, daß die Ankunft und der Wiederabgang der Posten auf denen Haupttrouten, und insonderheit nach denen Haupthandelsplätzen dergestalt eingerichtet sey, daß die Correspondenten Zeit haben, die erhaltenen Briefe wieder zu beantworten.«¹¹¹ Ziel der Post ist, Leute in Diskurse zu verstricken. Die Technik der Verstrickung ist das Relais und dessen Abstimmung in bezug auf das Gesamtnetz – das *timing*. Seit dieser kalkulierenden Bequemlichkeit korrespondierender Posten gibt es allererst Wort und Sache der Korrespondenz.¹¹² Und erst seitdem es zu den polizeylichen Anforderungen an eine vorbildliche Post gehört, die Erwartung von Antwortbriefen zu erzeugen, können Romane mit dem Satz beginnen: »Wie kömmt es denn in aller Welt, daß Du nicht schreibst?« und gleich darauf

109 Foucault, V 1978/1989: 100. 110 Justi, 1760/1965: 382. 111 Justi, 1760/1965: 392.

112 Vgl. Fontius, 1988: 271f.

die Möglichkeit verwerfen, daß die »Briefe auf der Post verloren« seien.¹¹³ Erst wenn die Lücken im Netz geschlossen werden, können sie sich zwischen den Briefen aufturn.

Nur eine gelegenen kommende Post ist dem Staat eine echte Gelegenheit, sich die Einkünfte zu beschaffen, die er »zu seiner Selbsterhaltung und Beförderung seiner Glückseligkeit«¹¹⁴ bedarf. So will es die Staatsräson. Und so läuft es auch. Im Preußen Friedrich II. sorgte die »französische Regie« dafür, daß die Post dem Fiskus zwischen 1741 und 1786 an die 20 Millionen Taler einbrachte.¹¹⁵ Aber die Höhe der Einkünfte hat aufgehört, die transparente Sprache der Staatsweisheit zu sprechen. Im Polizeystaat bedarf sie der Interpretation durch eine dem gemeinschaftlichen Besten verpflichteten Finanzwissenschaft im Hinblick auf ihren Ursprung. Nur dann zeugen die Einkünfte des Staates von der *prudentia civilis* seines Regenten, wenn sie der natürliche Ausdruck eines Zustandes sind, in dem die Dinge, als Gegenstände der Regierungskunst, ihre Bestimmung erreicht haben. Das Geschäft des Regierens ist also selber das einer Post: dafür zu sorgen, daß die Dinge ihre Bestimmung erreichen, daß sie ihr entsprechen – daß sie nicht ihren Sinn verlieren. Als daher Friedrich 1755 trotz der Bedenken des Generalpostmeisters von Gotter entschied, daß die preußischen Postmeister ausschließlich nach Gebührenanteilen besoldet werden sollten – damit sie noch mehr zur Eudämonie des Staates beitrügen¹¹⁶ – irrte Regierungskunst selber von ihrer Bestimmung ab. »Im ganzen«, so von Stephans lakonischer Kommentar, »war die Post eine gute Einnahmequelle für den Staat.«¹¹⁷ Das aber darf die Post polizeywissenschaftlicher Theorie zufolge gerade nur dann sein, wenn sie es nicht ist. Denn seit der durch von Justi begründeten höchst folgenreichen Theorie des Portos können hohe Staatseinkünfte nicht mehr als Repräsentationen hoher Post-Steueren definiert werden, sondern allein als Funktion der Masse umlaufender Sendungen, deren Anwachsen zu regulieren vorrangige Aufgabe des Portosatzes ist. Dadurch wird die alte Proportion von Profit und Porto mit einem Schlag reziprok.¹¹⁸ »Man sieht leicht«, behauptet von Justi in seinem *System des Finanzwesens* kühn, »daß diese

113 Tieck, 1795/1986: 9. 114 Justi, 1766/1969: 186. 115 Vgl. Stephan, 1859/1928: 249.

116 Vgl. Stephan, 1859/1928: 239. 117 Stephan, 1859/1928: 250.

118 Womit eine Geschichte ihren Anfang nimmt, an deren Ende die englische *Post office reform* stehen wird. Im Maße allerdings Rowland Hills ein radikalerer Biopolitiker als von Justi sein wird, wird auch seine mathematische Theorie des Portos eine radikalere sein.

„Taxen sehr mäßig seyn müssen [...] Wenn man hohe Taxen setzet; so betrügt man sich sehr, wenn man glaubt, dadurch die Post-Einkünfte zu vermehren.“

Wenn die Post-Taxen mäßig sind [fährt Justi im folgenden Paragraphen fort]; so macht niemand aus dem Porto etwas. Es werden dannenhero jährlich einige hundert tausend Briefe geschrieben, die keine ernstlichen Geschäfte in sich enthalten, sondern die bloß in Neuigkeiten, Höflichkeits-Bezeugungen und Freundschafts-Versicherungen bestehen. Allein, wenn das Porto hoch ist, so unterläßt man solche Arten von Correspondenz.¹¹⁹

Damit erhält das Porto einen radikal neuen Status. Statt primär eine Abgabe an den Staat (wie im 17. Jahrhundert), wird das Porto von nun an vor allem eine Existenz-Technik sein. Auf der Basis der voranschreitenden Alphabetisierung Mitteleuropas wird es die Rolle des Portos nicht mehr sein, einen möglichst großen Nutzen aus einer gegebenen und unbefragbaren Zirkulation von Diskursen zu ziehen, sondern diese Diskurse allererst hervorzu- bringen. »Und die Theorie der Produktion muß künftig stets der der Zirkulation vorausgehen.«¹²⁰

Das Porto hat die poetische Kraft, knapp unterhalb der Geschichte einen »Bodensatz von Existenzen«¹²¹ als *Grundfeste zu der Macht der Staaten* wahrnehmbar werden zu lassen, und sei es als Zahlenmaterial polizeywissenschaftlicher Statistiken.

45 Jahre später hat die existenztechnologische Portotheorie von Justi das Aussehen einer Pädagogik angenommen, deren Anliegen weit über eine »Beförderung der Commerzien« und die Freimachung eines dem Staat wirtschaftlich gelegen kommenden Luxus des Schreibens hinaus geht. Die Lage ist ernst, im Jahr 1811, als der im Dienst Karl Friedrich von Badens stehende Cabinetts- und Staatsrat Johann Ludwig Klüber seine erste Abhandlung über das Postwesen in Druck gibt. Das Reich ist zerfallen, nicht weniger als 43 verschiedene Territorialposten teilen sich den Raum seiner einstigen Ausdehnung.¹²² Preußische Postämter sind – wie in Hamburg – von den Franzosen annektiert worden oder stehen unter französischer Kontrolle – wie in Berlin. Die Post-Taxen sind aufgrund des Transitportos, das jeder Territorialherr von den Briefen fordert, die durch sein Postgebiet laufen,

unter Umständen vier- bis fünfmal so hoch wie vor 1806.¹²³ Die Höhe des Portos taxiert bei diesem Stand der Dinge nicht so sehr die Uneinsichtigkeit eines Fürsten, als vielmehr den Auflösungsgrad des Reiches. Klübers Schrift zieht daraus – infolge der Theorie, daß das Porto für die Existenz dessen, was es taxiert, verantwortlich ist – die Lehre, daß die Post eine »*National- und Staatsanstalt*«¹²⁴ in dem Maße werden wird, in dem sie mittels Taxreduktionen die Nation selber postiert. Die Geburt der Nation aus dem Geiste der Portomäßigung? Das ist, zumindest was Klüber betrifft, dem man als loyalen Diener eines Rheinbundfürsten und trotz seiner Freundschaft zu Hardenberg kaum eine preußisch-patriotische Gesinnung wird unterstellen können,¹²⁵ eine zweischneidige Sache. Klübers unverhüllte Sympathie für eine nationale Sendung der Thurn und Taxis-Post,¹²⁶ die er 1814 »als Phönix aus der Asche des rheinischen Bundes« hervorgehen zu sehen hofft, »als ein neues wohlthätiges Band zu der Wiedervereinigung der Teutschen«,¹²⁷ scheint die Schrift an der Wand nicht so recht zur Kenntnis genommen zu haben. Denn schließlich war Napoleon den fürstlichen Dachsen alles andere als gnädig gesonnen, vom permanenten Krieg Preußens gegen die Reichspost ganz zu schweigen.

Aber Klübers Reich ist gar nicht von dieser Welt. Seine von der Grenzpassage, dem Transit, her gedachte Portotheorie ist der Parusie eines Reiches verschrieben, das nicht mehr mit absolutistischer Staatsräson, sondern vom »Weltgeist«¹²⁸ selber regiert wird – und überbietet damit eine Polizeywissenschaft, die prinzipiell vom Territorium ausging, dessen Grenzen auch immer zugleich auch die der Biopolitik waren.¹²⁹ Das heißt: nur im Ereignis einer *translatio imperii* kann der Dachs als Phönix wiederkehren. Der Befehl – des Imperiums lateinischer Wortsinn – geht nicht mehr von der Wiener

123 Klübers liebstes Rechenexempel ist ein Brief, der vor Auflösung des Reiches von Hamburg bis Lindau am Bodensee ausschließlich auf taxisscher Post laufen konnte und daher nur 16 bis 18 Kreuzer kostete. 1810 kostete er dagegen – da er sechs Territorialposten passieren mußte – 70 bis 80 Kreuzer: »[D]enn nichts vertheuert die Correspondenz mehr, als häufiges, zumal hohes, Transitoposto.« (Klüber, 1811: 30) 124 Klüber, 1811: 131. 125 Sein *Staatsrecht des Rheinbundes* (Tübingen 1808) handelte ihm einen Tadel von patriotischer Seite ein. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie (ADB), 1875/1967: XVI 238. 126 Eine Sympathie, die wohl in erster Linie Klübers Loyalität dem Ghtz. Baden gegenüber zuzuschreiben ist, das seine Post noch bis zum Sommer 1811 durch das ansonsten ungeliebte Fürstenhaus verwalten ließ. 127 Klüber, 1814: 65. 128 Klüber, 1811: 129. 129 Derselbe Johann Ludwig Bergius, dessen *Policey- und Cameral-Magazin* Klüber als Autorität in Sachen »mäßige Posttaxen« zitiert, das im übrigen vollständig von Justi abhängig ist (Klüber zitiert – ohne es zu wissen oder zu kennzeichnen – eine von Bergius wörtlich aus Justi

119 Justi, 1766/1969: 187. 120 Foucault, 1966/1974: 312. 121 Foucault, 1977/1982: 55.

122 Vgl. die vollständige Liste bei Klüber, 1814: 32-35.

Hofburg und den x deutschen Fürstenhöfen aus, sondern von den Institutionen des neuen Bildungsstaates, in denen sich 1810 – dem Stichdatum der Klüberschen Bestandsaufnahme der Reichstrümmer – der Weltgeist anschickte, zu sich zu kommen: mit der Einführung von Abitursaufsätzen in den neuen Gymnasien (per Gutachten von Schleiermacher befürwortet), mit dem Beginn der Reorganisation der für dieselben Aufsätze zuständigen wissenschaftlichen Prüfungskommission (durch Humboldt), in die 1820 auch Hegel berufen werden wird,¹³⁰ und mit der Einführung des Staatsexamens pro facultate docendi.¹³¹ Dieser neuen Befehlslage entsprechend regelt das Porto im Neuen Reich nicht mehr das bloße Erscheinen von Existenzen in Polizeystatistiken, sondern die Produktion von *Menschen*.

So wenig eine Anstalt für öffentlichen Unterricht und Menschenbildung, als unmittelbare Finanzquelle des Staates behandelt werden darf, eben so wenig sollte es die Post.¹³²

Die Post, so lehrt Klüber, ist ihrer wahren Bestimmung (oder ihrem Befehl) nach gar kein Transportinstitut, sondern eine pädagogische Anstalt, und die Eudämonie des Staates eine abhängige Variable der Pädagogik. Daher muß der Staat ein höchstes Interesse daran haben, »den allseitigen Verkehr [...] der Menschen überhaupt [...] möglichst zu befördern.«¹³³ Nicht, weil gebildete Menschen, was Klüber nicht ganz aus den Augen verliert, »auch einträglicher für die Staatscassen«¹³⁴ sind, sondern, weil ein produktives Schreiben von »Menschen überhaupt«, wie sie der Postzwang zu Beginn des 18. Jahrhunderts überhaupt erst postiert hatte, ebenso wie der staatliche Schulzwang aus dem »unbedingten Zwecke des Staates« folgt (nach den Worten des Erziehungsbeamten und Hegelgönners Niethammer drei Jahre vor Klüber), daß jeder »Staatsbürger [...] Mensch sey«.¹³⁵

System des Finanzwesens übernommene Passage), gibt im Fall der Regelung des Postverkehrs mit anderen Staaten dem Territorialprinzip unbedingten Vorrang vor der vielberufenen »Bequemlichkeit des Publick«, sei es bei den »Recessen«, die das Verfahren der zwischenstaatlichen Portoverrechnung festlegen, sei es, daß es »einem Landesherrn nicht verdacht werden (kann) [...], wenn er die in auswärtige Lande gehende Briefe und Waaren so lange auf seinen eigenen Postrouten laufen läßt, als nur möglich ist.« (Bergius, 1773: 165) Für Klüber hingegen wäre es der »Olymp«, das Postwesen überhaupt der »PolizeiAufsicht« zu entziehen. Vgl. Klüber, 1811: 130.

130 Preußisches Kultusministerium (Altenstein), B 17, Juni 1820 an Hegel. In: Hegel, 1952: II 232f.

131 Vgl. Kittler, 1988: 408f. 132 Klüber, 1814: 12. 133 Klüber, 1814: 11.

134 Klüber, 1814: 11. 135 Niethammer, zit. nach Kittler, 1988: 409.

Der Grundzug dieser den Menschen postierenden »Weltanstalt«, ¹³⁶ den Territorialstaat zu transzendieren, wird figuriert durch eine »Raumrevolution« bei der Bestimmung des Briefportos: die Ersetzung eines Territoriums, dessen Grenzen der Brief immer weiter verdichtet, je länger die Strecke ist, die er durchmißt, durch eine infinite Geographie, die umso durchlässiger wird, je weiter der Brief gesendet wird. Während ein steigendes Progressionsverhältnis des Portos (in das außer dem Faktor der Entfernung noch die Gewichtsprogression eingeht) zur Distanz die Nähe und das Zentrum postiert (der Brief wird zunehmend teurer, je größer die Distanz ist, über die er geschickt wird), postiert die fallende Progression die Ferne und die Peripherie: das (Kolonial-)Reich. »Ein Brief sollte nach Verhältnis immer wohlfeiler werden, je weiter er auf derselben Post läuft [...]. Wohl erwogen, ward dieser Grundsatz auf den ehehin sehr ausgedehnten taxischen PostCursen in Ausübung gebracht.«¹³⁷

Die Umstellung vom Polizeystaat auf den Bildungsstaat ist unter verwaltungs- und daher posttechnischem Gesichtspunkt die Erfindung einer neuen geographischen Merkwelt. Allein, die Geographie selbst bleibt das historische Apriori all dessen, was Post um 1800 bedeuten kann. 1801 wurden in Preußen die Poststraßen geometrisch vermessen und der Erde die Distanzprogression des Tarifs buchstäblich mit Meilensteinen eingeschrieben. Die an ihnen ablesbaren Distanzen regelten außer den Personenbeförderungs- und Paketgebühren auch die Beförderungszeiten, während die Progression des Briefportos bereits 1766 aufgrund von Kartenvermessungen festgelegt worden war.¹³⁸

Die Kopplung der Zirkulation von Nachrichten, Dingen und Leuten an dieselbe aufgerasterte Geographie – und ihre durch dieses tertium comparationis gegebene Metaphorizität – bildet den Sockel der Post als Inbegriff von Zeichen- und Körperverkehr; Geographie ist die Fläche, in die sich der Postzwang als institutionelle und metaphorische Verklammerung von Brief- und Personenverkehr einschreibt. Die Institutionierung des »Menschen überhaupt« als Subjekt der Post qua Postzwang schließt notwendig die Existenz einer gemeinsamen Erde für Wörter und Menschen ein, die ihrerseits selbstredend dem zu Ende gehenden Zeitalter der (mit Virilio zu reden) »metabo-

136 Klüber, 1811: 129. 137 Klüber, 1811: 92. 138 Vgl. Stephan, 1859/1928: 302f.

lischen Vehikel«¹³⁹ verpflichtet ist. Herrschaft des Bildungsstaates heißt dann, daß universell das Postzwangswesen »Mensch« im Raum einer unendlichen Geographie sich anschickt, jedes territoriale Prinzip zu transzendieren. Damit ist jener Raum technisch errichtet, in dem der alte Reiseroman zum Bildungsroman werden kann. Bekanntlich kommen Goethes *Lehrjahre* und a fortiori die *Wanderjahre* fast ohne territoriale Eigennamen aus. Die Erde nimmt ein menschliches Antlitz an.

Im Zuge der Verwandlung des Portos in ein Produktionsmittel von Diskursen und des Postgebietes in eine pädagogische Provinz dringt in die Seinsweise des Gesendeten eine Historizität ein, die eine neue Brieftheorie geradezu erzwingt. Die Faltung der Briefschrift auf das Schreiben als Produktionsakt erfindet dem Brief eine geschichtliche Tiefe, die der poetischen Theorie des Portos Rechnung trägt. Damit nehmen die Wörter eine Wendung, die der Grund für das rasante Verschwinden der ars dictaminis in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist. Denn die barocken Briefsteller verwalteten eine im Grunde geschichtslose Zirkulation. Die Raster der Gelegenheiten und der Titel, die Topiken der captatio und der conclusio etablierten ein jedem Einzelbrief präexistentes Diskurssystem, in dem jede Produktion immer schon ihren Ort gehabt hatte. Briefe wurden nicht produziert, sondern buchstäblich aufgelesen. Die taxinomische Ordnung des Diskurses widerspricht dem Begriff und der Sache einer originären Produktion: sie realisiert allein die Wiederholung eines ewig gleich bleibenden Bestandes von Anwendungen.

Eine Umstellung des word-processing auf eine Ökonomie der Proliferation kann daher nur mit einer Individualisierung und Historisierung der Außenreferenzen des Briefs einhergehen. Inskünftig wird der Brief alle Erfindungskunst und Geschicklichkeit der Verknüpfung einer bis dahin unbekannten Funktion unterordnen: dem Bekenntnis eines individuellen Ursprungs. Das Bekenntnis des Ich wird zur Gelegenheit der Gelegenheiten.¹⁴⁰ Erst wenn der Brief wie ein Fichtesches Ich sich selbst setzt und die Gelegenheit selbst produziert, die ihn notwendig macht, wird er anfangen können, in der Proli-

139 Vgl. Virilio, 1984/1989: 33. 140 Auch der Liebesbrief hatte in den Zeiten der ars dictaminis bekanntlich keinerlei Bekenntnisfunktion ausgeübt, sondern gehörte ganz im Gegenteil, ob nun als anständige conciliatoria oder verderbte amatoria, zur deliberativen (oder suasorischen) Gattung. Vgl. Erasmus, 1522/1980: 240-242.

feration zu existieren. Weil ihm seine Wahrheit nur durch die Faltung auf sich selbst zukommt, wird er nicht aufhören können, seinen Ursprung, die Seele, einzubekennen. Die »unaufhaltsame Sucht, sich mitzuteilen«, die Steinhausen dem ausgehenden 18. Jahrhundert bescheinigte, betrieb das Geschäft eines Staates und eines Bildungswesens, die im selben Medium arbeiteten. Erst durch die Bestimmung oder den Befehl ihres Steuermediums Post werden Leute wie Caroline Schlegel vom »schreibseeligen Rappel« überkommen, »wo sie die Briefe Dutzendweis expedirt«¹⁴¹ – an Staatsbeamte, Philosophen und Dichter. Kurz: die Literarisierung des Briefs gehört zu den medialen Voraussetzungen für die Genese des modernen Bildungsstaates. Daraus entsteht der Literatur als an die Stelle der fürstlichen Ordre getretenes Befehlsmedium im Imperium des Weltgeistes der Anspruch auf ein Privileg: »daß ein sehr grosser Theil des Briefwechsels, wie der literarische [...], gänzliche oder theilweise Taxbefreiung, so wie in der Regel aller Briefwechsel Aufmunterung durch niedrigen Post-Tarif verdient.«¹⁴²

Inmitten aller Reichsposstrümmer erkennt Klüber die Lage. Denn es gab zur selben Zeit ein anderes (Groß-)Herzogtum mit der gleichen Rheinbundpolitik und mit dem gleichen Verhältnis zur Thurn und Taxis-Post wie Baden, in dem eben dieser Anspruch Klübers erfüllt worden war.

Goethes Postreich

Der Name des Herzogtums war, man wird es erraten haben, Sachsen-Weimar. Die im Zeichen der Menschenbildung angebrochene Epoche der Post namens Literatur fand ihren Herrensfiganten in dem Namen, den sie bis heute trägt: Goethe. Eine Abstempelung, die ihre nicht ganz alltäglichen guten Gründe hat. Denn der Name Goethe war mit dem Ausnahmerecht bekleidet, als Briefmarke Diskurse eines Autors und vor allem seiner Leser in Umlauf zu bringen. Es ist zwar noch eine etwas dunkle Geschichte. Aber festzustehen scheint, was Heinrich von Stephan 1874 in den Räumen

141 Vgl. Steinhausen, 1889-91: II 303f. 142 Klüber, 1811: 55.

des Reichspostmuseums von einem baltischen Historiker¹⁴³ erfuhr: »daß Goethe von den Fürsten [von Thurn und Taxis] das Privileg erhalten habe, seine Briefe im ganzen Thurn-und-Taxischen Postgebiet unentgeltlich zu verschicken und daß diese Briefe stets mit schwarzem Siegelack gesiegelt worden seien und mit Goethes Initialen versehen wären.«¹⁴⁴ Nun wäre dies an sich nichts besonderes, insofern Goethe als Geheimrat am Hof Herzog Augusts wie alle Angehörigen des Hofstaats selbstredend vom Porto befreit war. Doch galt diese Exemption allein für die von Goethe im Dienst versandte Staatspost, das heißt nur für Briefe, die das Siegel des Herzogs trugen. Worauf die Mitteilung des Historikers sich bezog, ist dagegen die wahrhaft exzeptionelle Ausdehnung dieses Portoprivilegs auch auf die Privatbriefe des Geheimrats Goethe,¹⁴⁵ das heißt auch auf die Briefe des Autors Goethe. Die Erhebung des Namens »Goethe« in den Rang einer Frankomarkte fiel sehr wahrscheinlich in das Jahr 1806, in dem nach Auflösung des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation die Postlehnsherrschaft in Sachsen-Weimar wie überall auf den Landesherrn übergegangen war; als Landespost wurde die Thurn-und-Taxis-Post dann aber dem Fürsten – wie in Klübers Baden – wieder vom Herzog zu Lehen gegeben.¹⁴⁶ Die persönliche Bekanntschaft Fürst Karl Alexanders von Thurn und Taxis mit Goethe ist brieflich zwar erst seit des Fürsten Interesse für Goethes Carlsbader geologische Sammlung dokumentiert,¹⁴⁷ doch datiert sie schon – in wel-

cher Ungesagtheit und Unsagbarkeit auch immer – von Goethes frühester Kindheit. Denn Goethes Vaterhaus stand in Frankfurt in unmittelbarer Nachbarschaft des Taxisschen Palais.¹⁴⁸ Mit der Verleihung des Privilegs der Portofreiheit machte der Postenfürst nur an seinem ehemaligen Nachbarn wahr, was dieser dann in *Dichtung und Wahrheit* von den Taxisschen Posten geschrieben haben wird. Das »Umsichgreifen« des »sittliche(n) und literarische(n) Verkehr(s)« als Etablierung einer Herzenspolizey (»Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz der anderen«), wertet Goethe nämlich ganz im Sinne Klübers als Folge »der durchgreifenden Schnelligkeit der Taxisschen Posten, der Sicherheit des Siegels, de(s) leidlichen Porto(s)«.¹⁴⁹

Goethe hatte gut reden, da ja Taxis mit dem leidlichsten Porto, das überhaupt denkbar ist, für Briefe, die den Namen »Goethe« trugen, das Umsichgreifen eines literarischen Verkehrs förderte, dessen einziger Zweck die Vergötterung des Autors und die Aufrichtung einer Goethezeit war. Denn da in jenen Zeiten vor Rowland Hill es allgemeiner Usus war, daß nicht der Absender, sondern der Empfänger das Porto bezahlte (um sicherzustellen, daß er den Brief überhaupt bekam), waren nicht nur Goethes eigene Briefe vom Porto befreit, sondern auch die an Goethe gerichteten Briefe aller möglichen Goethefreunde, Goetheleser, Goethebewunderer. Schon ein Jahr nach der Verleihung des Privilegs trägt dieses postalische Apriori einen *Briefwechsel Goethes mit einem Kinde* und einen daraus entstehenden Briefroman. Bettina Brentano darf posttätig nicht-enden-wollende und das heißt Liebesbriefe von Frankfurt nach Weimar schicken, weil die Post für eben diese Leserinnen-Autor-Beziehung einen portofreien Kanal zur Verfügung gestellt hat. Andernfalls hätte sich – vor allem bei den seit 1806 so dramatisch angestiegenen Portogebühren – womöglich gar nichts geschickt, jedenfalls keine Liebe Bettinas, die nur in dicken Briefen voller schönen Unsinns existieren kann. Bettina sagt es ja.

Adieu, ich schäme mich meines dicken Briefs, in dem viel Unsinn stecken mag.
Wenn Du nicht frei Porto hättest, ich schickte ihn nicht ab.¹⁵⁰

¹⁴⁷ Vgl. Goethe, B 17-23. Mai 1820/1905: IV. Abt., XXXIII, 36. Noch ein Jahr vor seinem Tode übermachte der Fürst Goethe eine »fossile« und portofreie »Muschel«. Vgl. Goethe, B 26. Sept. 1826/1905: IV. Abt., XLI, 171. ¹⁴⁸ Vgl. Behringer, 1990: 116.

¹⁴⁹ Goethe, 1811-1833/1904-05: XXIV, 133f. – In der Tat war ja das Taxisschen Porto das mit Abstand leidlichste unter den 43 verschiedenen Tarifen im ehemaligen Reich. Vgl. Klüber, 1811: 28f. und oben S. 24, Anm. 86. ¹⁵⁰ Arnim, 1835/1984: 256.

¹⁴³ Es war aller Wahrscheinlichkeit der Historiker Christian Eduard Pabst (1815-1882) aus Reval, der 1874 als Archivar bei der Estländischen Literarischen Gesellschaft angestellt war. Vgl. Deutsch-baltisches Biographisches Lexikon, 1970: 570 (Mit Dank an Heinrich Bosse/Freiburg).

¹⁴⁴ Bartholdy, 1937: 148. ¹⁴⁵ Sichtbare Spuren des Goetheschen Portoprivilegs zeigt zum Beispiel der am 2. Mai 1829 an den Frankfurter Buchhändler Carl Jügel abgeschickte Privatbrief: er weist nicht nur das schwarze Siegel und die darüber stehenden Initialen JWvG auf, sondern trägt auch unter der Adresse den Vermerk »fr[anco]«, und zwar ohne den üblichen Gebührenvermerk des Postbeamten, der nicht gefehlt hätte, wenn Goethe den Brief anders als mit seinem Namen freigemacht hätte (vgl. Goethe, B 30. Apr. 1829: Autographensammlung des Bundespostmuseums Frankfurt/M. Signatur: E 1501). – Nach einer auf Anfrage dankenswerterweise erteilten Auskunft des Zentralarchivs Fürst Thurn und Taxis in Regensburg steht zwar das *factum brutum* des Goetheschen Portofreitums außer Zweifel, seien aber die Akten über Portofreiheit – aus denen über die näheren Umstände Aufschluß zu gewinnen wäre – bislang nicht systematisch ausgewertet worden, weil das Material sehr stark verstreut sei.

¹⁴⁶ Vgl. Koch, 1967: 4; Piendl, 1967: 80 und Stephan, 1859/1928: 282. Als 1817 die Dachse nach Gründung des Deutschen Bundes erneut mit dem Postregal im inzwischen zum Großherzogtum avancierten Sachsen-Weimar beliehen wurden, »erschieden«, wie Goethe in seinen *Annalen* anmerkt, »sämtliche Diener«, also auch Goethe, »in geziemenden Schmuck nach Rangessgebühr« und anerkannten die »Oberherrschaft des Fürsten.« (Goethe, M 1817/1904-05: XXX, 311)

Vor jedem Diskurs gibt es dank Thurn und Taxis eine Einladung zum Diskurs, eine Einladung Briefe zu schreiben, die nie aufhören müssen wie die Liebe, die plappern dürfen, ohne je etwas zu sagen, und nebenbei Goethe auch noch die von Bettina treu erinnerten Erinnerungen der Frau Rat an Goethes Kindheit übermitteln, damit Goethe die Anfangskapitel seiner »Bekenntnisse« namens *Dichtung und Wahrheit* schreiben kann.¹⁵¹ Eine Fanpost-Promotion, die fast unweigerlich zur Geburt eines Stars auf der Empfängerseite führen muß. Goethes regelmäßig statt einer Antwort auf Bettinas endlose Briefe wiederkehrender Briefschluß spricht mithin einfach die message aus, die die nicht-diskursive Einladung eines portofreien Kanals ist: »Schreib alle Tag', und wenn's Folianten wären, es ist mir nicht zu viel«,¹⁵² »schreibe mir bald und liebe mich«,¹⁵³ »schreib mir ja recht viel«,¹⁵⁴ »bleibe mir schreibend und liebend von Tag zu Tag beglückender Gewohnheit treu«,¹⁵⁵ »schreibe mir, was Dir deucht, es wird jederzeit aufs herrlichste aufgenommen«¹⁵⁶ oder: »Lebe wohl, liebstes Kind, fahre fort, mit mir zu leben, und lasse mich Deine lieben ausführlichen Briefe nicht missen.«¹⁵⁷ Wer so spricht, ist ein anderer, nämlich Karl Alexander von Thurn und Taxis. Seine Sprechanreize halten auf der einen Seite eine Liebesbriefrede davon ab, aufzuhören, und auf der anderen Seite eine Produktion von Sonetten in Gang, die lauter Übersetzungen dieser Liebesbriefe sind. Was den Autor trägt, ist die postalisch geförderte Lust einer Frau. Poesie oder Gereimtes ist Übersetzung von Ungereimtem, der verworrenen Briefschrift oder Prosa einer Frauenseele.

Der Dichter ist manchmal so glücklich, das Ungereimte zu reimen, und so wär' es Ihnen zu gestatten, liebes Kind, daß Sie ohne Rückhalt, alles was Sie der Art mitzuteilen haben, ihm zukommen ließen.¹⁵⁸

Weil Bettinas Briefe in Literatur enden, bleiben sie unbeantwortet. Und kommt doch einmal der Liebenden ein Gedicht zurück, dann ist es eine *Charade*, deren Lösungswort sie zu ihrem Glück nicht errät. Aber genau das ist das Geheimnis von Literatur um 1800. Getragen von einer postalisch ins Sein gerufenen Liebe von Leserinnen, kann der Autor Gedichte in Umlauf

bringen, deren Privatadresse (Minna Herzlieb) verrätselt ist, damit sich alle anderen Leserinnen (wie Bettina) daran »zufrieden raten«,¹⁵⁹ das heißt sich selbst als Adressen erraten können. Literatur als Epoche der Post ist diese Charade, die eine an unzählige Frauen gerichtete Dichtung unter den Augen einer jeden Leserin funktionieren läßt, als sei sie ein nur an sie als der Einen gerichteter Privatbrief.

Goethes von der Taxispost durch die Einladung an alle Frauen, ihre Leserinnenliebe zu postieren, errichtetes Reich der Autorschaft erstreckte sich außer auf die Freie Stadt Frankfurt, wo Bettina ihre Briefe schrieb, und Sachsen-Weimar, wo das durch eine vom Porto befreite Adresse erzeugte Attraktionszentrum aller Briefe war, auf folgende Lande und Städte: Württemberg, Kurhessen, Großherzogtum Hessen, Hessen-Nassau, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Coburg-Gotha, die Fürstentümer Reuß und Schwarzburg, die Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck, das Fürstentum Hohenzollern, die Fürstentümer Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe. Dazu kam noch der Kanton Schaffhausen.¹⁶⁰

Goethe herrschte über die Ruinen des versunkenen Deutschen Reiches wie während der Zeit seiner Existenz nur die Kaiser und ihr Hofstaat. 1615 hatte Lamoral von Taxis im Revers zur Verleihung des Reichspostgeneralats als erbliches Lehen durch Kaiser Matthias sich verpflichtet, »die abgehenden Schreiben des Kaisers, Reichserzkanzlers, Reichsvizekanzlers, der Reichs- und Geheimen Hofräte und anderen *dero hohen officiren* ohne Tax oder Briefgeld zu befördern«. ¹⁶¹ Nachdem das Reich zerfallen war, und die Thurn und Taxis das harte Los der Mediatisierung getroffen hatte, übertrug der Reichsgeneralpostmeister ohne Reich das nunmehr unbemannte unmittelbare Privileg auf den Herrscher eines anderen Reiches. Wie konnte die Schande der Mediatisierung des einstigen Prinzipalkommissars besser verringert werden als durch eine *translatio imperii* im Sinne Klübers: durch die Ersetzung der verlorenen Reichsunmittelbarkeit durch eine Unmittelbarkeit im Reich des Deutschen Geistes? Also stellte der um seine zukünftige Postherrschaft bangende Fürst seine Postkurse in den Dienst Des Menschen schlechthin, indem er ihn zum Attraktionszentrum der Lektürerückkopplungen von verliebten Leserinnen erhob. Und im geheimen Dienst der Menschenbildung

¹⁵¹ Vgl. Arnim, 1835/1984: 410 und 649f. ¹⁵² Arnim, 1835/1984: 58.

¹⁵³ Arnim, 1835/1984: 144. ¹⁵⁴ Arnim, 1835/1984: 171. ¹⁵⁵ Arnim, 1835/1984: 317.

¹⁵⁶ Arnim, 1835/1984: 334. ¹⁵⁷ Arnim, 1835/1984: 399. ¹⁵⁸ Arnim, 1835/1984: 112.

¹⁵⁹ Arnim, 1835/1984: 244. ¹⁶⁰ Vgl. Piendl, 1967: 87. ¹⁶¹ Dallmeier, 1977: II, Reg. Nr. 173

standen sowohl Goethe als auch die Postkurse des Taxis schon lange. Wie Goethe war Karl Alexander von Thurn und Taxis Freimaurer. Goethe war 1780 der Weimarer Loge »Amalia« beigetreten¹⁶² und nach knapp zwei Jahren (gemeinsam mit Herzog Karl August übrigens) zum »Meister« befördert worden. Noch im Dezember 1782 war er in den sich bereits auflösenden »inneren oder hohen Orden« aufgenommen worden, nachdem die Johannisloge bereits ihre Pforten geschlossen hatte.¹⁶³ Sie wurde erst 1808 wieder eröffnet. Auf ganz anderen Etagen des Mysteriums mauerte hingegen der Postfürst. 1799 wurde er zum »Großmeister« der Regensburger Loge »Die Wachsende zu den drei Schlüsseln«, 1804 umbenannt in »Carl zu den drei Schlüsseln«, ernannt. Mit dem Ergebnis, daß die Taxispost in Bayern und Württemberg einer geheimen zweiten Macht gehorchte. War sie nach außen dem Kaiser (vor 1806) bzw. dem jeweiligen Landesherrn als Lehensherrn unterstellt (nach 1806), so stand sie insgeheim im Dienst der Regensburger Loge und das heißt im Dienst eines inneren, auf reine Menschenbildung gegründeten, Staatswesens. Denn nicht weniger als ein Drittel der Logenmitglieder waren Angehörige des Thurn und Taxis-Imperiums. Neben sieben Thurn und Taxis-Räten, drei Hofkavalieren und drei Kammerdienern gehörten ihr auch die Reichsoberpostmeister von Regensburg, Augsburg, München, Ulm und Stuttgart sowie Angehörige der Thurn und Taxis'schen Territorialverwaltung in Schwaben an.¹⁶⁴ Die Taxis betrieben mithin nicht nur eine Reichspost bzw. ein Netz von Landesposten, sondern zugleich auch die Post eines »Staats im Staate«, den nach Goethes eigenen Worten »[d]ie Freimaurerei durchaus (macht)«. ¹⁶⁵ Wenn daher der Logen-

chef Regensburgs 1806 ein Postnetz einrichtet, das einfach alle Leserinnen und Leser dazu einlädt, dem Weimarer Meister Goethe, der den Helden seines Bildungsromans nach seinem Logengrad benannt hat,¹⁶⁶ Bildung und Liebe rückzukoppeln, dann ist das mit den Plänen einer freimaurerischen Verbesserung Mitteleuropas im höchsten Maße konsistent. Als Geschick der Post vor allen Sendungen wird Goethe zum Post- und »Lehrmeister« in der »Kunst, Mensch zu sein«. ¹⁶⁷ Das Taxissche Postgebiet wird zur pädagogischen Provinz *avant la lettre*, deren Lehre von den drei Ehrfurchten ja eine Modifikation der Freimaurer-Lehre von den drei Pflichten gegen Gott, den Nebenmenschen und gegen sich selbst ist.¹⁶⁸ Doch die »pädagogische Provinz« ist selber nur eine Station in der Abfolge der »Bezirke«, die Wilhelm in den *Wanderjahren* durchläuft, und die insgesamt – wie Scott Abbott plausibel machen konnte – ein Abbild der rituellen Wegstrecke durch die verschiedenen Räume innerhalb der Loge zu sein scheint, die die ansteigenden Grade der Bildung symbolisieren.¹⁶⁹ Ein Raum, der insofern postalisch strukturiert ist, als die Post ein Freimaurerstaat im Staate zur pädagogischen Organisation und Durchmachung des Raumes ist. Als Goethe die pädagogische Architektur der Loge, deren Raumfolge ein Analogon zum Lebensgang darstellte, auf ganze Landschaftsräume ausdehnte,¹⁷⁰ identifizierte er einfach die beiden Funktionen Karl Alexander von Thurn und Taxis. Seit dem positiven Faktum, daß alle Briefschreiber von der Post dazu eingeladen sind, ihre intimen Bekenntnisse an den Autornamen der Epoche zu adressieren, untersteht alles, was auf dieser Post an Briefen unterwegs ist, der Menschenbildung. Denn weil jeder ist, was Goethe vor allem und allen ist, ein Individuum, figuriert die auf den Bildungsromanautor Goethe als

¹⁶² Vgl. Biedermann, 1886: 298. ¹⁶³ Vgl. Freiesleben, 1949: 19-21.

¹⁶⁴ Vgl. Behringer, 1990: 360f. Zu den Mitgliedern der Thurn und Taxis-Loge gehörte auch der fürstliche Schauspieldirektor Emmanuel Schikaneder, der bekanntlich den Text der *Zauberflöte* schrieb. Ein Werk, dessen Komponist Mozart der Wiener Tochterloge »Zur gekrönten Hoffnung« angehörte und das den Weimarer Ordensbruder Goethe immerhin derart faszinierte, daß er von 1796 bis 1807 verschiedene Versuche unternahm, *Der Zauberflöte zweiter Teil* zu schreiben.

¹⁶⁵ So Goethe 1807 in einem (ablehnenden) Gutachten zur Konstituierung einer Loge in Jena. Dort heißt es u. a.: »Die Freimaurerei macht durchaus statum in statu. Wo sie einmal eingeführt ist, wird das Gouvernement sie zu beherrschen und unschädlich zu machen suchen. Sie einzuführen, wo sie nicht war, ist niemals rätlich.« (Zit. nach Werneke, 1905: 31) Vor allem um die Freimaurerbestrebungen in Jena zu absorbieren und unter staatliche »Aufsicht« (so Goethes Ausdruck) zu bringen, wurde auf Goethes Vorschlag 1808 durch Herzog Karl August die Weimarer Loge wieder eröffnet (Vgl. Wilson, 1991: 152f.). Unterwanderung der Unterwanderer war – wie Daniel Wilson gezeigt hat – ebenfalls das Motiv für Goethes und Karl Augusts Eintritt in den Illuminatenorden gewesen (Vgl. Wilson, 1991: 66 und passim).

¹⁶⁶ Von der Turmgesellschaft, die allerdings den Illuminatenorden Adam Weishaupts zum Vorbild hat, hier ganz zu schweigen. Vgl. Freiesleben, 1949: 63f. und Kittler, 1978: 84ff. Wer allerdings wie Rosemarie Haas (und mit ihr Wilson) schreibt, »der Zweck der Turmgesellschaft« sei »nicht, wie in Weishaupts Entwurf, das System einer »geheimen Welt- und Regierungskunst«, sondern die Ausbildung eines Individuums«, und daraus eine »grundlegende Differenz« zwischen der Turmgesellschaft und Weishaupts Ideen ableitet, verkennt, daß die Ausbildung von Individuen gerade das Kernstück der neuen Welt- und Regierungskunst sowohl Goethes wie auch Weishaupts war (Vgl. Wilson, 1991: 161).

¹⁶⁷ Freiesleben, 1949: 42 und 43.

¹⁶⁸ Vgl. dazu Wagenknecht, 1965: 495f. ¹⁶⁹ Vgl. Abbott, 1984: 281-286 und überhaupt.

¹⁷⁰ Wobei die Analogie zwischen dem rituellen Gang des Freimaurers und dem »Gang durchs Leben« von Goethe im »Symbolum« selber gezogen worden ist, das mit dem Vers beginnt: »Des Maurers Wandeln / Es gleicht dem Leben, / Und sein Bestreben / Es gleicht dem Handeln / Der Menschen auf Erden.« (Hamburger Ausgabe, I 340) Vgl. Abbott, 1984: 272f.

Attraktionszentrum hin organisierte Post das Individualmodell des Briefeschreibens um 1800 überhaupt. Die Einladung, Goethe zu schreiben, ist ja zunächst Einladung, Goethe zu lesen, zu verstehen und das Verstandene per Brief sich selbst rückzukoppeln. Jeder der Briefe schreibt, schreibt zugleich immer auch portofrei an einen Goethe *en miniature* in sich selbst, einem Selbst. So jedenfalls der Postbeamte von Goethes Gnaden Clemens Brentano:

Der Schreiber muß zugleich an sich selber schreiben, denn er selbst muß durch den Brief mit sich bekannt werden. Du sagtest mir ja, daß Dir die Welt so unendlich weit vorkomme und Du Dir selber wie verloren darin seist [...] Dies alles kommt daher, daß Du mit Deinem inneren Menschen noch nicht bekannt bist. Du begreifst Dich noch nicht, aber in den Briefen schaust Du in den Spiegel Deiner Seele, darum tut die tiefste Wahrheit Dir selber gegenüber so not, um auf keinen Irrtum zu geraten über Dich selbst. Denn die edle Seele hat eine höchste Bestimmung! Dieser nachzukommen ist ihre ganze Aufgabe, die Welt ist so voller Ereignisse, ist ein Gewebe, in dem jedes Menschen harmonische Bildung ein notwendiger und haltbarer Faden sein muß.¹⁷¹

In Goethes Postreich durchlaufen Briefe zugleich eine Transmissionsstrecke und eine Rückkopplungsstrecke. Damit ist das Problem der korrekten Adressierung, dem die *ars dictaminis* umfangreiche Titulare und ausführliche Abhandlungen über die *salutatio* gewidmet hatte, aus der Welt geschafft. Wenn die Romantik auf die Frage »Wohin gehen wir denn?« antwortet »Immer nach Hause«,¹⁷² so antwortet sie auf die Frage »Wohin schreiben wir denn?« »Immer an Goethe«. In einem Postsystem, das Den Autor postiert, gelangen alle Briefe unfehlbar an eine universale Adresse: an Den Inneren Menschen. Eine Adresse, die mit dem Horizont des Weltpostreiches, wie ihn die mit zunehmender Distanz fallende Portoprogression oder die *Wanderjahre* postieren werden, zusammenfällt – weshalb ein Unendlich-weit-Vorkommen der Welt und ein darin Verlorensein a priori hinfällig werden. Nur weil Bettine ihre eigene Adresse (besagten Inneren Menschen) nicht kennt und viel lieber an Goethe selber schreibt, ist sie sich selber in der weiten Welt verloren: ein unzustellbarer Brief. In der schwarz gesiegelten Epoche Goethes produziert Clemens Brentanos pädagogischer Diskurs fort-

laufend postalische Metaphern: Die edle Seele hat einen höchsten Bestimmungsort und diesem nach- bzw. anzukommen ist ihre ganze Aufgabe, damit aus der Welt ein Gewebe oder Text wird, der nur von harmonischer Menschenbildung spricht, mit anderen Worten ein Bildungsroman. Das Novalis-Programm läuft und läuft. Bettina Brentanos Lehrjahre sind auf den reichsunmittelbaren Posten Deutscher Dichtung unterwegs.

Insofern Briefeschreiben heißt, die Einladung der Post anzunehmen, zugleich an einen inneren Autor zu schreiben, fällt jedem Briefschreiber eine Autorschaft *en miniature* zu. Unter einer Postherrschaft, die eine Kommunikation mit Goethe beim Schreiben von Briefen verspricht, insofern es Briefe an das eigene Ich sind, ist alles Schreiben der Seinsweise jener Gruppe von Diskursen verfallen, die die Funktion »Autor« haben.¹⁷³ Briefautorschaft steht unter dem Befehl der Postherrschaft des Urautors, dessen Subjekt oder Untertan ein jeder ist, der Briefe an sich selber schreibt. Und wenn jemand wie Bettina das Porto der portofreien Selbstadressierung, das (der modernsten polizeywissenschaftlichen Theorie entsprechend) Diskurse produziert, defraudieren will, so ist sogleich ein reichsunmittelbarer Postbeamter der Menschenbildung zur Stelle, der ein Strafporto namens Goethe fordert.

Es würde mich freuen wenn Du etwas Geschichte läsest und außerdem meistens Göthe und immer Göthe, und vor allem den 7 Band der neuen Schriften, seine Gedichte sind ein rechtes Antidotum der Empfindsamkeit.¹⁷⁴

Ein Lesen von Werken, die man/frau – nach Schlegels Wort – »nur aus sich selbst verstehen lernen kann«, erhebt vom Briefschreiber dasselbe Porto an »Persönlichkeit und Individualität«, das solche Werke tragen. Insofern Briefe portofreie Spiegelungen der Seele sind, üben sie ein derartiges Aus-sich-selbst-Verstehen als ein Sich-selbst-Verstehen ein.

Daß Briefe, die durch Rückkopplungen mit ihrem Inneren Autor Spiegel der Seele werden, in Umlauf sind, hat der Reichspostmeister Goethe, dessen Portoprivileg solche Rückkopplungen programmiert hat, selber bestätigt. Und zwar, wie sollte es anders sein, in den *Wanderjahren*. Der verworrene

171 Arnim, 1844/1959: 19. 172 Novalis, 1802/1978: I 373.

173 Was Foucaults einigermaßen auf französische Verhältnisse gerichtetem Blick entgangen ist. Vgl. Foucault, V 1969/1979: 17. 174 Arnim, 1844/1959: 540.

Text der Novelle »Der Mann von funfzig Jahren« wird bekanntlich dadurch entwirrt und harmonisch, »daß jene Treffliche [i. e. Makarie], im Vorhalten eines sittlich-magischen Spiegels, durch die äußere verworrene Gestalt irgendeinem Unglücklichen sein rein schönes Inneres«¹⁷⁵ weist. Ein Spiegel der Seele, der in diesem Fall nichts anderes ist als der zirkulierende Briefwechsel zwischen der Baronin und Makarie, in dem erstens die schöne Witwe ihr eigenes Innere ausspät (um mit Goethe zu reden), und in dem zweitens der Major den Blick der Witwe in diesen Spiegel erblickt. Insgesamt sind es drei verschiedene Blicke, die eine *politique de l'autruche* konstituieren, die die Umwege dieses Briefwechsels unschwer als Vorlauf des berühmten *Purloined Letter* zu erkennen gibt. Der erste Blick ist der, der nichts sieht: das wäre der in den Briefen selber dokumentierte Blick der Baronin. »Eigentlich ist nur vom Äußern und von Äußerungen die Rede, nach dem Innern wird nicht gefragt.«¹⁷⁶ Der zweite Blick ist der, der sieht, daß der erste nichts sieht und daher sieht, was er verbirgt: das wäre der Blick der Witwe in ihr Inneres. Der dritte Blick sieht, daß »diese beiden Blicke das zu Verbergende offen liegen lassen für den, der sich seiner bemächtigen will«:¹⁷⁷ das wäre der Blick des Majors; das ist der Blick des Wissens, der Macht (wie Lacan klarstellt), das ist der Blick, wie ihn Männer, Postmeister und Autoren von Gellert bis Brentano auf Mädchenbriefe fallen lassen (von Goethe ganz zu schweigen). Und es ist notwendig, an den Ort zu erinnern, an dem die endgültige Auslieferung dieser Briefe an den Blick des Wissens stattfindet: es ist ein Posthaus,¹⁷⁸ über dessen Wappen man nicht spekulieren muß.

Daß bei Goethe die Struktur der Intersubjektivität von Briefen abhängt, die nicht entwendet werden, sondern durch ein zentrales Vermittlungsamt (Makarie) zugestellt werden, macht indes einen Unterschied. Die Subjekte, die den Blicken unterlegt sind, kommen den Personen, die sie verkörpern, nicht zu nach Maßgabe einer der Wanderung des Briefwechsels inhärenten Logik der Signifikanten, sondern nach Maßgabe der pädagogischen Politik einer dem Spiel selbst entzogenen Instanz, die alle Fäden in der Hand hält und Regie über alle Postwege führt, als wäre sie zugleich Logenchefin und

Postenfürstin. Daß damit das zu Verbergende der Briefe immer schon ein zu Offenbares (ein Geständnis) gewesen sein wird, verweist auf die von der Logik des Briefgeheimnisses geprägte Ordnung des Diskurses. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wird diese Ordnung von einem neuen historischen Apriori verdrängt werden, das mit der Einführung von Briefmarken und Briefkästen nicht nur eine neue Logik der Subjektivität, sondern auch poststrukturelle Psychoanalysen prolongierter Briefe möglich machen wird. Weil in Goethes Postreich Briefe und Seelen (was im Zustellungsbereich der Deutschen Dichtung mehr oder minder dasselbe ist) ihre Bestimmung nur erreichen, wenn sie an einen Inneren Autor gerichtet sind, können umgekehrt Werke, deren Begriff ja mit dem des Autors untrennbar verbunden ist,¹⁷⁹ ihrerseits die Rolle der Post übernehmen. Die Epoche der Post namens Literatur weist sich nicht nur durch eine Literarisierung des Briefs aus, sondern ebenso durch eine »Postalisierung« der Dichtung. Kein Roman feiert diese Epoche überschwenglicher als Stifters *Nachsommer*.

Gustav, der in einer Familie aufwächst in der alle männliche Macht, die sich durch die Generationenfolge legitimieren könnte, ausgeschaltet ist, bekommt, nachdem er reif genug für dieses Bildungsprogramm ist, von seiner Mutter Mathilde Goethes Werke geschenkt. Nach einigem Blättern stellt er auf den Seiten Spuren einer »Persönlichkeit« und »Individualität« fest.

Aber siehst du Mutter, da sind manche Zeilen mit einem feinen Bleistift unterstrichen, und mit demselben feingespitzten Stifte sind Worte an den Rand geschrieben, die von deiner Hand sind. Diese Dinge sind dein Eigentum, sie sind in den neugekauften Büchern nicht enthalten.¹⁸⁰

Hermeneutisches Lesen hat das Kritzeln selbst in wertvollen Büchern zu einer Tugend gemacht. Die Marken eines gründlichen Verstehens in der Handschrift der Mutter an der Seite der Druckschrift des Autors machen aus einem massenhaft verbreiteten Druckerzeugnis erstens ein individuelles und unverwechselbares Unikat und zweitens einen Liebesbrief zwischen Mutter und Sohn.

Wenn du in den Büchern liest, so liestest du das Herz des Dichters und das Herz deiner Mutter, welches, wenn es auch an Werte tief unter dem des

¹⁷⁵ Goethe, 1829/1904-05: XIX 262. ¹⁷⁶ Goethe, 1829/1904-05: XIX 263.
¹⁷⁷ Lacan, 1966/1973: 13. ¹⁷⁸ Vgl. Goethe, 1829/1904-05: XIX 260.

¹⁷⁹ Vgl. Foucault, 1969/1979: 12f. ¹⁸⁰ Stifter, 1857/1982: 233.

Dichters steht, für dich den unvergleichlichen Vorzug hat, daß es dein Mutterherz ist. Wenn ich an Stellen lesen werde [in ihrer neugekauften Goetheausgabe], die ich unterstrichen habe, werde ich denken, hier erinnert er sich an seine Mutter, und wenn meine Augen über Blätter gehen werden, auf welche ich Randbemerkungen niedergeschrieben habe, wird mir dein Auge vor-schweben, welches hier von dem Gedruckten zu dem Geschriebenen sehen und die Schriftzüge von einer vor sich haben wird, die deine beste Freundin auf der Erde ist.

So werden die Bücher immer ein Band zwischen uns sein, wo wir uns auch befinden.¹⁸¹

Durch das Medium der Dichtung verkehren die Seelen. Die familiäre Dichter-Mutter-Kind-Konstellat-ion macht dabei aus dem empirischen Plural gedruckter Bücher den normativen Singular des einen Bandes, dessen Doppelsinn die postalische Epoche Literatur genau faßt. Der Idealvater führt seinen Band in die Kernfamilie nur ein, um damit ein Band zwischen Mutter und Kind zu stiften. Die Schrift des Dichters erscheint nur, um sofort wieder zu verschwinden und bei allen Abwesenden die Anwesenheit eines Doppelgängers eines Abwesenden zu erzeugen. Goethes Werke werden Blickspiegelungen, die exakt so funktionieren wie Gellerts programmatischer Musterbrief Nr. 16.¹⁸²

Im Seelenverkehr zwischen Heinrich von Kleist und Wilhelmine von Zenge ist es zwar kein Werk Goethes, das die Rolle der Post übernimmt, sondern eins von Schiller, aber ansonsten läuft alles ganz genauso wie zwischen Mathilde und Gustav.

Mein dritter [Gang] war in den Buchladen, wo ich [...] den *Wallenstein von Schiller* – Du freust Dich doch? – für Dich kaufte. Lies ihn, liebes Mädchen, ich werde ihn auch lesen. So werden sich [sic!] unsere Seelen auch in dem dritten Gegenstande zusammentreffen. Laß ihn nach Deiner Willkür auf meine Kosten binden und schreibe auf der innern Seite des Bandes die bekannte Formel: H. v. K. an W. v. Z.¹⁸³

Das Band der Seelen schreibt sich dem Band des Dichters ein. Weil Post um 1800 ein Institut der Menschenbildung geworden ist, wird Bildung zum postalischen Prinzip. Die Epoche der Goethezeit ist dadurch ausgezeichnet, daß sie die Eudämonie des Staatswesens mittels Diskursproliferation in

Abhängigkeit von der Rückkopplung der umlaufenden Schrift mit einem individuellen Ursprung definiert. Die Literarisierung des Briefverkehrs durch die Erfindung einer kleinen Autorschaft für Briefe, die portofreie Menschenbildung, zeugen von der Integration des Postwesens in die allgemeine Diskurspraxis des Erziehungsbeamtenstaats.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts verschwindet die Notwendigkeit reichs-unmittelbarer Posten des Deutschen Geistes. Mit der Ausgabe von Briefmarken wird das dem Dichter einst als Privileg verliehene Einheits- und Minimalporto allgemeiner Standard geworden sein. Fortan wird Schreibsucht nicht länger durch Freimachung intimer Geständnisse auf portofreien Kanälen der Rückkopplung angeheizt werden, sondern durch die schlichte Möglichkeit, einen Brief durch das »Aufkleben einer Freimarke« universell und fast portofrei zu adressieren: »Keine politische, physische, kulturelle, wirtschaftliche oder sprachliche Grenze hält den Lauf dieses Briefes in den Kanälen der Weltpost mehr auf.«¹⁸⁴ Die schwarzen Kontinente sind verschwunden von einer Landkarte, die weder Politik, noch Kultur, noch Wirtschaft und mithin nichts als die reine Topologie für wert hält zu verzeichnen. Die Medientechnik für die Kontrolle des Herzens der Nacht wird installiert sein, doch Kolonialbeamte der Deutschen Dichtung wie Clemens Brentano werden nicht in ihren Diensten stehen. Und Thurn und Taxis wird die Ausgabe eigener Briefmarken 1852 nur um 15 Jahre überleben. Die Einführung der Briefmarke inflationiert die diskursive Funktion Goethes. Um den Preis einer Epoche der Post namens Literatur wird die Briefmarke aus jedem Briefschreiber einen kleinen Goethe machen, indem sie das Privileg des Einheitsportos und das Privileg, Attraktionszentrum von Briefen zu sein, demokratisiert. Diskurs-herrschaft geht auf einen Standardpreis für Signifikanten über mittels einer Marke, die in Umlauf gebracht wird, indem sie aus dem Verkehr gezogen wird.

Das Ende der postalischen Sub-Epoche Literatur hat notgedrungen Konsequenzen für die Aktualität einer innerhalb der Literaturwissenschaft angesiedelten Brieftheorie. Daß der Brief überhaupt Gegenstand einer Literaturwissenschaft werden konnte, setzte seine Literarisierung voraus, die ihren Ursprung in der anthropologischen Fundierung des Nachrichtenverkehrs

181 Stifter, 1857/1982: 234. 182 Siehe oben S. 50. 183 Kleist, B 16. Aug. 1800/1985: II 517f.

184 Risch, 1948: 79.

nahm. Dem Geheiß, daß alles, was an Geschriebenem umläuft, seine Wahrheit in einer unhintergehbaren Produktion von Menschen (im doppelten Wortsinn) finde, folgte eine anthropozentrische Brieftheorie, der es aber gerade daher unmöglich war, die postalische Bedingung ihrer eigenen Möglichkeit zu reflektieren. Der »Gedanke, daß Menschen durch Briefe miteinander verkehren können«, ist ein Gedanke, der eine Theorie des Briefs als Schickung der Post ausschließt. Aber wenn die Literarisierung des Briefs in einer unter den Auspizien der neuen Wissenschaften vom Menschen angebrochenen Sub-Epoche der Post verwurzelt ist, dann hat die Aktualität einer rein literaturwissenschaftlichen Brieftheorie ihre Grenzen an der Dauer dieser Epoche. Folglich ist eine in der Methodik der Literaturwissenschaft begründete Brieftheorie mit Foucaults schönen Worten »dans la pensée du XIX^e siècle comme poisson dans l'eau: c'est-à-dire que partout ailleurs il cesse de respirer«.¹⁸⁵

Das Timbre der Be-Stimmung

Es gibt also einen Frankierungszwang, den die Geschichte des Portos auf das Briefeschreiben ausübt: Die Briefe tragen das unhinterziehbare Porto (das historische Apriori Foucaults) des postalischen Dispositivs, das über das Geschick ihrer Zeichen bestimmt, schon bevor die erste Letter geschrieben worden ist. Weil die historische Funktion des Portos die Seinsweise der Lettern affiziert, erscheint mit der Entdeckung seiner prometheischen Macht (es erschafft Menschen, indem es Leute zum postalischen Existieren bringt) eine Historizität der Zirkulation im ökonomischen Wissen und der einzelne Brief im Wissen der Romantik als Agens einer Geschichte. Die Adressierungslogik der barocken *ars dictaminis* gerät in die Krise, wenn der Briefschreiber erst schreibend wird, was er in Wahrheit ist – den Vorschriften des *aptum* wird ihre Grundlage entzogen: die Klassifizier- und Einplanbarkeit des Absenders. Briefeschreiben ist die Verschlingung des Körpers in eine teleologische Definition des Subjekts: fortan wird ihm seine Bestim-

mung als das widerfahren, was es in seinem versunkenen Ursprung immer schon gewesen war. Post ist keine Existenztechnologie mehr, sondern Geschichtstechnologie. Briefe sind Spiegel der Seele, deren Blickfang die Schreiberin in ihre »tiefste Wahrheit« verstrickt, so sagt es Clemens Brentano. Wie Briefe Rückkopplungsschleifen einer individualgeschichtlichen Selbstwerdung geworden sind (postalische Implementierungen der Bewegung des Hegelschen Begriffs¹⁸⁶), wird »Welt« eine sich selbst von aller Kontingenz reinigende Textur, gewebt aus den Bildungsgeschichten der Individuen. Eine Textur, deren *techné* das Postnetz ist – weshalb in Goethes *Wilhelm Meister*-Romanen, in denen allein ja den Erkenntnissen von Literaturwissenschaftlern zufolge die Gattung des Bildungsromans sich erfüllt hat,¹⁸⁷ »Welt« und Postnetz annäherungsweise koextensiv werden und speziell die Wanderjahre auf die Zirkulation von Papier hinauslaufen können. Wenn das Gewebe der »Welt« und der Text des Romans zusammenfallen, dann, weil erstens eine in ihrem Wesen postalische Kunst des Regierens total und perfekt geworden ist: jedes Ding ist seiner wahren, im System der Polizeywissenschaft einstmals deduzierten, Bestimmung zugestellt. Zweitens, weil gerade die romantische Identität von »Welt« und Roman einen Stand der Dinge ausweist, indem eine vor allem durch die Optimierungsstrategien des absoluten Idealismus revolutionierte Regierungskunst ihre alte absolutistische Form und angestammte Wissensdomäne selbst überholt und verabschiedet hat. An die Stelle der Polizei – verzweigtes Regierungsinstrument einer Kapitale oder eines Fürstenhauptes – läßt die Technik eines selbstbewußt gewordenen Regierens sich selbst regelnde/regierende Strukturen treten,¹⁸⁸ die eine Polizeywissenschaft so überflüssig machen, daß selbst ihre Entauptung entfallen kann. Das alte Befehlsmedium Post tritt mit den medialen Praktiken des pädagogisch-psychologischen Diskurses, den zu halten

186 Der Hegelianer Bruno Liebrucks hat für einen Augenblick diesen der Philosophie ansonsten unerträglich erscheinenden Gedanken gestreift: daß Hegels absolute Methode weniger einer Erkenntnis entspräche als »Geschossen, die sich auf ihr Ziel einregulieren« (Liebrucks, 1975: 405), Rückkopplungsschleifen in der Form ihrer vielleicht radikalsten Realisierung als Missiles oder Missiven einer Post, die die Sphäre der Menschen verlassen hat.

187 Das galt schon – mit der einen Ausnahme, die Wielands *Agathon* war – für den Stifter des Gattungsbegriffs, Karl Morgenstern, (vgl. Martini, 1961: 63) und galt noch für eine Habilitationsschrift des Jahres 1972, die dem Bildungsroman seine paradoxe Existenz mit dem Begriff der »unerfüllten Gattung« bescheinigte (vgl. Jacobs, 1972: 271).

188 Darunter als erstes das »Subjekt als Beamter«. Vgl. Kittler, 1988.

185 Foucault, 1966/1986: 274.

Geschäft der Dichtung um 1800 ist, in die Epoche der Regelungstechnik ein. Daher die Seinsweise des Briefs als Reflexion oder Spiegel eines wahren Ichs, daher der Satz, daß »[d]er Schreiber zugleich an sich selber schreiben (muß)«, ¹⁸⁹ eine Forderung, die in den Augen eines Polizeywissenschaftlers vollkommen unsinnig gewesen wäre.

Die Regelungstechnik, die Literatur und Briefverkehr um 1800 definiert (und in dieser Definition koppelt), ist ein Kurzschluß von Interpretationen. Schrift zirkuliert aus dem einzigen und seltsamen Grund, Deutungen auf Deutungen zu häufen, um der Briefschrift immer wieder das Geständnis einer Wahrheit zu entlocken – ein Geständnis, durch das sich das Individuum ausweisen muß. ¹⁹⁰ Die Rolle der zirkulierenden Briefe ist daher nicht, Kommunikation herzustellen, sondern die Positionen der Geschlechter zu verteilen, die Positionen innerhalb einer Organisation des Wissens sind. Frauen lesen Bücher von Männern, antworten denselben Männern postalisch mit einem Verstehen, dem die Männer wiederum mit einer Philosophie des Verstehens antworten, welche die Frauen lesen, um ihr Verstehen zu verstehen und solches Verstehen zum Quadrat dem Autor rückzumelden usw. usf.: ein Zirkel von Deutungen, der sich buchstäblich um nichts dreht, insofern er keine Mitteilungen transportiert, sondern den »Ort« abgibt, an dem allein die durch ihre Funktion im Diskurs bezeichneten Subjekte existieren. Eine Zirkulation von Interpretationen, die Interpretationsangebote sind: so legitimiert sich das Individuum durch den Diskurs, den es über sich selbst halten kann – aber (und damit erreicht die Geständnisrede, die nach Foucaults Einsicht ja eines der Hauptrituale ist, von denen man sich seit dem Mittelalter die Produktion der Wahrheit verspricht, ¹⁹¹ eine neue Dimension) nur im Umweg einer Auslegung durch andere. Klübers Diagnose, daß das Briefgeheimnis das Siegel der Beichte aufgehoben habe, ¹⁹² hätte präziser nicht sein können. Denn daß das Geständnis der Wahrheit erst im Prozeß von Lektüren, ihrer Interpretation und deren Potenzierung produziert wird, besagt, daß die Macht der Individualisierung nirgendwo anders haust als in einer postalischen Datenverarbeitung, deren Verschiebungen ein Unbewußtes prozessieren. In der Korrespondenz schreibt sich eine Wahrheit,

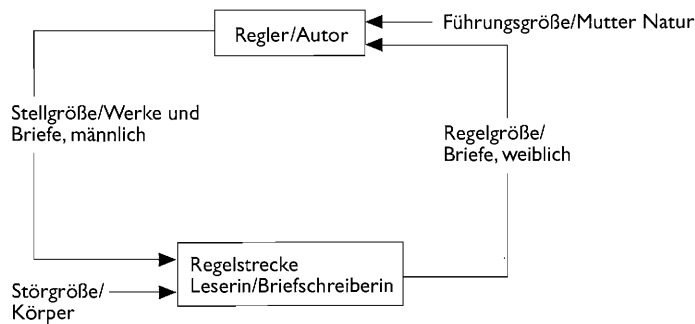
die von vornherein die Schreiber durchquert, anstatt von ihnen schlicht gesagt zu werden. Ein Unbewußtes, das lesbar wird, seit der biopolitische Diskurs, der das Wesen des Portos darin gefunden hat, nach Möglichkeit zu verschwinden, das Schreiben von Briefen zu Angelegenheiten des Unbewußten gemacht hat. Von Justis Feststellung, daß unter der Herrschaft geringer Taxen »niemand aus dem Porto etwas (macht)«, heißt schließlich nichts anderes, als daß diese Materialität des Briefverkehrs unterhalb der Bewußtseinsschwelle bleiben kann. Die Schuld, die der Schreiber gegenüber der Post hat, wird unbewußt, weshalb das Schreiben den die Verschuldungsfälle definierenden Raster der barocken Kasualbriefstellerei unterlaufen kann, der ein unbewußtes Schreiben von vornherein ausgeschlossen hatte. Wird das Porto unbewußt, kann dagegen ein Unbewußtes zur Gelegenheit des Schreibens werden und eine Interpretierbarkeit von Briefen überhaupt erst einsetzen. Briefschrift wird zum Symptom. Symptom einer meß- und individualisierbaren Devianz von der Führungsgröße oder Norm und mithin semiotische Voraussetzung eines medizinisch/moralischen Wissens vom Sex. Die – zumindest theoretische – Natur des Portos, zu verschwinden, ist Voraussetzung für eine Hermeneutik des Privatbriefs, welche die Psychologisierung seiner Verfasser betreibt. Die Möglichkeit, eine Seele (ein Unbewußtes) beim Briefschreiber zu statuieren, ist portobedingt. Nachdem sie die Interpretationsmaschine der Psychologie in Gang gebracht hat, ist es jedem Brief unmöglich geworden, unter dem disziplinierenden Blick pädagogisierender Adressaten keine Brief- bzw. Seelen-Geheimnisse zu verraten. So daß Brentano das Symptom des Schreibens seiner Schwester mit einer im Sexualitätsdispositiv klassischen Hysteriediagnose kontern kann. ¹⁹³

Die Verteilung der Geschlechter auf diskursive Funktionen, die durch die Regelungstechnik der Post definiert werden, haust schon im Medium der Korrespondenz selber. Denn der Privatbrief, der das Intime als exklusiven Ort der Wahrheitsproduktion erst postierte, gründet ja in der Instituierung der Geschlechterdifferenz im Postalischen. Für Gellert werte die authentische Natur des Briefeschreibens ebenso als Natur der Frau wie für Klopstock die wahre Natur des Verstehens. Die Natur, die die Frau seit Ablösung

¹⁸⁹ Arnim, 1844/1959: 19. Vgl. oben, S. 41. ¹⁹⁰ Vgl. Foucault, 1976/1979: 76.
¹⁹¹ Vgl. Foucault, 1976/1979: 75. ¹⁹² Vgl. oben, S. 22.

¹⁹³ Vgl. Arnim 1844/1959: 539 und den Klartext bei Kittler, TS 1980: 23 bzw. bei Steig, 1892: 264f.

der patriarchalischen Großfamilie durch die ödipale Kernfamilie nicht nur hat, sondern schlechthin ist, erscheint im klassisch-romantischen Diskurs als Phantasma der liebenden und alphabetisierenden Mutter. Ein Phantasma, das aufgrund der medialen Logik der Intimität, die ja nichts weiter als der Modus ist, in dem das Phantasma Der Natur in Diskurs übersetzt werden kann, als Führungsgröße oder Telos den postalischen Regelkreis trägt. Im Hinblick auf diese Bestimmung zum Ursprung bzw. in Abhängigkeit dieser »vorgegebenen Funktion«¹⁹⁴ interpretiert oder variiert der romantische Autor oder »Regler« eine Regelgröße namens Frauenbrief, Output der Regelstrecke Leserin/Briefschreiberin.



Der Sollwert, den die Interpretation von Frauenbriefen kontrolliert und abfragt, ist die Resonanz der weiblichen Briefschrift mit der Führungsgröße La femme. Wenn die Frauenseele von Werken, die eigens für sie geschrieben wurden, wie (nach Goethes eigener Auskunft) die *Wahlverwandtschaften*,¹⁹⁵ richtig ge-stimmt ist, so vibriert in ihren brieflichen Protokollen der Empfindungen, die die Lektüre begleitet haben, ein Timbre der Be-Stimmung. Die Freimachung dieses Timbres der Be-Stimmung ist das ganze Glück romantischer Briefwechsel; auf den Nachweis dieses Timbres – der Goethe-Marke – zielt mithin alles Brief- und Tagebuchschreiben. Das beantwortet die Frage nach dem Ort des Wissens, das ein Roman wie die *Wahlverwandtschaften* verschriftet:¹⁹⁶ woher nämlich der Dichter Goethe weiß, was

im Tagebuch einer Frau, Ottilie, steht. Als Attraktionszentrum für private Aufzeichnungen ist er ja der Herr aller Timbres: Intime Bekenntnisse tragen a priori seine portofreie Adresse und vibrieren mit der Frequenz seines Tympanons. Falls sie überhaupt kursieren, kursieren sie im Reich seiner Post. Was Tagebücher auch an innerem Erzittern oder Timbre verzeichnen, es ist immer schon an einen Willen zum Wissen adressiert, der das intime Abhören des eigenen Bestimmtheits – sein eigenes Schreiben zu lesen – bestimmt oder befohlen hat. Ulrike von Kleist erging es dabei mit ihrem Bruder nicht viel anders als Bettina Brentano mit ihrem oder mit Goethe. Frauen, die wie Ulrike von der »heiligen Pflicht Mütter und Erzieherinnen zu werden«¹⁹⁷ wenig, vom Herumreisen in Männerkleidern aber umso mehr halten, werden postwendend mit ihrer obersten Führung rückgekoppelt.

Wie? Du wolltest nie Gattin und Mutter werden? Du wärest entschieden, Deine höchste Bestimmung nicht zu erfüllen, Deine heiligste Pflicht nicht zu vollziehen? [...]

[G]ib jenen unseligen Entschluß auf, wenn Du ihn gefaßt haben solltest. Du entsagst mit ihm Deiner höchsten Bestimmung, Deiner heiligsten Pflicht, der erhabensten Würde, zu welcher ein Weib emporsteigen kann, dem einzigen Glück, das Deiner wartet.¹⁹⁸

Ulrike wird postalisch mit dem Phantasma *Der Frau* in eine Beziehung gesetzt, die so unauflöslich erscheint, wie den zeitgenössischen Autoren sonst nur noch die zwischen Wörtern und Gedanken. Und das nicht zufällig: denn das Kinderglück, das auf Ulrike angeblich wartet, ist – wie Kleist in einem Brief an seine Verlobte Wilhelmine von Zenge selber klarstellt – vor allem eines, das angehenden Dichtern versprochen ist, die am Grund aller Sprache die Stimme einer Mutter halluzinieren, einen murmelnden Quell reiner Bedeutungen. Seit die »höchste Bestimmung« der Mütter in der Übernahme elementarer Kulturationsstechniken liegt,¹⁹⁹ ist der Topos der Menschwerdung ein Kindergeburtstag.

Ja mein Geburtstag ist heute, und mir ist, als hörte ich die Wünsche, die heute Dein Herz für mich bildet.... Ja sie werden erfüllt werden alle diese Wünsche, sei davon überzeugt, ich bin es [...]. Alles, was ich Glück nenne, kann nur von

194 Klaus/Liebscher, 1967/1976: 65f. 195 Vgl. Herwig, 1969: II 474.

196 Vgl. Schreiber, 1983: 27.

197 Kleist, B Mai 1799/1985: II 493. 198 Kleist, B Mai 1799/1985: II 491f.

199 Vgl. Kittler, 1985: 33 und zum folgenden Absatz überhaupt ebd.: 31–75.

Deiner Hand mir kommen, und wenn Du mir dieses Glück wünschest, ja dann kann ich wohl ganz ruhig in die Zukunft blicken, dann wird es mir gewiß zuteil werden. *Liebe und Bildung* das ist alles was ich begehre, und wie froh bin ich, daß die Erfüllung dieser beiden unerläßlichen Bedürfnisse, ohne die ich jetzt nicht mehr glücklich sein könnte, nicht von dem Himmel abhängt, der, wie bekannt, die Wünsche der armen Menschen so oft unerfüllt läßt, sondern *einzig und allein von Dir*.²⁰⁰

Nur quoad matrem tritt die Frau im rapport sexuel in Funktion.²⁰¹ Weshalb alles, was ein angehender Staatsbürger²⁰² oder Staatsbeamter, was ja nach Novalis' Diktum dasselbe ist,²⁰³ sich im Jahr 1800 wünschen kann, das Geheimnis mütterlichen Leseunterrichts ist. »Halte die Mutter in Ehren, / die dich liebet und bildet zugleich«,²⁰⁴ lautet die Unterschrift unter dem Titelpuffer von Stephanis *Beschreibung meiner einfachen Lesemethode für Mütter*. Seit pädagogische Propaganda den Erfolg gezeitigt hat, daß Alphabetisierung eine Angelegenheit von Müttern geworden ist, ist Lesenlernen – auf der Basis von Lautiermethoden wie der Stephanis – keine Sache von Buchstaben mehr, sondern allein eine der Stimme. Weshalb Kleist, anstatt Buchstaben aufs Papier zu bringen, das Ohr an William Lovells Telephon gepreßt,²⁰⁵ die Wünsche eines Mutterherzens *hört*. Und im selben Atemzug den Himmel und seinen Gott verwirft, das Prinzip väterlicher Autorität schlechthin, das auf einer Schriftmacht und der Verteilung des Mangels beruhte. Folglich wird Wilhelmine von Zenge im selben Brief mit dem Phantasma Der Mutter als elementarer Erzieherin programmiert.

O lege den Gedanken wie einen diamantenen Schild um Deine Brust: *ich bin zu einer Mutter geboren!* Jeder andere Wunsch fahre zurück von diesem undurchdringlichen Harnisch. Was könnte Dir sonst die Erde für ein Ziel bieten, das nicht verachtungswürdig wäre? Sie hat nichts was Dir einen Wert geben kann, wenn es nicht die *Bildung edler Menschen* ist.²⁰⁶

Im Bezug auf diese Funktion eines transzendentalen Signifikats kann frau sich nur in der Weise des Geständnisses verhalten. Es ist unmöglich, in der

Relation, die das Sagen besagt, nichts zu besagen. Jedes Wort der Schreiberin wird interpretierbar und mithin so beredt, wie Mutter Natur stumm ist. Im Postsystem der inquisitorischen²⁰⁷ Interpretation werden Frauen sich immer in der einen oder anderen Weise als Individualität in den Bezug zur Norm einschreiben. Weil die Geschlechter Funktionen von Diskursinstanzen innerhalb einer Wissensorganisation sind, wird die Geschlechtszugehörigkeit von Frauen dubios, die wie Ulrike von Kleist aus der Rolle fallen, die ihnen diese Organisation per Post zuschreibt.

Sie [Ulrike] ist eine weibliche Heldenseele, die von ihrem Geschlechte nichts hat, als die Hüften, ein Mädchen, das orthographisch schreibt und handelt, nach dem Takte spielt und denkt.²⁰⁸

Geschlechtszugehörigkeit ist ein Effekt der im postalischen Regelkreis zirkulierenden Interpretationen bzw. der durch sie verteilten Positionen. Interpretation der Interpretation ist Philosophie. Damit sie das Timbre ihrer Bestimmung und mithin ihr Geschlecht nicht verlieren, ist dieselbe den Frauen laut Aussage der Postmeister unentbehrlich.

Das [über die Bestimmung unseres Lebens nachzudenken] sagte ich, wäre die ganze Aufklärung des Weibes und die einzige Philosophie, die ihr ansteht. Deine Bestimmung, liebe Freundin, oder überhaupt die Bestimmung des Weibes ist wohl unzweifelhaft und unverkennbar; denn welche andere kann es sein, als diese, *Mutter zu werden, und der Erde tugendhafte Menschen zu erziehen?*²⁰⁹

Weil die Rede von der Bestimmung des Lebens nur dann wahrheitsfähig ist, wenn ihre Aussagen im Prozeß der Interpretation gewonnen werden, so braucht es einerseits philosophierende Staatsbürger, die das Wesen der Frau auslegen, und andererseits Philosophie auf seiten der Frauen, damit sie überhaupt in der Lage sind, den tiefen Sinn Der Frau zu verstehen, den ihre Liebhaber auf die Post bringen.

»Gut also!« schrieb Friedrich Schlegel nur ein Jahr vor Kleist an seine Geliebte, »[d]ie Philosophie ist den Frauen unentbehrlich.«²¹⁰

207 »[I]ch könnte diesem Brief wie der Inquisition gegenüberstehen, die nie den Sinn von einem freisinnigen Menschen erfassen kann, als nur zu seinem Verderben!« antwortet Bettina Brentano auf die Seelenhermeneutik ihres Bruders (Annim, 1844/1959: 145).

208 Kleist, B 18. Juli 1801/ 1985: II 664. 209 Kleist, B 13.-18. Sept. 1800/1980: 103f. Diese Briefbeilage ist von Sembdner nicht in die Gesamtausgabe der Kleistschen Schriften aufgenommen worden. 210 Schlegel, 1799/1975: 54.

200 Kleist, B 10./II. Okt. 1800/1985: II 574. 201 Vgl. Lacan, 1975: 36. 202 Vgl. Kleist im selben Brief: »Dein nächstes Ziel sei, *Dich zu einer Mutter*, das meinige, *mich zu einem Staatsbürger zu bilden*« (B 10./II. Okt. 1800/1985: II 578). 203 Vgl. Novalis, 1798a/1978: II 294. 204 Kittler, 1985: 57. 205 Vgl. oben S. 42f. 206 Kleist, B 10./II. Okt. 1800/1985: II 577.

Clemens Brentanos emphatischer Ausruf, daß die edle Seele eine Bestimmung habe, ist das Gründungsstatut einer neuen Autorengeneration von Seelenpostmeistern. Weil das Individuum seine Wahrheit, durch die es sich ausweisen muß, nur sagen kann, wenn es sein Sprechen der Interpretation anderer unterwirft, schafft der Briefverkehr die Existenzbedingungen für Dichter-Beamte, deren Geschäft es ist, Timbres zu kontrollieren und Seelen ihren Bestimmungen zuzustellen. Der romantische Autor ist daher, wie das Subjekt der Post überhaupt, ein Relais. Er ex-sistiert nur als Posthalter, als Instanz einer Transition. Von einem postalischen Unbewußten durchquert, kann das Subjekt sich als sprechendes nur situieren, indem es interpretiert. Weil die Wahrheit stets dem Ort des anderen unterstellt werden muß, damit sie sagbar wird, ist Interpretation derjenige Redemodus, in dem Wahrheit produziert werden kann. Diskursmacht heißt nicht, sich am Ort der Wahrheit zu behaupten, sondern am Ort ihres Relais. Daher die Insistenz der romantischen Autoren, daß sie (sich) nichts zu sagen haben.

Denn freilich kann ich Dir nichts geben, und muß mir ausdrücklich bedingen, daß Du nicht mehr von mir erwartest als Worte, Ausdrücke für das was Du längst fühltest und wußtest, nur nicht so klar und geordnet.²¹¹

Weil das Wissen immer prolongiert ist – woanders –, fallen Subjekt des Wissens und Sprechersubjekt nie zusammen, sondern vertauschen, wie die Briefe und Interpretationen zirkulieren, ihre Plätze. »Das Neue ist nicht in dem, was gesagt wird, sondern im Ereignis seiner Wiederholung.«²¹²

Ich habe mich selbst überrascht, und werde nun gewahr, daß Du es eigentlich bist, die mich in die Philosophie einweiht.²¹³

Unter der Bedingung, daß das Wissen das des anderen ist, fallen Kommentator und Autor zusammen. Der Autor Schlegel wiederholt nur maskiert (d. h. er kommentiert), was Dorothea schon wußte; nicht anders, als der Autor Brentano ein Bettina unterstelltes Wissen wiederholt.

Verzeih mir, wenn ich Dinge Dir mitzuteilen versuche, die viel reiner in Deiner Seele wohnen, die ich eigentlich in Dir selber wahrnehme, um sie Dir auszusprechen.²¹⁴

Auch Kleist sagt nichts anderes, als daß er Wilhelmine nichts sagen, sondern nur interpretieren kann:

Hineinlegen kann ich nichts in Deine Seele, nur entwickeln, was die Natur hineinlegte. Auch das kann ich eigentlich nicht, kannst nur Du allein [...] Wenn ich Dir jetzt ein Ziel aufstellen werde, so geschieht es nur in der Überzeugung, daß es von Dir längst anerkannt ist. Ich will nur deutlich darstellen, was vielleicht dunkel in Deiner Seele schlummert.²¹⁵

Der Grund ihres Seins bleibt den romantischen Liebesbriefen zugestellt. Fieberhaft umkreisen sie das Loch eines grundlosen Sprechens. Was sie dabei an- und umtreibt, ist, paradox genug, der Grund der Grundlosigkeit: das Phantasma eines ebenso natürlichen wie entropischen Wissens der Seele, dessen Ursprung Mutter Natur ist. Der Grund der Grundlosigkeit ist ein Flimmern: Weil Die Frau ALLES gesagt hat, reißt sie zugleich die Grundlosigkeit des Sprechens auf und stopft sie zugleich. Das natürliche und authentische Wissen der Seele kann aber, um flimmernder Grund eines grundlosen Sprechens sein zu können, nicht selber von sich reden. Es ist umso wahrer, je stummer es ist. Die GANZE Wahrheit, phantasmatisches Wissen am/als Grund des Briefeschreibens, ist notwendig obscura et confusa, Kleist sagt es. Sie braucht andere, die sie echen: staatsbürgerliche Dichter. Ihr Diskurs, der ein Schweigen umkreist, das ALLES ist und sagt, ergeht in der klaren und distinkten Form einer unendlichen praeteritio. Um das Loch am Grund des grundlosen Sprechens zu supplementieren, wandelt die Romantik, Kleist eingeschlossen, die Begriffe des cartesisch/leibniz'schen Erkenntnissystems in Prädikate der Geschlechter um. Kleist hat es von Fichte.

Der Mann bringt alles, was in ihm und für ihn ist, auf deutliche Begriffe; und findet es nur durch Rasonnement [...] Das Weib hat ein natürliches Unterscheidungsgefühl für das Wahre, Schickliche, Gute; nicht etwa, daß ihr dasselbe durch das bloße Gefühl gegeben werde, welches unmöglich ist: sondern daß, wenn sie es von außen bekommt, sie durch das bloße Gefühl, ohne deutliche Einsicht in die Gründe ihres Urteils, leicht beurteilen könne, ob es wahr und gut sei, oder nicht. Man kann sagen, der Mann muß sich erst vernünftig machen; aber das Weib ist schon von Natur vernünftig.²¹⁶

211 Schlegel, 1799/1975: 42. 212 Foucault, V 1970/1977: 18. 213 Schlegel, 1799/1975: 61.

214 Arnim, 1844/1959: 64. 215 Kleist, B 15. Sept. 1800/1985: II 565.

216 Fichte, 1796/1960: 347.

Man kann sagen, der Frau sind die Gründe der Erkenntnis zugestellt. Die Aufgabe des Autors ist es daher, Frauen ihr nichtdiskursives Wissen, das obskur in ihrer Seele haust (ein Unbewußtes also), in deutliche Begriffe zu übersetzen. Goethe sagte es ja Bettina ganz unverblümt, wozu er ihre Briefe brauchte: »Schreibe bald, daß ich wieder was zu übersetzen habe.«²¹⁷ Der Grund des grundlosen Sprechens ist, daß Frauen vom Diskurs ausgeschlossen sind. Das gilt um 1800 in buchstäblicher Hinsicht. Fichtes Naturrecht führt den strahlenden Beweis, daß Frauen, die die Natur dazu bestimmt hat, zu lieben und zu heiraten, »durch ihre Verheiratung für den Staat ganz vernichtet«²¹⁸ werden. Aus der von einer höheren Führung, als es das Menschen- und Männerwerk Staat ist, befohlenen Tatsache, daß die Frau mit der Verheiratung nicht mehr sich selbst, sondern ihrem Mann angehört, folgt, daß »die Weiber [ö]ffentliche Staatsämter nicht verwalten können.«²¹⁹ Weder Erziehungs- noch sonst irgendeine Art Beamte können Frauen werden. Die einzige Diskursfunktion, die ihnen zufällt, ist die der alphabetisierenden Mutter, die so ganz Stimme und Bedeutung ist, daß sie mit Diskursen und ihrer Schriftlichkeit nichts mehr zu tun hat. Der Grund aller Diskurse transzendiert die Ordnung der Diskurse, die der Staat ist. In dem historischen Augenblick, da dieses transzendente Signifikat als Grund eines Sprechens, das um nichts kreist, durch eine Veränderung der postalischen Lage, in deren Zuge Frauen vom Diskurs nicht mehr aus-, sondern eingeschlossen werden, ausfällt, verfällt der romantische Briefverkehr dem Wahnsinn. Ein Wahnsinn, der die Einsicht ist, daß das Schreiben von Liebesbriefen von nichts als der Post getragen wird.²²⁰ Kafkas »Liebesbriefe« werden der Horizont der Romantik gewesen sein.

Logistik des Dichtertraums, Kleist

Die Bildungsgeschichten, aus denen der Text der Welt gewebt ist, sind Effekt einer bestimmten Seinsweise des Briefverkehrs – mithin Effekt einer Nach-

richtentechnik. Aber ebenso notwendig, wie die Fäden des Postnetzes den Text der »Welt« aufspannen, so notwendig müssen sie auch vergessen werden. Denn das Wesen der Bildung selber verhindert die Einsicht in ihre techné. Schließlich definiert es Bildung, daß sie einer inneren Zweckmäßigkeit (das heißt per se keiner Technik) gehorcht, statt den Schaltplänen und Befehlen von Postmeistern. Ihre Technik ist der Bildung (im doppelten Sinne) zugestellt. Postvergessenheit ist ihrem Begriff – einer sich selbst notwendig machenden Geschichte des Individuums – inhärent. Infolgedessen ist eine Literaturwissenschaft, die sich der Bildung des Individuums gleich doppelt verpflichtet weiß, selbst wesentlich Verhinderung der Einsicht in Technik. Die postalische Bedingung ihrer eigenen Möglichkeit nicht wahrnehmen zu können, ohne an sich irre zu werden, macht die Ontopathologie der Literaturwissenschaft aus. Aus selben onto-pathologischen Gründen skandalisiert sie Kleists Briefe an Wilhelmine von Zenge: Briefe, die das Zugestelltsein der Literatur offen zutage treten lassen, kann sie nur mit dem Anathema des Unsäglichen belegen.²²¹ Ihm entspricht die Verwerfung der Geschichte, der Familientradition der Kleists, die Heinrich von Kleists Aufnahme in den Literaturkanon impliziert hat.²²²

Verworfen werden muß, einmal mehr, ein nicht-literarischer Ursprung des Literarischen: daß der ehemalige Seconde-Lieutenant des preußischen Garderegiments Kleist die Nachrichtentechnologie konstruiert, die der Autor Kleist werden soll. Anstatt seinen Texten immer schon supponiert zu sein, setzt sich der Autor Kleist als Subjekt der Post. Und nicht nur bleibt der Dichter Kleist, der in seinen Werken den Beruf des Schreibers mit dem des Offiziers vereint,²²³ in der Sphäre der Familientradition, sondern auch der Dichter, der in seinen Briefen den Beruf des Schreibers mit dem des Postmeisters vereint. Denn Kleists jüngerer Bruder, Major Leopold von Kleist, war von Beruf dasselbe wie schon Gellerts Bruder: Postmeister.²²⁴ Und wenn es schon nicht Heinrich von Kleist selber war, der sich 1808 – mögli-

217 Arnim, 1835/1984: 139. 218 Fichte, 1796/1960: 320. 219 Fichte, 1796/1960: 345.

220 Vgl. Schreiber, 1983: 214.

221 Vgl. Schrader, 1983: 86-96. Um die Sichtbarkeit des eigenen blinden Flecks, der als »unsägliche Impertinenz« (94) wahrgenommen wird, auszulöschen, hängt Schrader Kleist eine Impotenz an und interpretiert seine in postalischer Strategie aufgehenden Briefe als »nach Zuwendung, Trost und Halt beim geliebten Partner schreiende Liebesbriefe« (95). Die Verknennung der Strategie, das Phantasma Der Mutter, kehrt wieder, wo es fehlt, als Strategie der Verknennung.

222 Vgl. Wolf Kittler, 1987: 34 (Mit Bezug auf Thomas Mann). 223 Vgl. Wolf Kittler, 1987: 33.

224 Vgl. Wolf Kittler, 1987: 39 (Abb. 8).

cherweise in geheimdienstlichem Auftrag – um die Stelle eines Postdirektors beim unter französischer Verwaltung stehenden Postamt in Lünen (Westfalen) beworben hat, so doch ein Verwandter mit gleichem Dienstgrad, Friedrich Wilhelm Werner von Kleist.²²⁵

Kleist, der eine Kindheit im Hause seines verarmten, aber altem preußischen Militäradel entstammenden Vaters in Frankfurt/Oder so wenig kennenlernte, daß er nicht einmal sein Geburtsdatum wußte,²²⁶ mußte eine Autorschaft als Medieneffekt erzeugen. Wem Autorschaft nicht als Erinnerung an die mütterliche Stimme zufällt,²²⁷ ist gehalten, das Aufschreibesystem von 1800 (zumindest partiell) nachzubauen. Autorschaft wird *woman-engineering*.

Die Frau, die Kleists Schaltpläne quoad matrem und qua Verlobung in Funktion setzen, ist die Tochter des Vorgesetzten von Kleists Bruder, des Generalmajors August Wilhelm Hermann von Zenge,²²⁸ und Kleists Schülerin in deutscher Grammatik.²²⁹ Letzteres eröffnet, obwohl man Haus an Haus wohnt, die Gelegenheit des Briefverkehrs, während das erste, die militär-adlige Sphäre, das Verhalten in allen Fällen der face-to-face-Kommunikation regelt. Auf diese Weise macht das Militär eine Briefliebe, die nichts als eine Briefliebe sein kann. Bevor aber die postalische Daten- und Frauenverarbeitung anlaufen kann, muß die Zenge, eben weil sie Tochter eines adligen Militärs ist, mit der neuesten Version der Diskursfunktion programmiert werden, die seit 1796 für bürgerliche Frauen die Norm ist. Dazu dienen die hinlänglich bekannten Aufsätze, die Kleist Wilhelmine schreiben läßt und die nichts anderes als Fichtes Definition der Frau als aus der Ordnung staatlicher Diskurse ausgeschlossene Natur gemäß der *Grundlage des Naturrechts* reproduzieren sollen.²³⁰ Wilhelmine wird schlicht und einfach auf ihre Funktion innerhalb von Sprache und Post geeicht. Dergestalt genormt, ist sie dazu geschickt, alle möglichen Natur- und sonstigen Phänomene zu

225 Vgl. Breithaupt, 1966: 49f. 226 Vgl. Haase, 1986: 41–43. Kleists Geburtstag ist laut Kirchenbuch der Garnison Frankfurt/oder der 18. Oktober (Vgl. Sembdner, 1957/1977: 13).

227 Kleist lernte lesen zusammen mit einem Vetter bei seinem Hauslehrer Christian Ernst Martini, der sie nach der »gewöhnliche[n] Schulmethode« seines Kollegen Jung-Stilling unterrichtete, das heißt er »ließ sie beten, singen, lesen und den Catechismus lernen« (Jung-Stilling, zit. nach Birkenhauer, 1977: 23). 228 Vgl. Wilhelmine von Zenge, B 16. Juni 1803. In: Sembdner, 1957/1977: 33. Über A. W. H. von Zenge vgl. Priesdorff, 1937: Teil 5, 63f. 229 Vgl. Birkenhauer, 1977: 87f. 230 Vgl. Kleist B 30. Mai 1800/1985: II 505–508. Dazu: Wolf Kittler, 1987: 52–55.

übersetzen, das heißt als Gleichnisse und Metaphern des Immerselben zu lesen, das ihre eigene Bestimmung ist: Der Mensch.

Bei jedem [...] Gedanken müßtest Du also immer fragen, entweder: wohin deutet das, wenn man es auf *den Menschen* bezieht? oder: was hat das für eine Ähnlichkeit, wenn man es mit *dem Menschen* vergleicht? Denn der Mensch und die Kenntnis seines ganzen Wesens muß Dein höchstes Augenmerk sein, weil es einst Dein Geschäft sein wird, Menschen zu bilden.²³¹

Incipit das Geschäft der Interpretation. Damit ihre Zwischenresultate kontrollierbar werden und den Effekt einer Bildungsgeschichte des Individuums produzieren können, müssen Speicher eingerichtet werden.

Wenn Dir aber die Antwort gelingt, so zeichne den ganzen Gedanken gleich auf, in einem dazu bestimmten Hefte. Denn *festhalten* müssen wir, was wir uns selbst *erworben* haben – auch will ich Dir in der Folge noch einen andern Grund sagen warum es gut ist, wenn Du das aufschreibst.²³²

Das moderne Tagebuch, das nicht zufällig zeitgleich mit dem Privatbrief und dem Briefroman entsteht,²³³ ist dasjenige Speichermedium, das Gedanken aufschreibbar macht, durch die ein eigenes Meinen und ein Individuum interpretierbar wird (im Unterschied zu bloßen Wörtern, an denen niemand einen Privatbesitz haben kann). Der Selbsterwerb ist der Erwerb des Selbst. Dem Gedankenspeicher auf seiten der Briefschreiberin und Leserin entspricht auf seiten des Briefschreibers und Autors ein kompatibler Ideenspeicher. An ihn sind die Metaphern des Menschen im Tagebuch einer Frau adressiert. Der Wille zum Wissen ist ein Wille zum Abschreiben.

Doch ich wollte Dir ja noch einen andern Grund sagen, warum es gut wäre, Deine eigenen Gedanken aufzuschreiben. Es ist dieser. Du weißt, daß ich mich jetzt für das schriftstellerische Fach bilde. Ich selbst habe mir schon ein kleines Ideenmagazin angelegt, das ich Dir wohl einmal mitteilen und Deiner Beurteilung unterwerfen möchte. Ich vergrößere es täglich. Wenn Du auch einen kleinen Beitrag dazu lieferst, so könntest Du den Stolz haben, zu einem künftigen Erwerb auch etwas beizutragen. – Verstehst Du mich?²³⁴

231 Kleist, B 18. Nov. 1800/1985: II 596. 232 Kleist, B 18. Nov. 1800/1985: II 595.

233 Vgl. Schreiber, 1983: 29. 234 Kleist, B 18. Nov. 1800/1985: II 597.

Damit ist die von Fichte induzierte Aufsatzfrage »Sind die Weiber wohl ganz ohne allen Einfluß auf die Staatsregierung?«²³⁵ beantwortet. Wenn Wilhelmine recht versteht, haben Frauen Einflüsse im Staat, insofern sie dank postalischer Vernetzung (deren Inbegriff Goethes portofreies Netz sein wird) Dichter-Beamte mit metaphorischem Wissen vom Menschen und seiner Produktion versorgen. Eine Metaphorik, die ihnen postwendend von selbigen Dichter-Beamten (in spe) rückgekoppelt wird. Folgt Output Ideenmagazin:

Geradeaus strömt der Main von der Brücke weg, und pfeilschnell als hätte er sein Ziel schon im Auge, als sollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wollte er es, ungeduldig, auf dem kürzesten Wege ereilen – aber ein Rebentügel beugt seinen stürmischen Lauf, sanft aber mit festem Sinn, wie eine Gattin den stürmischen Willen ihres Mannes, und zeigt ihm mit edler Standhaftigkeit den Weg, der ihn ins Meer führen wird – und er ehrt die bescheidne Warnung und folgt der freundlichen Weisung, und gibt sein voreiliges Ziel auf und durchbricht den Rebentügel nicht, sondern umgeht ihn, mit beruhigtem Laufe, seine blumigen Füße ihm küssend.²³⁶

Einmal mehr wird wahr, daß die Technik der Metapher nichts ist als die Metapher der Technik. Denn Kleists gedichteter Main ist ja nichts weiter als die maskierte Wiederholung der bereits erteilten Auskunft, wie der »Einfluß der Weiber auf die Staatsregierung« zu denken ist: nämlich durch Übersetzen von Lektüren in eigene Gedanken und durch postalisches Übersetzen derselben Gedanken vom Gedankenspeicher Frau in den Ideenspeicher Autor. Übersetzungen oder Metaphern, denen hier ihre eigene Metapher zugestellt wird. Kleists Geburtstagskinderwunsch kehrt wieder als Deutsche Dichtung und setzt dabei schlicht Fichtes Naturrechts- und Beamtenstaatslehre in Wort und Tat um. Man braucht die Metapher zum Quadrat nur zu lesen: Mütter sorgen dafür, daß Männer ordentliche Beamte werden. Das sagt uns der Main.

Was er sagt, wird am 11. Oktober 1800 an Wilhelmine von Zenge adressiert. Aber die Produktionen eines Autors oder Ideenmagazins haben anders als Briefe nicht nur eine Leserin, sondern möglichst viele. Folglich wird in einem Brief vom 18. Juli 1801 an Caroline von Schlieben ein »Dichtertraum« wahr: sein Geheimnis heißt Abschreiben.

Das ist eine Gegend wie ein Dichtertraum, und die üppigste Phantasie kann nichts Schöneres erdenken [...] Pfeilschnell strömt der Rhein heran von Mainz und gradaus, als hätte er sein Ziel schon im Auge, als sollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wollte er es ungeduldig auf dem kürzesten Wege ereilen. Aber ein Rebentügel (der Rheingau) tritt ihm in den Weg und beugt seinen stürmischen Lauf, sanft aber mit festem Sinn, wie eine Gattin den stürmischen Willen ihres Mannes, und zeigt ihm mit stiller Standhaftigkeit den Weg, der ihn ans Meer führen wird – und er ehrt die edle Warnung und gibt, der freundlichen Weisung folgend, sein voreiliges Ziel auf, und durchbricht den Rebentügel nicht, sondern umgeht ihn, mit beruhigtem Laufe dankbar seine blumigen Füße ihm küssend.²³⁷

Ob Main oder Rhein spielt keine Rolle: das Ideenmagazin verzeichnet keine Signifikanten, sondern Signifikate. Was es unter der Adresse »Fluß« speichert, hat selber keine Bedeutung und keinen Referenten, weil es die universale Bedeutung von »Fluß« ist. Es ist das Signifikat, auf das alle Flußnamen verweisen. Kleists Ideenmagazin ist wirklich eines: es konstituiert Dichtung als Signifikatenlogik.

Am 28. Juli 1801 wird der Dichtertraum ein drittes Mal und einer dritten Frau postiert. Auch Adolphine von Werdeck darf lesen, daß es eine Gegend in einen Dichtertraum verwandelt, wenn ein beliebiger Fluß einen beliebigen Weinberg umgeht.²³⁸ Und noch weitere Details des »Fluß«-Signifikats gibt es, die die Briefe reproduzieren und in verschiedenen Variationen kombinieren.

Der Rhein für Caroline von Schlieben wird vollständig aus drei verschiedenen *ready-mades* zusammengebaut, die insgesamt noch sieben weitere Male reproduziert werden. Adolphine von Werdeck erhält eine kürzere Version, die aber auch drei verschiedene *ready-mades* montiert, die vorher bereits fünfmal abgeschickt wurden.

Eine Rekonstruktion dieses Teils des Ideenmagazins könnte so aussehen:

237 Kleist, B 18. Juli 1801/1985: II 663. 238 Vgl. Kleist, B 28. Juli 1801/1985: II 674f.

239 Diagramm folgende Seite: Für *** ist in jedem konkreten Reproduktionsfall ein geographischer Signifikant einzusetzen. Für Flüsse verwendet Kleists Dichtertraum die postalischen Variablen Rhein, Main, Elbe; für Gebirge: Rheingau, Hunsrück, die Elbhöhen; für Städte: Mainz, Koblenz, Dresden und Bingen. Kleist reflektiert den Variablenstatus der Namen durch gelegentliche Einklammerungen.

235 Kleist, B 30. Mai 1800/1985: II 505. 236 Kleist, B 11. Okt. 1800/1985: II 579.

Fluß	Abgeschickt An	Datum
1. Geradeaus strömt der *** ²³⁹ von der Brücke weg, und pfeilschnell, als hätte er sein Ziel schon im Auge [usw. wie oben bis:] seine blumigen Füße ihm küssend -	W. v. Zenge C. v. Schlieben A. v. Werdeck	11.10.1800 18.7.1801 28.7.1801
2. Der *** wandte sich bald rechts, bald links, und küßte bald den einen, bald den andern Rebenhügel, und wankte zwischen seinen beiden Ufern [...]	W. v. Zenge W. v. Zenge C. v. Schlieben	11.10.1800 21.5.1801 18.7.1801
3. Das ist eine Gegend wie ein Dichtertraum und die üppigste Phantasie kann nichts Schöneres erdenken, als dieses Tal, das sich bald öffnet, bald schließt, bald öde ist, bald lacht, bald schreckt.	C. v. Schlieben W. v. Zenge A. v. Werdeck	18.7.1801 21.7.1801 28.7.1801
4. Der Strom verläßt plötzlich sein rechtes Ufer, und wendet sich schnell nach ***, seinen Liebling zu küssen.	W. v. Zenge W. v. Zenge C. v. Schlieben	4.5.1801 21.5.1801 18.7.1801
5. Aber still und breit und majestätisch strömt er bei *** heran, und sicher, wie ein Held zum Siege, und langsam, als ob er seine Bahn wohl vollenden würde – und ein Gebirge (der ***) wirft sich ihm in den Weg, wie eine Verleumdung der unbescholtenen Tugend. Er aber durchbricht es und wankt nicht, und die Felsen weichen ihm aus, und blicken mit Bewunderung auf ihn hinab – doch er eilt verächtlich an ihnen vorüber, aber ohne zu frohlocken, und die einzige Rache, die er sich erlaubt, ist diese, ihnen in seinem klaren Spiegel ihr schwarzes Bild zu zeigen. ²⁴⁰	C. v. Schlieben A. v. Werdeck	18.7.1801 28.7.1801

240 Vgl. Kleist, 1952/1985: II 579, 663, 674f.; – 580f., 651, 662; – 663, 669f., 674; – 647, 651, 662; bis 663f., 675.

Fünf verschiedene Teile werden in sechs Sendungen sechsmal in jeweils anderer Kombination und Auswahl montiert. Der wahre Name der »üppigsten Phantasie« ist Reproduktion. Aber das ist noch nicht alles. Vor dem ersten Abschreiben des Dichtertraums vom Einfluß einer Gattin auf einen Staatsbeamten am 11. Oktober 1800 aus dem Ideenmagazin stand nämlich Dichterlektüre und ein Abschreiben aus ihren Werken. Nur knapp sieben Wochen zuvor hatte Kleist den gerade erschienenen *Wallenstein* als Synchronlektüreprogramm an die Zenge verschickt.²⁴¹ Das Fluß-Weinberg-Gleichnis steht dort im 1. Akt der *Piccolomini*:

OCTAVIO Mein Sohn! Die Straße, die der Mensch befährt,
Worauf der Segen wandelt, diese folgt
Der Flüsse Lauf, der Täler freie Krümmen,
Umgeht das Weizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigentums gemeßne Grenzen ehrend -
So führt sie später, sicher doch zum Ziel.²⁴²

Was Wilhelmine von Zenge im Brief vom 11. Oktober liest, kontrolliert und interpretiert nur ihre Schillerlektüre seit dem 25. August. Damit ist der Zirkel der Interpretation geschlossen. Kleist schickt – wie vor ihm Gellert und Goethe und wie nach ihm Brentano – Deutsche Dichtung an seine Verlobte, die dieselbe in »eigene Gedanken« übersetzt, die erstens allesamt auf Den Menschen hinauslaufen und zweitens Entzifferungen des Befehls sind, Einfluß auf einen künftigen Staatsbeamten zu nehmen, indem selbige Gedanken in dessen Ideenspeicher überführt werden. Der so zum Dichter gebildete Kleist koppelt daraufhin in schierer Autoreferentialität das ganze Übersetzungssystem mit sich selbst rück, indem er mit einem Dichtertraum antwortet, der selber nur Dichtung als das metapherein der Post interpretiert. Was zirkuliert, sind mithin bloß Metaphern des Zirkulierens – gehalten vom Traum der Dichtung: dem Phantasma Der Mutter.²⁴³

241 Vgl. oben S. 80. 242 Schiller, 1800/1949: 77 (Picc., I, 4).

243 Angesichts dieser postalischen Logistik stimmt es beinahe melancholisch, von Karl Heinz Bohrer belehrt zu werden, daß die Kleistsche Rheintalbeschreibung (die laut Bohrer »neben Hölderlins Hymnik zu den bedeutendsten Darstellungen des Rheintals in dieser Epoche gehört«), eine »heroische Idylle« sei, welche die Kontingenzerfahrung des Daseins spiegele (Vgl. Bohrer, 1987/1989: 96 und 101). Bohrer entgeht nicht nur das Schillerzitat, sondern auch seine übrigen Reproduktionen und mithin sein notwendiger Mangel an jeglicher Referentialität außer auf sich selbst. So läuft Literaturwissenschaft als Verhinderung der Einsicht in Technik.

Am Ort des Relais, das der Autor ist, der ein Übersetzen in Dichtung übersetzt, die aus Metaphern Der Frau besteht, die Metaphern eines bildenden Sprach- bzw. Briefstroms sind, muß außer Übersetzungen noch etwas anderes passieren. Das ist, wie die Postgeschichte lehrt, am »Angelpunkt verkehrswirtschaftlicher Macht«:²⁴⁴ Interzeption. Wie sonst käme ein Autor namens Friedrich Schlegel dazu, einen Text drucken zu lassen, der »An Dorothea« adressiert ist und nach allem, was juristische Dissertationen über *Das Recht an Briefen* wissen, im Besitz Dorotheas sein müßte? Immerhin bringt ja schon die Adresse den »animus transferendi domini«, den Willen des Absenders, dem Empfänger das Eigentum am Brief zu übertragen, zum Ausdruck.²⁴⁵ Schlegel muß den Brief also abfangen, bevor er ihn abschickt, das heißt ihn abschreiben, oder nachdem er ihn abgeschickt hat, das heißt ihn zurückfordern. Nicht nur Frauen, die ihre Bestimmung nicht wissen, sondern auch Männer, die Autoren werden wollen, müssen an sich selber schreiben.

Der Akt der Interzeption oder Kopie transformiert die Adresse in eine Widmung: sie übereignet und postiert nicht länger die Materialität des Briefes, sondern die Immaterialität seiner Gedanken, deren individuelle Form das Urheberrecht schützt.²⁴⁶ Was aus einem Brief ein Werkfragment macht, ist die Abspaltung einer neuen Seinsweise der Adresse auf dem Weg ihrer Verdoppelung. Die semiotische Bedingung, die ein Eigenname erfüllen muß, damit ein Brief mit der Post verschickt werden kann, ist, Adresse und nicht Widmung zu sein. Mit der Umcodierung desselben Namens zur Widmung wird die Verschickung des Briefes so gut wie ungeschehen gemacht; er ist unzustellbar, nicht postierbar und daher publizierbar geworden.

Kleists Schaltpläne organisieren, wie könnte es anders sein, schon von vornherein diese Bifurkation der Adresse. Der Brief vom 15. September 1800 an Wilhelmine von Zenge insistiert nicht allein darauf, nur Wiederholung eines dunkel in der Frauenseele Schlummernden zu sein, sondern auch darauf, daß die Klarheit der Wiederholung einen Wechsel des Mediums impliziert. Der Brief wird abgebrochen und erst drei Tage später fortgesetzt. Aber am 16. September nimmt Kleist ein neues Blatt und schreibt einen Aufsatz, der mit einer Abschrift des letzten Briefabsatzes beginnt und ansonsten von der

Philosophie handelt, die den Frauen unentbehrlich ist – also ohne weiteres überschrieben sein könnte »Über die Philosophie. An Wilhelmine«. Aber die Beilage ist nicht adressiert, weil ihre Adresse Kleist selber ist. Während der adressierte Brief in den Besitz der Zenge übergeht, fällt der nicht-adressierte Beilagebrief unters Urheberrecht²⁴⁷ und verbleibt mithin im Besitz Kleists. Woraus der Zenge die Pflicht erwächst, diese Briefe sorgfältig aufzuheben, weil ihren für die Öffentlichkeit bestimmten Passagen ebensoviele Lücken in Kleists Tagebuch entsprechen, die Kleist plant, später aus seinen Briefen zu ergänzen.²⁴⁸

Der mediale Status der Dichtung in der Goethezeit entspricht solchen Beilagebriefen: Druckschrift ohne Adresse, die wie ein an jede einzelne Leserin gerichteter Privatbrief verstanden werden will. Wenn Bettina Brentano erst Goethes Werke mit an sie gerichteten Liebesbriefen²⁴⁹ und dann umgekehrt die persönliche Briefanrede mit dem Autornamen Goethe verwechselt, nimmt sie nur das postalisch-literarische System beim Wort seiner Technizität und seiner Fürsten. Auf der Möglichkeit, Privat- in Staatspost (auf Dichterseite) und Staats- in Privatpost (auf Leserinnenseite) zu übersetzen, beruht Dichtung um 1800.

247 Vgl. Burckas, 1907: 51. 248 »Und noch eins, Ich führe ein Tagebuch, in welchem ich meinen Plan täglich ausbilde und verbessere. Da müßte ich mich denn zuweilen wiederholen, wenn ich die Geschichte des Tages aufzeichnen sollte, die ich Dir schon mitgeteilt habe. Ich werde also dieses ein für allemal darin auslassen, und die Lücken einst aus meinen Briefen an Dich ergänzen. Denn das Ganze hoffe ich wird Dir einst sehr interessant sein. Du mußt aber nun auch diese Briefe recht sorgsam aufheben; wirst Du?« (Kleist, B 21. Aug. 1800/1985: II 527f.) – Sie wird.

249 Vgl. Arnim, 1835/1984: 569f.

244 Beyrer, 1985: 86. 245 Vgl. Reichardt, 1905: 13. 246 Vgl. Bosse, 1981: 60f.

fremden Staatsgebieten. Davon sind die hauptsächlichsten: das Postamt in Constantinopel mit einem Postdirector, das Postamt in Alexandrien mit einem Oberpostverwalter; ferner: Die österreichischen Postanstalten in Adrianopel, Beirut, Saloniki, Smyrna; diese nehmen sogar unter den Bedingungen des Vereinsverkehrs am Postauftragsdienst Theil, während die anderen, wie Joffa, Sanina, Jerusalem, Lagos, Mittilene, Samun, Trapezunt u., noch ausgeschlossen sind. Außerdem befinden sich in Bosnien und der Herzegovina etwa 90 k. k. Militär-Postanstalten, von denen die meisten auch mit Telegraphenbetriebsstellen versehen sind. (Direction in Sarajewo oder Cerajewo.)

Die dritte Abtheilung des Handelsministeriums in Wien hat die oberste Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens zur besonderen Aufgabe. Der „Generaldirector für Post- und Telegraphenangelegenheiten“ ist Chef über 10 Post- und Telegraphendirectionen in Wien, Prag, Graz, Triest, Innsbruck, Prag, Brünn, Lemberg, Czernowitz und Zara.

Die österreichische Post befaßt sich mit der Beförderung aller Arten Postsendungen, unterhält Posthaltereien und vermittelt den Reiseverkehr, wie im Deutschen Reichspostgebiete. Zur Beförderung des Seepostdienstes bedient sich die österreichische wie die ungarische Postverwaltung unter Gewährung einer vertragmäßig bestimmten Subvention (Beihilfe) der Dampfschiffahrtsgesellschaft des österreichisch-ungarischen Lloyd in Triest. — Die Post-Spartassen haben eine große Bedeutung erlangt.

Welches Verhältniß besteht bezüglich des Post- und Telegraphenwesens zwischen Oesterreich und Ungarn?

Ungarn hat bezüglich des Postwesens eine von Oesterreich unabhängige Centralverwaltung für Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien. Die oberste Leitung ist der 4. Section des Handelsministeriums in Budapest übertragen. Unter dem Sectionschef stehen die 9 k. k. ungarischen Post- und Telegraphendirectionen in Budapest, Künskirchen, Großwardein, Hermannstadt, Rajchau, Dedenburg, Preßburg, Temesvár und Agrar.

Es besteht ein Uebereinkommen, das zwischen Oesterreich und Ungarn, dem k. u. k. österreichischen Handelsminister und dem k. ungarischen Minister für öffentliche Arbeiten vom 1. Juli 1888 bis Ende 1897, abgeschlossen ist; dann fortlaufend bei einjähriger Kündigungsfrist.

Von welchem Tage datirt der allgemeine Postvereins-Vertrag und wann ist er in Kraft getreten?

Er datirt vom 9. October 1874, abgeschlossen in Bern, beginnend mit dem 1. Juli 1875; hinsichtlich Frankreichs jedoch erst am 1. Januar 1876.

Wie weit hat sich der Postverein auf dem spätern Pariser Postcongrès (Mai-Juni 1878) ausgedehnt?

Zunächst auf folgende Länder:

- | | |
|--|---|
| 1) Deutschland, | 15) Griechenland, |
| 2) Die Argentinische Republik, | 16) Italien, |
| 3) Oesterreich, | 17) Japan, |
| 4) Ungarn, | 18) Luxemburg, |
| 5) Belgien, | 19) Mexiko, |
| 6) Brasilien, | 20) Montenegro, |
| 7) Dänemark und die dänischen Kolonien, | 21) Norwegen, |
| 8) Aegypten, | 22) Niederland und die niederländischen Kolonien, |
| 9) Spanien und die spanischen Kolonien, | 23) Peru, |
| 10) die Vereinigten Staaten von Amerika, | 24) Persien, |
| 11) Frankreich und die französischen Kolonien,*) | 25) Portugal und die portugiesischen Kolonien, |
| 12) Großbritannien und verschiedene britische Kolonien,**) | 26) Rumänien, |
| 13) Britisch-Indien,**) | 27) Rußland, |
| 14) Canada, | 28) Serbien, |
| | 29) San Salvador, |
| | 30) Schweden, |
| | 31) die Schweiz und |
| | 32) die Türkei. |

Alsdann sind nachträglich bis zur Gegenwart noch die anderen Staaten mit geordneter Post-Verwaltung dem Postverein beigetreten; zuletzt auch die Cap-Kolonie vom 1. Januar 1895 ab, und zwar mit Einschluß der Gebiete von Basutoland, Ost- und West-Orangaland, Klein-Namaqua-

*) Zu den französischen Kolonien gehören: a) Amerikanische: Martinique, Guadeloupe nebst Zubehör, Französisch-Guiana, St. Pierre und Miquelon. b) Afrikanische: Senegambien nebst Zubehör, Gabun, Reunion, Maïotte und Zubehör, St. Marie de Madagascar. c) Asiatische: Französische Niederlassungen in Indien (Pondichern, Chandernagore, Karikal, Mahé und Karaikal), sowie in Cochinchina. d) Australische: Neu-Caledonien und Zubehör, die Marquessa-Insel, Tahiti und die unter dem Protectorat von Frankreich stehenden Inselgruppen.

**) Britisch-Indien umfaßt: Hindostan, Britisch-Birma, Aden.

Heute ist der Tag

... mit derselben

Briefmarke, die ich

heute Dir zuwen-

de, ... könnte ich

Amerika, Spanien,

das asiatische Russ-

land erreichen ...

Die rekommandierte Zeit (Einschreiben II)

Adressierungen, 130 Jahre nach Lichtenberg. Briefe verkehren zwischen einer Hausnummer in Berlin und einer Hausnummer in Prag. Das postallische Genre, das die Ankunft der Schrift bei der Empfängerin sichert, ist noch immer das Einschreiben. Aber der Augenblick der Übergabe ist ein anderer.

Meine Wohnungsadresse ist Niklasstraße 36. Wie ist aber bitte die Ihre? Ich habe auf der Rückseite Ihrer Briefe schon drei verschiedene Adressen gelesen, ist es also Nr. 29? Ist es Ihnen nicht lästig, eingeschriebene Briefe zu bekommen? Ich schicke sie nicht bloß aus Nervosität, wenn auch nebenbei aus diesem Grunde, aber ich habe das Gefühl, daß ein solcher Brief mehr geradewegs in Ihre Hand kommt, nicht in dem nachlässigen Pendeln solcher traurig wandernden einfachen Briefe und ich sehe dabei immer die ausgestreckte Hand eines strammen Berliner Briefträgers, der Ihnen den Brief nötigenfalls aufzwingen würde, selbst wenn Sie sich wehrten. Man kann nicht genug Mithelfer haben, wenn man abhängig ist.¹

Die Abbildung einer Briefzustellungsphantasie von ca. 1780 auf das Postsystem von 1912 läßt frappante Verschiebungen sichtbar werden. Wurde die Post im Zug des Lichtenbergschen Optimierungsvorschlags »eine der vollkommensten Erfindungen [...], auf die der menschliche Geist je verfallen ist«, ² indem sie vom Absender, der ihre Funktion übernahm, als Institution schlicht abgeschafft wurde, wird sie es im Sinne Kafkas, indem ihre Angestellten zu lauter namenlosen Komplizen des Absenders werden, die allesamt den einen Lichtenberg ersetzen. Eine per definitionem herrenlose Bande von Mithelfern praktiziert die Briefzustellung als unverhohlene Gewaltanwendung, anstatt wie eine Epochenzäsur zuvor der Briefschreiber selber als unverhohlene Autorschaftsphantasie. Eine Ersetzung, die datierbar ist. Bis 1827, dem Jahr, in dem die preußische Post in Berlin einen Stadtpostdienst einrichtete, ³ gab es in deutschen Landen (abgesehen von Wien) einfach keine Briefträger. ⁴ Weshalb Lichtenberg noch sich selbst für diesen Service

¹ Kafka, B 6. Nov. 1912/1976: 77f. ² Lichtenberg, vgl. oben S. 29. ³ Vgl. Leclerc, 1989: 184.

⁴ Jedenfalls keine, die der Post gehörten: gegebenenfalls vorhandene Briefträger waren von der Gemeinde angestellt und arbeiteten auf eigene Rechnung.

hergeben mußte – wenn auch nur auf dem Papier. Das Jahr 1827 datiert hingegen mit dem Beginn der postalischen Systemintegration der Briefzustellung nicht nur die Notwendigkeit, die Briefübergabe systematisch an die Agenten der Post zu delegieren, sondern auch die Möglichkeit, dem Subjekt des Briefes oder der Aussage den Körper eines Komplizen oder Stellvertreters zuzuschreiben. Kafkas berühmte Delegation der Körperbewegung – der Geschäftsreise in Sachen Verlobung oder Hochzeit – an das in den Brief verlegte Subjekt der Aussage (*sujet d'énoncé*) nach dem Modell der Hochzeitsvorbereitungen,⁵ um das Subjekt der Äußerung ausschließlich für die Nachrichtentechnik zu reservieren,⁶ hat ihr historisches Apriori an genau dieser Systematisierung der Stellvertretung beim Zustellungsakt durch die Post. Aber der systemintegrierte Briefträger hört selber auf eine historische Bedingung seiner Möglichkeit: nämlich die Einführung der planmäßigen Straßenkennzeichnung und der Häusernumerierung in Berlin durch den Stabskapitän der Artillerie a. D. Gottlieb Carl Neander.⁷ Bis dahin waren Adressen zum Teil hochkomplizierte Gebilde gewesen, die ganze Weg- oder Ortsbeschreibungen enthielten, wobei wenn möglich die großen Schilder der Ladenbesitzer zur Bezeichnung des Hauses benutzt wurden.⁸ Seit 1806 jedoch haben Berliner Adressen wie die von Felice Bauer Eigennamen von Orten oder Personen prinzipiell gar nicht mehr nötig, weshalb einfache Briefe, wie Kafka genau fühlt, auch immer nicht geradewegs in die Hand des Empfängers geraten können. Stattdessen pendeln sie traurig zwischen standardisierten Adressen. In dieser Lage haben Einschreiben nicht mehr die ihnen von Lichtenberg zugewiesene Funktion der Distanzvermessung, sondern die Funktion, Körper physisch ihren Adressen zu unterwerfen, das heißt sie zu Subjekten der Post zu machen. Index eines Bruchs in der Seinsweise der postierten Schrift, wie er radikaler nicht gedacht werden könnte.

Dort, um 1780, das Einschreiben als Technik, den der Struktur des Geschriebenen selbst eigenen Entzug des Kontextes zu entziehen, um den eucharistischen Moment ankommen zu lassen, in dem der Kontext der Briefschrift

5 Vgl. Kafka, M 1907/1980: 10f. 6 Vgl. Deleuze/Guattari, 1975/1976: 44. 7 Vgl. Drogge, 1982: 12. 8 Eine typische Briefadresse (allerdings nicht in Berlin, sondern in London) von 1682 lautet etwa so: This / To Mr. Peter Le Neve att his house / in east Hardon Street att the / end of Gunpowder Alley from / Shoe Lane over against the Door / In the middle of the Dead Wall / London. (Zit. nach: Staff, 1964: 35. Vgl. auch Plate 2b).

– diese »Gesamtheit von Anwesenheiten, die das Moment [ihrer] Einschreibung organisieren«,⁹ – bruchlos zusammenfällt mit der Gesamtheit der Anwesenheiten, die den Moment ihrer Lektüre organisieren. Anwesenheit des Lesers bei der Anwesenheit des Schreibers bei dem, was er geschrieben hat; Tilgung des zeichenkonstituierenden Bruchs des Kontextes um einer vollkommenen Post willen. Hier, um 1912 dagegen, das Einschreiben als Technik, den Bruch des Kontextes nachdrücklich zu affirmieren, indem die Briefschrift in einem Moment der Gewalt einem anderen Kontext aufgepfropft wird. Das Sein der Zeichen wird handgreiflich.

Kafkas Gewaltphantasie vom Augenblick der Zustellung als Aufpfropfung ist nicht auf dem Papier stehengeblieben. Sie wurde fast genau ein Jahr später ins Werk gesetzt, als die Korrespondenz zwischen Kafka und der Bauer ihren entscheidenden Tiefstand erreicht hatte und Kafka den Schriftstellerkollegen und Gegner einer Bauer-Kafka-Heirat Ernst Weiß als Mithelfer engagierte, der anderen Leuten Briefe tatsächlich aufzwingen würde.

Diesen Dr. Weiß bat ich nun [berichtet Kafka an Grete Bloch, dem operator der Katastrophe] Anfang Dezember [1913], mit einem Brief von mir zu F. ins Bureau zu gehen. Im Brief stand nicht viel mehr, als daß ich eine Nachricht von ihr oder über sie haben müsse und deshalb W. hingeschickt habe, damit er mir von ihr schreiben könne. Während sie den Brief lese, werde W. neben ihrem Schreibtisch sitzen, sich umsehn, warten bis sie den Brief ausgelesen habe und dann, da er keinen weitem Auftrag habe und auch kaum eine Antwort bekommen dürfte (denn warum sollte er sie bekommen, da *ich sie* nie bekommen habe), weggehn und mir schreiben, wie sie aussehe und wie es ihr dem Anschein nach gehe. Das wurde auch ganz so ausgeführt.¹⁰

Die Wirklichkeit eines kontrollierenden Blicks, dessen Gegenwart nicht weniger physisch ist als eine »ausgestreckte Hand«, holt Kafkas Phantasie von der Zustellung eingeschriebener Briefe ein. Und was der Briefträger und Komplize Weiß tut, ist nichts anderes als das, wovon Lichtenbergs Augen nur träumen konnten: »die Mine« zu »beobachten«, die die Empfängerin »bey der Überreichung macht«. Wobei der so aufgenötigte Brief nur in schierer Autoreferentialität die Handgreiflichkeit seiner Zustellung verdoppelt. Felice Bauer liest, wie sie liest, damit Ernst Weiß sieht und Kafka

9 Derrida, V 1971/1988: 300. 10 Kafka, B 28. I. 1914/1976: 492.

erfährt, wie sie gelesen hat, wie sie liest. Wie in einer ebenso genauen wie perversierten Wiederkehr der Lichtenberg-Phantasie fallen Geschriebenes und der Kontext der Lektüre zusammen. Wobei der Effekt einer Brieflektüre, während der das, was geschrieben steht, in Echtzeit abläuft, nur ist, daß die Botschaft in der Selbstpräsentation des Mediums aufgeht: Felice Bauer bekommt eingeschrieben, was ein Einschreiben ist: Rekommandierung eines Körpers an seine Adresse. Immanuelkirchstraße 29, Berlin NO. Recipisse, Unterschrift: ¹¹ Felice Bauer.

Man könnte eine These wagen: die Seinsweise von Briefen (als deren Funktion hier ihr »Sinn« oder Inhalt betrachtet wird) sei die Weise ihrer Taxierung. Lichtenbergs Entwurf eines Einschreibebriefs, der den Wörtern Bedeutungswerte verlieh entsprechend der Vermessung der Entfernung zwischen den Körpern in sukzessiven Schritten durch den Brief, fiel zusammen mit der zeitgleichen Taxationsmethode des Briefportos, die den Wörtern auf dieselbe Weise Geldwerte verlieh. Kafkas Rekommandierung einer Adressatin entspricht ihrerseits eine Taxierungsweise von Einschreibebriefen, bei der eine Berechnung der Entfernung überhaupt keine Rolle mehr spielt. In der Tat hat der von Heinrich von Stephan geprägte Begriff des Einschreibens seit seiner Einführung im Jahr 1874 nie anders denn als Paradox existiert. Der Begriff des Einschreibens ist genau so alt wie die Abschaffung der durch ihn bezeichneten Sache. Der Grund: das Aufkommen von kafkaesken Briefmengen.

Im Lauf der Jahrzehnte mußte die Behandlung der Einschreibsendungen immer mehr vereinfacht werden, weil ihre Zahl zu Mengen answoll, die der Betrieb [...] nicht zu bewältigen vermochte. Während zuerst die Einschreibsendungen noch einzeln nach Aufgabeort und Nummer in den Karten nachgewiesen werden mußten, wurde bereits im Jahre 1874 die summarische Eintragung im Austausch zwischen den mit Beamten besetzten Bahnposten eingeführt.¹²

Genau das, was zur Abschaffung von Einschreibebriefen, die ihren Namen noch verdienten, führte, nämlich das Anwachsen ihrer Zahl zu Mengen, die nur noch statistisch erfaßbar und mithin der Alptraum eines jeden Postbeamten vor 1874 waren, war der Wunschtraum Kafkas:

¹¹ Vgl. Kafka, B 24. 10. 1912/1976: 54.

¹² Sautter, 1951: 121. Als auch das nicht mehr ging, wurde 1928 das Einschreiben im Verkehr zwischen den Postämtern ganz aufgehoben.

Vorgestern in der Nacht träumte ich zum zweiten Mal von Dir. Ein Briefträger brachte mir zwei Einschreibebriefe von Dir und zwar reichte er mir sie, in jeder Hand einen, mit einer prachtvoll präzisen Bewegung der Arme, die wie die Kolbenstangen einer Dampfmaschine zuckten. Gott, es waren Zauberbrieft. Ich konnte soviel beschriebene Bogen aus den Umschlägen ziehn, sie wurden nicht leer. Ich stand mitten auf einer Treppe und mußte die gelesenen Bogen, nimm es mir nicht übel, auf die Stufen werfen, wollte ich die weiteren Briefe aus den Umschlägen herausnehmen. Die ganze Treppe nach oben und unten war von diesen gelesenen Briefen hoch bedeckt und das lose aufeinandergelegte, elastische Papier rauschte mächtig. Es war ein richtiger Wunschtraum.¹³

Kafkas Traum feiert den Untergang der eingeschriebenen Kommunikation im (Ab)Grund aller Diskurse: einem weißen Rauschen, in das die Signale eines jeden Übertragungsnetzes wieder einmünden, wenn ihre Frequenzen »aufeinandergelegt« bzw. addiert werden. Nur damit die Macht des Rauschens – sei es als Brownsche Molekularbewegung, sei es als crosstalk von Netzen – überhaupt hörbar und träumbar werden kann, muß im Fall eins das Reale über technische Kanäle, wie zum Beispiel eine Telefonleitung, laufen können und im Fall zwei Kommunikation als geschlossenes System (nicht im thermodynamischen, aber im Sinne des Shannon'schen Kommunikationsmodells¹⁴) behandelt werden. Das heißt, daß die vom Kommunikationssystem zu einem beliebigen Zeitpunkt t_n übertragenen Signale nicht als Funktion einer Datenquelle oder -senke betrachtet werden, etwa als Äußerungen oder Intentionen von Menschen, die auf ein Verstehen bei anderen Menschen aus sind, sondern als Funktion von Gegebenheiten des Kommunikationssystems selbst. Daher Kafkas alles andere als zufälliger Vergleich des Briefträgers mit einer Dampfmaschine. Die Post ist ein geschlossenes System geworden wie das industrielle System, das durch die dank Watts Erfindung des Fliehkraftreglers einsatzfähig gewordene Dampfmaschine revolutioniert worden war. Nach der Definition, die kein geringerer als Clerk Maxwell im Rahmen einer Abhandlung mit dem denkwürdigen Titel *On Governors* gegeben hat, hält ein Regler die Leistung von Maschinen unabhängig von Schwankungen der Antriebskraft oder des Widerstandes konstant (»uniform«).¹⁵ Wodurch die Maschinen selber aber auf Standards

¹³ Kafka, B 17. 11. 1912/1976: 101. ¹⁴ Vgl. Shannon, 1948/1976: 44. ¹⁵ Maxwell, 1868: 270f.

gebracht werden konnten, wodurch wiederum ganze Wirtschaftszweige mit Hilfe der entstehenden Statistik berechenbar und für Leute wie Charles Babbage als ökonomische Systeme theoriefähig wurden. Der Output des Postsystems, besagt Kafkas geträumte, aber darum nicht weniger präzise Analyse, ist – analog zu dem der Maschinen – einheitlich und abhängig von postalischen Standards. Die Kopplung zwischen den Leuten und der Post darf folglich mit Fug und Recht eine Mensch-Maschine-Schnittstelle heißen. Aber wer träumt, ist ein anderer. Kafkas Wunschtraum von den ins Unermessliche anwachsenden Briefmengen wiederholt nur einen anderen Wunschtraum, dessen Erfüllung 72 Jahre vorher jenen Schnitt in der Geschichte der Seinsweisen des Briefes datiert, der zwischen Lichtenberg und Kafka liegt und der die Schließung der Post zu einem technischen System war.

Postage One Penny. Rowland Hills Post Office Reform

Advantages of the Penny Post, When is a
pun not a pun?
James Joyce, *Finnegans Wake*

London, den 10. Januar 1840. Rowland Hill, ehemaliger Schulleiter und Utilitarist, macht eine Eintragung in sein Tagebuch, um derentwillen die englische Presse, das Parlament und weite Teile der Bevölkerung seit Monaten in Aufruhr versetzt worden waren.

January 10th. – Penny Postage extended to the whole kingdom this day! [...] I have abstained from going to the Post Office to-night lest I should embarrass their proceedings. I hear of large numbers of circulars being sent, and the *Globe* of to-night says the Post Office has been quite besieged by people preparing their letters. I guess that the number despatched to-night will not be less than 100.000, or more than three times what it was this day twelvemonths. If less I shall be disappointed.¹⁶

Er wurde nicht enttäuscht. Die folgende Notiz lautet:

¹⁶ Hill/Hill, 1880: I 390f.

January 11th. – The number of letters despatched last night exceeded all expectation. It was 112.000, of which all but 13.000 or 14.000 were prepaid. Great confusion in the hall of the Post Office, owing to the insufficiency of means for receiving the postage.¹⁷

Die Überschwemmung der Schalterhalle von St. Martin-le-Grand mit Briefen in dieser Nacht ist nicht nur die Urszene von Wunschträumen, wie sie Schriftsteller um 1900 träumen werden, sondern auch ein Schnitt in der Geschichte der Medientechnik. Rowland Hills Gedanke und Durchsetzung der Penny-Post zog nicht nur die äußerste Konsequenz aus der Portotheorie von Justis, sondern brachte vor allem eine neue Denk- und Seinsweise der Post hervor. Seit Hills berühmter 1837 veröffentlichter Schrift *Post Office Reform: Its Importance and Practicability* ist die Post ein geschlossenes System, ein Medium, das seiner eigenen Ökonomie gehorcht und folglich ein Wissen von Professionellen erfordert. Hill machte sich daran, die Ökonomie der Post zu erforschen, um den Wörtern eine mediengerechte Organisation zu verschaffen. Seither führen Signifikanten ein Eigenleben, das sich mit dem Leben der Menschen nur noch auf dem Feld der Politik kreuzt: einer Politik des Unbewußten, des Großen Anderen oder des Zufalls.

In der Mängelliste, die Hill nach seiner Untersuchung des englischen Postsystems aufstellte, rangierte gleich an erster Stelle das wesentliche Merkmal der traditionellen Post selber (vor der Feststellung, daß die Nichtbezahlung des Portos die Kosten der Zustellung in die Höhe treibe, weil die Briefträger zugleich auch das Porto einziehen müßten): das »Taxieren« der Briefe, »das heißt die Ermittlung und Markierung des Portos für jeden einzelnen [Brief]«. ¹⁸ Aus dieser denkwürdigen Feststellung, daß die Lichtenbergs Wunschphantasie zugrunde liegende Methode der Taxierung die Post gerade daran hindern würde, die »vollkommenste Erfindung, auf die der menschliche Geist je verfallen ist«, zu werden, zog Hill die Konsequenz, erstens den Posttarif zu vereinheitlichen, zweitens das Porto radikal herabzusetzen und drittens »Mittel zur Induktion der Vorausbezahlung [prepayment]« ¹⁹ einzuführen. Die vollkommenste Erfindung wird mithin nicht die Überbringung der Briefe durch ihre Absender, sondern die One-Penny-Briefmarke gewesen sein. Die Voraussetzungen, von denen Hill bei der Planung des

¹⁷ Hill/Hill, 1880: I 391. ¹⁸ Hill/Hill, 1880: I 247. ¹⁹ Hill/Hill, 1880: I 247.

Penny-Portos ausging, sind die vom polizeywissenschaftlichen Diskurs des 18. Jahrhunderts entwickelten Theorien: Erstens würde die Zahl der die »Post passierenden Briefe« im hohen Maße durch die Unterdrückung der illegalen Briefbeförderung vermehrt. Das Ausmaß der systematischen Verletzung des englischen Postmonopols muß in der Tat beträchtlich gewesen sein: »[I]llicit correspondence was carried on throughout the country in systematic evasion of the law, if not in open violation of it, to an extent that could hardly have been imagined«.²⁰ Angeblich passierte nur ein Sechstel der Briefe zwischen Manchester und London das Postamt.²¹ Zweitens würde die Zahl der Sendungen durch den Gebrauch der Post zur Distribution von Zirkularen und durch die Herausgabe neuer erhöht und drittens »durch eine enorme Vergrößerung der Klasse der Briefschreiber«.²² Einbußen der Postverwaltung durch die Portoreduktion, so Hills Reformulierung des von Justis'schen Portotheorems, »even if large would be more than compensated by the powerful stimulus given by low postage to the productive power of the country«.²³ Aus von Justis Theorem wurde bei Hill schließlich das ziemlich opake Gesetz, daß das Anwachsen des Konsums der Kehrwert des Preises zum Quadrat sei, mithin eine Reduktion des Portos von sixpence auf 1 penny eine Versechshundrtigfachung des Verkehrs zur Folge hätte.²⁴ Der Vorschlag, das Porto zu senken, war, wie man weiß, nichts Neues – nicht einmal der Portosatz von einem Penny war neu. 1680 hatte der Londoner Zollkontrolleur William Dockwra im Bereich der City of London, innerhalb dessen es eine Postzustellung bisher nicht gab, eine Penny-Post eingerichtet: vier- bis fünfhundert Annahmestellen für Briefe wurden von einem Ende der Stadt bis zum anderen eröffnet; die hier gegen einen Penny abgelieferten Briefe wurden wenigstens 15 Mal am Tag innerhalb Londons und fünf Mal am Tag in die Vorstädte ausgetragen.²⁵ Und obwohl Dockwra sein florierendes Unternehmen schon zwei Jahre später dem Duke of York überlassen mußte – der im Besitz des Postmonopols war –, und obwohl 1711 das One-Penny-Postgebiet auf einen Umkreis von 10 Meilen eingeschränkt wurde, während die Erhöhung der Taxen und ihre weitere Differenzierung nach Entfernungen außerhalb dieses Bereichs ständig zunahm, hörte den-

noch die Londoner Penny-Post nicht nur nicht auf zu existieren, sondern wurde seit einem entsprechenden Gesetz vom Jahr 1765 in allen größeren Städten Großbritanniens nachgeahmt. Mitte der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts operierten im gesamten UK lokale Penny-Posten – bis auf London selbst, wo 1801 das Penny-Porto verdoppelt worden war.²⁶

Vor dem Hintergrund dieser Geschichte war Hills ebenso schlichter wie großer Gedanke mithin, ganz Großbritannien als eine einzige Stadt zu denken, das heißt einen Gedanken nicht mehr zu denken, der den abendländischen Diskursen über das Wesen des Briefes immer teuer gewesen war: den Gedanken der Entfernung. Eine Stadt dehnt ihre Grenzen postalisch bis an die Grenzen des Landes aus. Das Allgemeine Postamt wird von der Penny-Post absorbiert. Post hat – der Einsicht Rowland Hills zufolge – mit Distanzen nichts zu tun. Die Kosten, die ein Brief der Post verursacht, stehen in keiner Beziehung zur Übertragungsstrecke. Die durch unterschiedliche geographische Entfernungen verursachten Kostendifferenzen, ergab Hills Untersuchung, werden schon allein durch die Abschaffung der Kosten kompensiert, die die Berechnung der Entfernungen verursachen, ganz zu schweigen von der schnellen, massenhaften und daher billigen Abfertigung der Briefe, die eine individuelle Taxation verhindert und eine Standardisierung von Räumen und Signifikanten erst ermöglicht.²⁷

The result [sagte Rowland Hill später in einer Rede vor dem englischen Parlament] was a thorough conviction in my own mind that the inland rate of postage ought to be the same for all distances, and that provided the postage of letters prepaid, the rate might be reduced as low as 1 d. throughout the United Kingdom. (Applause).²⁸

Seither wird Mutter Erde nur noch den Körpern zum Grab; die Grapheme der Briefe hören – ihrer Etymologie zum Trotz – auf, in ihr sich einschreibender oder sich eingrabender Weise zu(m) Grund zu gehen. Stattdessen durchkreuzt Mutter Erde – seit Steinheil 1838 (also ein Jahr nach Hills Veröffentlichung seines Penny-Post-Vorschlags) ihre Technizität entdeckte, der denkbar beste Rückleiter für Telegraphenstromkreise zu sein,²⁹ – als

20 Hill/Hill, 1880: I 300. 21 Vgl. Hill/Hill, 1880: I 300. 22 Hill/Hill, 1880: I 256.

23 Hill/Hill, 1880: I 257. 24 Vgl. Daunt, 1985: 10. 25 Vgl. Staff, 1964: 37-46.

27 Vgl. Stössel, 1974: 55.

28 Testimonial to Robert Wallace, Esq. Zit. Hill/Hill, 1880: I, Appendix G, 531.

29 Vgl. Hennig, 1908: 106.

»Mutter Erdung«³⁰ die Graphematik selbst. Die fast gleichzeitige Entkopplung der Erde von der Post und ihre Verkopplung mit der Telegraphie sind solidarische Daten: Eine Telegraphie, die Entfernungen im globalen Maßstab irrelevant werden ließ, wurde zur Grundlage des britischen Empires; ihr Anfang ist dadurch markiert, daß der Brief aufhörte, ein Territorium zu repräsentieren. Um das Ausmaß der Tabula rasa zu würdigen, zu der Rowland Hills Reform Großbritannien schließlich machte, sei hier demonstriert, wie eingegraben die Posttarife in die Geographie des UK tatsächlich gewesen waren.

In Great Britain ... the postage on a single letter delivered within eight miles to the office where it was posted was [...] twopence, the lowest rate beyond that limit being fourpence. Beyond fifteen miles it became five pence; after which it rose a penny at a time, but by irregular augmentation, to one shilling, the charge for three hundred miles, and thenceforward augmentation went on at the same rate, each additional penny serving for another hundred miles [...]. As if this complexity was not quite enough, there was as a general rule an additional charge of a half-penny on a letter crossing the Scotch border; while letters to or from Ireland had to bear, in addition, packet rates, and rates for crossing the bridges over the Conway and the Menai; or, if they took the southern route, a rate chargeable at Milford. Lastly, there was the rule [...] by which a letter with the slightest enclosure incurred double postage, and two enclosures triple; and the postage however, being regulated by weight whenever this reached an ounce, at which point the charge became quadrupel; rising afterwards by a single postage for every additional quarter of an ounce.³¹

Die Ausradierung aller territorialer Marken und Eigennamen, die den Briefverkehr definierten, die Ent-Fernung der Welt aus dem Postsystem, die ihren Abschluß im Weltpostverein finden sollte, war Bedingung für Rowland Hills zweiten großen Gedanken: das prepayment oder die Entbindung der Portoentrichtung von der faktischen Aufgabe der Briefe, ja sogar von ihrer faktischen Existenz. Seit Einführung des prepayment hat es die Post nicht mehr mit dem Gesagten zu tun, sondern mit dem Sagbaren schlechthin. Das prepayment macht die Zeitdimension von Briefen, mit denen die Post rechnet, ebenso irrelevant wie das Einheitsporto die Raumdimension. Die Ge-

stalt, in der diese Nichtung der Raum- und Zeitbindung von Wörtern auf uns gekommen ist, ist bekanntlich die Briefmarke.

Gewiß, Rowland Hill ist auch nicht der Erfinder der Briefmarke gewesen, nicht einmal das. Dieser Titel steht einem Monsieur de Vélayers zu, der im Jahre 1653 von Louis XIV. das Privileg erhielt, in jedem Pariser Stadtbezirk mehrere »Boëttes« aufzustellen, in die jeder Mann und jede Frau (die Einrichtung soll sich einer besonderen Beliebtheit bei den Mätressen des Adels erfreut haben³²) Briefe einwerfen konnte, sofern sie erstens eine Pariser Adresse trugen, die mindestens aus einem Namen und einer Straßenbezeichnung bestand,³³ und zweitens ein aufgeklebtes Billet, das, wie der Hofschriststeller Pellison berichtet, mit einer besonderen Marke bedruckt war und die Aufschrift trug: *Port-payé le jour du mois de l'an 1653 ou 1654*.³⁴ Entwertet wurden diese allerersten Briefmarken mithin durch ihre Datierung. Zur Begründung seiner Erfindung von »billets de port payé« nennt de Vélayers in seiner *Instrvction povr ceux Qui voudront escrire d'un quartier de Paris en vn autre, & auoir responce promptement deux & trois fois le iour sans y enuoyer personne...* an erster Stelle ein Argument, das bei Rowland Hill wiederkehren wird:

...que puisque le principal subiet de cet établissement est pour avoir prompte response, cela ne se pourroit pas si les Commis qui porteront lesdites Lettres dans les maisons estoient obligés s'attendre par tout le payment du port d'icelles.³⁵

Die Trennung der Einnahmen der Post zu einem gegebenen Zeitpunkt von den zu diesem Zeitpunkt faktisch zirkulierenden Sendungen erhöht die Geschwindigkeit der Zustellung und ermöglicht so eine Erhöhung der Zustellfrequenz.

De Vélayers war im übrigen wohl nicht zufällig von Haus aus Berichterstatte für Bittschriften im Staatsrat und mithin zuständig für all jene infamen Leben, die dazu bestimmt gewesen wären, unterhalb der Geschichte vorüberzugehen und zu verschwinden, wenn die Macht des absolutistischen Staates ihnen nicht das Medium und das Sprechritual der Bittschrift, der Denunzia-

30 Pynchon, 1973/1982: 944. 31 Hill/Hill, 1880: I 296f.

32 Vgl. Rothschild, 1880/1984: 110.

33 Vgl. Vélayers, 1653: 3.

34 Vgl. Rothschild, 1880/1984: 98.

35 Vélayers, 1653: 2.

tion, eingeräumt hätte.³⁶ Die *petite poste des maître des requêtes* kündigte einen technologischen Schwenk in der Erscheinungsweise dieser Existenzen an: an die Stelle des Ohrs des Leviathans tritt, mit Kafka gesprochen, »die leichte Möglichkeit des Briefeschreibens«. Noch Rowland Hill wird die Briefmarke als ein Mittel ansehen, den unerhörten kleinen Lärm der Leute aufzufangen und zu verarbeiten. Die Geburt der Briefmarke aus dem Polizeywesen: Gefährlich ist jenes unaufhörliche Murmeln als das Andere der Ordnung (i.e. der Polizey) nur, solange es das Rauschen unterhalb der Geschichte bleibt; daher muß es Epoche machen, einen Halt, ein Relais finden. Die von ihm ausgehende Gefahr ist gebannt, sobald es von einem Netz aufgefangen wird, das es kontrolliert weiterleitet, sortiert, berechnet und so dafür sorgt, daß seine Wellen sich nicht mit unvorhersehbaren Geschwindigkeiten in unvorhersehbare Richtungen ausbreiten.

Genau das war die Absicht, die in England überhaupt zur Gründung einer Allgemeinen Post geführt hatte. Um dafür zu sorgen, daß Briefe von Kauf- und anderen Privatleuten durch offizielle Kanäle und vor allem stets durch London passierten, wurde 1632 Thomas Witherings zum »Master of the Posts for Foreign Parts« ernannt. 1635 wurde der Plan in die Tat umgesetzt, alle Teile des UK miteinander und mit den überseeischen Postsystemen – d.h. mit den Taxis – zu verbinden.³⁷ Nur begegneten die Leute dem Ansinnen, ihre Briefe in die Hände von Menschen zu geben, die vom Staat angestellt waren, sowie der Tatsache, daß alle Briefe durch London passieren mußten, mit ausgesprochenem Mißtrauen. Mit gutem Grund, wie sich spätestens 1661 herausstellte. Durch die Verpachtung des General Post Office an den Colonel Henry Bishop fiel dem berüchtigten Verschwörer Major John Wildman (»die Seele der englischen Politik«³⁸) – dem eigentlichen Pächter im Dunkeln – ein gewisses Bureau »for the survey and inspection of letters« in die Hände, »which was nothing more nor less than an office for collecting intelligence by intercepting the mail, nearly all of which was made to pass at some stage through the London office.« Wildman wanderte zwar unter Anklage der Verschwörung gegen die Krone ins Gefängnis, doch »[t]here is no doubt that this [collecting intelligence by intercepting

the mail] had been one of the activities of the Post Office ever since its earliest days.«³⁹

Seit Rowland Hill das »Führungsvakuum« des staatlichen Postmonopols auf ein Minimum reduzierte, indem er das Penny-Porto Dockwras auf die Kanäle Witherings bzw. Wildmans ausdehnte und damit das subversive W.A.S.T.E. der Leute aufsaugte, ist nicht nur jeder Briefverkehr, sondern auch die frühere Mund-zu-Mund-Propaganda, die zu allen Zeiten aus irgendwelchen Gründen zu Zusammenrottungen des dann sogenannten Volks geführt hatte, standardisierten Geschwindigkeiten und Frequenzen unterworfen. Trystero's Empire, dieses Gegen-Reich der Geschichte, diese Post-Histoire, ist in noch weitere Ferne gerückt. Die Briefmarke bewirkt im Diskurs, was der Fliehkraftregler an der Dampfmaschine bewirkt: sie verhindert Explosionen. Was mehr als ein bloß metaphorischer Zusammenhang ist: immerhin vermerkt Hill in einem vom Dezember 1832 datierten Memorandum über von ihm gemachte Erfindungen auch einen »Pendulus Mechanism applied to Steam Engines«.⁴⁰ Kafkas Traum-Vergleich des Briefträgers mit einer Dampfmaschine hätte also kaum präziser ausfallen können.

Nach all dem erscheint es nur konsequent, wenn Rowland Hill die Briefmarke nach de Vélayers auf die Neue erfand, um auch Analphabeten die Benutzung der Post garantieren zu können. Hills erster Vorschlag, das prepayment unter die Leute zu bringen, sah nämlich – wie es in einem Brief an den Chancellor of the Exchequer heißt – allein die Herausgabe von »stamped covers and sheets of papers [...] sold at such a rate as to include the postage«⁴¹ vor. Aber wer vorhat, die Leben, die bisher unterhalb jedes Diskurses vorübergegangen waren, aufzusaugen in die Klasse der Briefschreiber, kann diesen Diskurs bei jenen Leben nicht schon voraussetzen. »Persons unaccustomed to write letters would perhaps be at a loss how to proceed«. Sie könnten zum Beispiel auf ungestempeltes Papier geschriebene Briefe zum Postamt bringen wollen. Der Schalterbeamte verkauft ihnen dort zwar einen gestempelten Umschlag, in den sie ihren Brief stecken könnten und den sie nur neu adressieren müßten. Aber was, sorgte sich Hill, wenn der Überbringer des Briefes nicht schreiben kann? Damit nicht einmal Analphabeten durch die Maschen des Postnetzes fallen können, verfiel Hill auf das Mittel, »a bit of

36 Vgl. dazu Foucault, 1977/1982: passim. 37 Vgl. Staff, 1964: 22-24.

38 So Disraeli über Wildman. Vgl. Staff, 1964: 32.

39 Staff, 1964: 32. 40 Hill/Hill, 1880: I 205. 41 Hill/Hill, 1880: I 270.

paper« auszugeben, »just large enough to bear the stamp and covered at the back with a glutinous wash, which the bringer might, by applying a little moisture, attach to the back of the letter, so as to avoid the necessity for redirecting it.«⁴² Seit es Briefmarken gibt, könnten wir, die wir unsere Briefe auf die Post tragen, auch alle Analphabeten sein.

Als die Penny-Post-Vorlage am 29. Juli 1839 die 3. Lesung passierte, waren im House of Commons bereits 2000 Petitionen mit 1/4 Million Unterschriften eingegangen, die die Einführung dieser beispiellosen Diskursregelungsmaßnahme forderten, so daß die *Times* sie zur »cause of the whole people of the United Kingdom« erklären konnte.⁴³ Nachdem auch dem König die Zustimmung dafür abgerungen werden konnte, wurde die Penny-postage-bill am 17. August 1839 Gesetz. Die Ausgabe der ersten One-Penny-Briefmarken erfolgte erst vier Monate nach dem offiziellen Start der Penny-Post, nämlich am 6. Mai 1840. Dann aber reichten die halbe Million Marken, die die Druckerpressen pro Tag auf den Markt werfen konnten, nicht aus, um das Bedürfnis der Briten zu befriedigen, wie ein Heer von Analphabeten ihre Briefe zur Post zu bringen.

Die Standards des Schreibens

Es gab einmal eine Zeit, da hieß Senden einen Halt nehmen im Polizeywesen. Es gab eine andere Zeit, da hieß Senden einen Halt nehmen im Bildungswesen – in Beamtenstaat und Mutterschaft. Seit dem 6. Mai 1840 heißt Senden einen Halt nehmen im Postwesen selber. Damit schließt sich die Post als System und zugleich eine Epoche der schriftlichen Kommunikation, die auf dem von Kafka bezweifelten und von Luhmann widerlegten »Gedanken«

42 Hill/Hill, 1880: I 271. Hill griff damit auf einen Vorschlag zurück, den James Chalmers, ein Buchhändler aus Dundee, 1838 im Propagandaorgan der Postreformer, im *Post Circular*, das Hills engster Mitarbeiter Henry Cole herausgab, veröffentlicht hatte. Chalmers hatte vorgeschlagen, die Timbres auf Papiermarken zu drucken, die mit einer Gummilösung überzogen wären. Diese Marken sollten die Korrespondenten bei den Papierhändlern kaufen können und auf ihre Briefe kleben, indem sie ihre Rückseite mittels einer Bürste oder eines Schwamms anfeuchteten. Vgl. den ganzen Artikel in Chalmers, 1889: 8f. 43 Zit. Hill/Hill, 1880: I 341.

basierte, »daß Menschen durch Briefe mit einander verkehren können«.⁴⁴ Insofern die Penny-Post die Post als System schloß, ermöglichte sie dagegen die Einsicht einer Systemtheorie, daß dieser Gedanke nur eine Konvention ist, die das Kommunikationssystem Post selber produziert, um weitere Kommunikation zu ermöglichen.⁴⁵

Schließung der Post als System: das heißt, daß der Grund der Post das Postalische nicht länger transzendiert – sei es in Richtung auf die Eudämonie des Staates oder in Richtung auf das transzendente Signifikat einer Mutter, die die Natur selber und Ursprung Des Menschen schlechthin ist. Nicht mehr Der Mensch ist Grund des Postierens, sondern die Gesetze einer Ökonomie des Postalischen. Das bedeutet für eine Theorie der Post, daß sie nicht länger anthropologische Wahrheiten feiert, sondern die technischen Standards eines Nachrichtensystems nach dem einzigen Kriterium ihrer Mediengerechtigkeit berechnet. Ein Kriterium, das von der Ökonomie des Mediums selber diktiert wird. Eine Rationalität von Medien, eine »Medienrason«, entsteht an der Stelle, wo früher einmal eine Rationalität des Staates, eine Staatsrason, geherrscht hatte. Die Individualisierung der Briefe, produziert durch die Verfahren der Einschreibung – durch die jedem Brief eine individuelle Nummer, Wegstrecke und »Biographie« zugeteilt wurde –, entspricht seit Hill einer der Post vollkommen fremden Rationalität. Die Medienrason fordert vielmehr, die Taxierungsverfahren und ihre auf die Geographie projizierte Taxinomie der Gebühren abzuschaffen und für Signifikanten einen standardisierten Preis einzuführen, der die Entschuldung ihrer Postierung in Massen und unabhängig von ihrer Existenz ermöglicht (prepayment). Seit Signifikanten nicht länger einer Rationalität des Sinns und seines Verstehens gehorchen, sondern einer Rationalität des Mediums, die sie einem Standard unterstellt, der der Möglichkeit von Sinn selber immer schon vorausgeht (als Stellenwert des Sinns), können Signifikanten von der Post (quasi) maschinell verarbeitet werden: das Penny-Porto zeitigte die Standardisierung und Automatisierung von sämtlichen Schnittstellen zwischen der Post und den Leuten. Die kleinen Maschinen, die das alltägliche Zu- und Abstoßen von Schrift organisieren, setzen einen Unterschied, durch den die Post nicht nur ein geschlossenes, sondern auch ein technisches

44 Kafka, B Ende März 1922/1986: 302. 45 Vgl. Luhmann, 1988: 844.

System wird. Sie unterscheiden nämlich am Ort der postalischen Eingabe- und Ausgabe-Operationen eine Datenquelle von einem Sender und eine Datensenke von einem Empfänger. Differenzen, die Claude Shannon bekanntlich einem allgemeinen Kommunikationsmodell integrierte, um die Datenquelle und die Datensenke – zum Beispiel Menschen, die Botschaften äußern, und andere, die sie verstehen – als Gegenstände einer mathematischen Theorie der Kommunikation auszuschließen. Wenn Kommunikation Standards unterstellt ist, die der Kategorie des Sinns vorausgehen, wie das Penny-Porto oder das *binary digit*, dann sind Prozesse wie Meinen oder Verstehen für eine Kommunikationstheorie ohne Belang.⁴⁶ Seit die Standardisierung von Sendern und Empfängern das Operieren der Post unabhängig von individuellen Datenquellen und -senken gemacht hat, kann es eine von der Frage des Intendierens und Verstehens unabhängige Kommunikationstheorie geben. Shannons Theorie gilt explizit nur für Systeme, die dem historischen Apriori des prepayment unterstehen.

Das System muß so entworfen werden, daß es für jede mögliche Nachricht funktioniert, nicht nur für die eine, die tatsächlich ausgewählt wird, da diese zum Zeitpunkt der Konstruktion noch unbekannt ist.⁴⁷

Prototyp eines solchen Systems war die Penny-Post, die durch die Einführung des prepayment als erstes Postsystem aller Zeiten »für jede mögliche Nachricht« funktionierte und nicht nur für Briefe, die tatsächlich geschrieben (ausgewählt) wurden. Sie können vielmehr zum Zeitpunkt des Briefmarkenkaufs noch vollkommen unbekannt sein. Seit es ein prepayment gibt, das heißt seit Aufkommen einer Medienrationalität in unserer Kultur, sind Menschen kommunikationstheoretisch obsolet.

Da alles Senden heute in Nachrichtensystemen einen Halt nimmt (oder Epoche macht), die nach Maßgabe des prepayment entworfen wurden – bzw. dank eines »präsemantischen« Standards für Signifikanten für jede mögliche Nachricht funktionieren –, bestimmen maschinelle Schnittstellen unseren postalischen Alltag. Das heißt, daß dieser Alltag mit allen seinen Maschinenelementen auf Rowland Hill und das Jahr 1840 zurückgeht. Die Briefmarke machte die Anwesenheit des Absenders beim Postschalter eben-

so überflüssig wie die Anwesenheit des Empfängers bei der Zustellung. Damit die standardisierten Datenmengen nicht die Verarbeitungskapazität des Systems überschritten, mußten die Auflieferung und die Zustellung zu den wohlbekannten Standard-Inputs und Standard-Outputs werden, wie sie von Briefkästen und Türschlitzen tagtäglich prozediert werden. Das Postsystem funktioniert nur in prinzipieller Abwesenheit von Datenquellen und -senken.

Briefkästen: »Immer einer in der Nachbarschaft«.

Der Briefkasten ist eine historische Funktion der Briefmarke; daher heißt auch sein Erfinder de Vélayer und nicht Hill. Zwar hat es auch unabhängig von der Existenz der Briefmarke Briefkästen gegeben, etwa die 1794 von den Franzosen in den linksrheinischen Gebieten Deutschlands eingeführt⁴⁸ oder die ab 1824 vor den preußischen Postämtern aufgehängten⁴⁹ (von der düsteren Geschichte des Kastens als Medium anonymer Denunziationen hier ganz zu schweigen⁵⁰), doch dienten diese allein dem Input unfrankierter Briefe und damit einem der Hill'schen Reform gerade entgegengesetzten Zweck: einem »postpayment«, das eine Standard-Zustellung systematisch verhinderte. Die »pillar letter-boxes«, deren Aufstellung Hill im November 1840 auf Anregung eines Leserbriefs in der *Times* vorschlug,⁵¹ hatten dagegen die Funktion, die durch das Timbre produzierten Diskursmassen durch Automatisierung der Auflieferung zu bewältigen. Infolgedessen haben Briefkästen erst im Medienverbund mit der Briefmarke eine Allgegenwart erlangt,⁵² die sie zu Apparaturen einer psychotechnischen Einfühlung in ein permanentes Angeschlossensein machte. Briefkästen erzeugen einen Zustand der maximalen Produktivität und optimalen Kontrollmöglichkeit schriftlicher Diskurse, dessen Herstellung, vier Jahre nach Hills Briefkasteninitiative im UK, in Wien niemand anders als Adalbert Stifter im Zuge der Wiedereinführung der Wiener Stadtpost feierte – ein neuerlicher Beleg dafür, daß die Macht nicht einfach Auge und

48 Vgl. Leclerc, 1974: 58. 49 Vgl. North, 1974: 13. 50 Vgl. dazu Siegert, 1991 a.

51 Vgl. Hill/Hill, 1880: I 417. 52 Vgl. Dopf, 1965: 64.

46 Vgl. Shannon, 1948/1976: 41. 47 Shannon, 1948/1976: 41.

Ohr ist, sondern Handeln und Sprechen macht.⁵³ Weil das »ganze zur Hauptpost Wien gehörige Terrain [...] in Bezirke abgeteilt, und in jedem dieser Bezirke ein Briefsammelkasten (ist)«, ⁵⁴ kann man nicht nur »täg- lich zweimal in alle Teile der Stadt« Briefe senden und zurückerhalten, »sondern auch [...] mit größter Bequemlichkeit Briefe in alle Welt senden, denn sowohl in der Stadt als auch in den Vorstädten sind obbesagte Sammel- kasten in solchen Distanzen angebracht, daß man immer einen in der Nachbarschaft hat.«⁵⁵ Weil aus der Post als einem System von Anfangs- und Endpunkten großer geographischer Distanzen eine Topologie von Nach- barschaften geworden ist, kann das Senden unter die Schwelle eines Be- wußtseins rutschen, die eine feiertägliche Zeitvergeudung vom normalen motorischen Automatismus des Alltags trennt. Mit dem Erfolg, daß 67 Jahre nach Stifiers Jubelreaktion Freud im selben Wien eine Psychopathologie dieses von Briefkästen erzeugten Alltagslebens wird begründen können,⁵⁶ die die Unterscheidung zwischen normalen und nicht normalen Individuen ausgerechnet daran festmacht, ob die nachbarschaftlichen Briefkästen den Sprung über ihre Bewußtseinsschwelle schaffen oder nicht.⁵⁷ Wobei meist in Vergessenheit gerät, daß die Bedingung der Möglichkeit von Fehlleistun- gen, ein unbewußter Automatismus, den Leuten irgendwann erst einmal antrainiert werden mußte. Historisch geht daher einem Vergreifen am Briefkasten, das eine unbewußte Fehlleistung ist, ein Vergreifen voraus, das ein Scheitern an einem neuen Alltagsstandard war. 1877 vermerkte der Bericht des englischen Generalpostmeisters, der auch über den Einübungs- grad der Bevölkerung ins Medium Rechenschaft ablegt,

dass in Aberdeen ein Mann bemerkt wurde, welcher sich viel Mühe gab, einen Brief in die Oeffnung eines in Reparatur befindlichen Straßenhydranten hin- einzustecken. Die Ähnlichkeit dieser Vorrichtung mit den in England mehr- fach üblichen Säulenbriefkasten hatte, wie sich bei näherer Untersuchung des Hydranten herausstellte, bereits früher drei verschiedene Korrespondenten zur Niederlegung von Briefen in diesen für die Weiterbeförderung ungeeig- neten Behälter verleitet. Der Vorfall steht keineswegs vereinzelt da. Es giebt kaum eine nach der Strasse zugehende Oeffnung, die nicht gelegentlich von einem Unkundigen für den Spalt eines Briefkastens gehalten würde.⁵⁸

53 Vgl. Foucault, 1977/1982: 56. 54 Stifter, 1844/1959: 126. 55 Stifter, 1844/1959: 127. 56 Vgl. Freud, 1901/1978: 173 u. 228. 57 Vgl. Freud, 1901/1978: 168f. 58 Fischer, 1879: 152. Eine unausgewiesene Abschrift dieser und der folgenden Passage bei Geistbeck, 1895: 445f.

Die Heraufkunft des permanenten Angeschlossenseins verwandelt beliebige Öffnungen in beliebigen Gegenständen in Anschlüsse. Die Dinge erschei- nen in der vom telematischen Anschluß der Sinne organisierten Merkwelt nicht mehr als Dinge, sondern als Design. Hydranten oder Kellerfenster sind Designs einer ubiquitären Peripherie eines Nachrichtennetzes. Die Dinge werden zu Ohren.

Die Kehrseite der Beglückung mit einer allgegenwärtigen Nachbarschaft von kleinen Sendern, die die Welt in ein Design postalischer Geräte ver- wandelt, ist – wie im übrigen Kafkas Erzählung *Der Nachbar* zeigt – Paranoia. Eine Paranoia, die im Fall der Briefkästen, die Stifter so euphorisch begrüßte, nur allzu berechtigt gewesen wäre. Denn bereits 1786 hatte eine Geheime Instruktion Kaiser Joseph II. die Statthalter der österreichischen Erblande darauf hingewiesen, daß es »dienlich« sei, den Betrieb von sogenannten Kleinen Posten und ihren Briefkästen

solchen Personen in die Hände zu spielen, von deren Rechtschaffenheit und Anhänglichkeit die Polizey versichert wäre. Es ist überflüssig, den Fingerzeig zu geben, wie wohl so ein Institut einerseits zu gewissen Auskundschaftungen benutzt werden könne und wie überaus große Vorsicht andererseits er- forderlich sey, um in der Sache nicht zu weit zu schreiten, damit dem Kredit des Instituts und der bürgerlichen Freiheit nicht zu nahe getreten werde.⁵⁹

Soviel zum Begriff der bürgerlichen Freiheit als Tarnung oder Design von absolutistischem Abhörgerät durch den Anstrich einer menscheitsbeglück- kenden Bequemlichkeit. Soviel auch zu einer Phänomenologie, die das, was Medien sind, meint, durch an ihrem Design (ihrer inzwischen sogenannten »Benutzeroberfläche«) gemachte Erfahrungen klären zu können. Wer ju- belt, ist jedenfalls ein anderer. Im Fall Stifiers dürfte es sein Namensvetter Adalbert Zarembo gewesen sein, der Chef der Wiener Geheimen Ziffern- kanzlei.⁶⁰

Türschlitze: »...to save us from violent revolution«

Im Unterschied zum Penny-Porto, zur Briefmarke und zum Briefkasten scheint dessen Pendant auf der Seite des Outputs, der ominöse Schlitz,

59 Zit. Hartmann, 1925: 70. 60 Vgl. Stix, 1937: 150.

den alle Welt in der Tür hat, für einmal eine echte Erfindung Rowland Hills gewesen zu sein. Nachdem das prepayment das Post Office von der Einziehung seiner Einkünfte enthoben hatte und » [d]istribution [...] its only function«⁶¹ geworden war, konnte die Zustellung der Briefe automatisiert werden – Voraussetzung für eine Erhöhung ihrer Frequenz. Ein Hauptthema der Medienräson ist ja die Ökonomie der Zeit.

One means of economising the time of letter-carriers, which I had contemplated from the first, was to induce the public to provide themselves with letter boxes to the doors of their houses; and I now suggested to the Postmaster-General the expediency of addressing a circular on the subject, in his name, to the inhabitants of London.⁶²

Während die Leute aus ihren Türen das Design eines Schlitzes machten, der sie wiederum zu bloßen standardisierten Adressen machen sollte, schrieb Harriet Martineau, Erfolgsschriftstellerin und Verfasserin der populären *Illustrations of Political Economy*, einem amerikanischen Freund lauter Klartext über Sinn und Zweck des Unternehmens:

Our greatest achievement, of late, has been the obtaining of the penny postage. I question whether there be now time left for the working of beneficent measures to save us from violent revolution; but if there be, none will work better than this. It will do more for the circulation of ideas, for the fostering of domestic affections, for the humanizing of the mass generally, than any other single measure that our national wit can devise. [...] We are all putting up our letter-boxes on our hall-doors with great glee, anticipating the hearing from brothers and sisters, – a line or two almost every day. The slips in the doors are to save the postmen's time, – the great point being how many letters may be delivered within a given time, the postage being paid in the price of the envelopes or paper. So all who wish well to the plan are having slips in their doors. It is proved that poor people do write, or get letters written, wherever a franking privilege exists. When January comes round, do give your sympathy to all the poor pastors' and trademen's and artisans' families, who can at last write to one another as if they were all M. P's.⁶³

61 Hill/Hill, 1880: I 271.

62 Hill/Hill, 1880: II 90. In seinem berühmten Pamphlet von 1837 hatte Hill folgendes geschrieben: »There would not only be no stopping to collect the postage, but probably it would soon be unnecessary even to await the opening of the door, as every house might be provided with a letter box into which the Letter Carrier would drop the letters, and, having knocked, he would pass on as fast as he could walk.« (Zit. nach: Staff, 1964: 77) 63 Martineau, 1877: III 249f.

Worte, die das Schicksal von Postreichen besiegeln, in denen allein Aristokraten, Parlamentsabgeordneten oder Dichtern das Privileg zustand, mit dem prepayment ihres Namens Herrendiskurse zu zirkulieren.⁶⁴ Briefmarken (die Martineau erst in ihrer Vorform der frankierten Briefumschläge vorschwebten) und Türschlitze machen aus jedem Briefschreiber einen Abgeordneten, einen Aristokraten oder einen Goethe. Nicht mehr das Timbre der Be-Stimmung bringt Diskurse in Umlauf und die Schreiber zum Geständnis ihrer Individualität, sondern ein Standard-Timbre, das eine Diskurs Herrschaft im Namen einer anonymen Medienökonomie initiiert. Das millionenfach ausgegebene Jugendbildnis Königin Victorias, das die erste Briefmarke zierte, machte die Königin ja nicht zur Herrscherin über alle unter ihrem Bilde zirkulierenden Diskurse, sondern rief umgekehrt ständig zu ihrer Entwertung auf. Weshalb die Londoner Presse auch den Verdacht hegte, »that this untoward disfiguration of the royal person has been the studied work of ministerial malevolence and jealousy, desirous of rendering the royal benefactress, if possible, as odious as themselves«.⁶⁵ Das Einheitsporto verleiht das franking privilege oder die Diskurs Herrschaft an alle und das heißt an niemanden, damit das Volk, das arm und zahlreich ist, keine Revolution macht, sondern stattdessen Briefe schreibt und geschrieben bekommt. Harriet Martineau sagt es in unüberbietbarer Klarheit. Briefmarke und Briefkästen, im 17. und 18. Jahrhundert geheimpolizeyliche Mittel, um Verbrecher und Staatsfeinde in die Falle der Kommunikation zu locken, werden im industrialisierten England des 19. Jahrhunderts zum antirevolutionären Mittel schlechthin, das das unkontrollierbare Gemurmel der Leute den staatlichen Standards des Schreibens unterwirft. Die Königin trägt ihr Haupt für einen Penny zu Markte, damit es nicht fällt. Die Briefmarke verhindert die Revolution, weil sie die Revolution ist. Kein Wunder, daß die von Miss Martineau gefeierten slips in den Türen andernorts auf Ablehnung stießen: Vom Marquis von Londonderry erhielt der Postmaster-General auf seinen von Hill aufgesetzten Rundbrief die indignierte Anfrage zurück,



64 1656 war in England das Privileg der Portofreiheit den Members of Parliament und dem Adel bestätigt worden. Vgl. Staff, 1964: 73. 65 Zit. Hill/Hill, 1880: I 394.

ob der PMG wirklich erwarte, daß er, der Marquis, einen Schlitz in seine Mahagony-Tür säge?⁶⁶ Das adlige Portoprivileg wechselt von der Seite der Namhaftigkeit auf die Seite der Namenlosen, um der Macht Kontrollen über jene »chaotische Nacht« zu ermöglichen, die laut Klüber dort herrscht, wo keine Post, sprich keine Briefmarke ist.⁶⁷

Mit der ebenso demokratischen wie antirevolutionären Standardisierung der Zustellung durch den Türschlitz, sind die nicht-diskursiven Bedingungen für diskursive Ereignisse, wie es Kafkas *Briefe an Felice* sein werden, gegeben. Denn Martineaus Erwartung, fast jeden Tag ein oder zwei Zeilen von irgendwelchen Brüdern oder Schwestern zu erhalten, die nicht nur fast wörtlich Kafkas Forderungen an Felice Bauer vorwegnimmt,⁶⁸ sondern auch die Erfindung der Postkarte herbeiruft, ist durch nichts anderes hervorgerufen als durch die Erhöhung der Zustellfrequenz im Zuge der Umstellung des Briefverkehrs auf eine medienrationale Ökonomie. Die Ökonomie der maximalen Zeitnutzung, deren Diskurs sich hier, nach Rowland Hills Post Office Reform, im Hinblick auf das Dispatching der Briefe zu schreiben beginnt, ist das historische Apriori von Liebesbriefen, die nichts anderes begehren werden, als »a line or two almost every day«.

Seit es Briefmarken, Briefkästen, Türschlitze und systemintegrierte Briefträger gibt, ist das, was die Berechnung weiterer Kommunikation ermöglicht, nicht mehr ein Mensch, eine Seele, eine Person, ein Subjekt oder ein Individuum. Da nach Luhmann all diese Wörter »nichts anderes (sind) als das, was sie in der Kommunikation bewirken«,⁶⁹ sind wir, seit wir systematisch abwesend sind, um eine medienrationale Kommunikation zu bewirken, kognitive Operatoren nur, insofern wir Adressen sind. Das heißt, daß unsere Kultur um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer neuen Logik der Identität übergeht. Mit der Ersetzung des Namens durch die anonyme Hausnummer, deren Verbreitung Benjamin zufolge ein Maß für das Fortschreiten der Normierung ist,⁷⁰ und des Körpers durch den antirevolutionären, demokratisierenden Briefkastenschlitz, ist Identität nicht länger eine Frage der biographischen Tiefe, sondern eine Frage der Zustellbarkeit. Eine Zustellbarkeit, die im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts schließlich mit dem Weg-

fall der »Empfangsanerkennntnis des Adressaten« bei der Insinuation gerichtlicher Verfügungen⁷¹ synonym mit dem juristischen Begriff der Person wurde. Wir existieren im Sinne des Gesetzes, solange unter der Adresse, die die Macht gespeichert hat, nur ein Briefkastenschlitz zu finden ist. Daher ist der Entzug der Zustellbarkeit, der Zugriffsmöglichkeit auf den Schlitz in der Tür, ein Verstoß gegen die fundamentalen Ordnungsgesetze der Existenz. Die Entbergung unseres Seins als Adressen ist folglich Geschäft der Polizei. So heißt es schon zehn Jahre nach dem Start der Penny-Post in einem Beitrag *Zur Geschichte des englischen Postwesens*:

Mancher Brief hat eine Adresse, die kein gewöhnliches Erdenkind entziffern würde: eine räthselhafte Handschrift, noch räthselhaftere Orthographie und Wohnungsangaben, die bestimmt scheinen, den Adressaten vor polizeilichen Nachforschungen ein Jahrhundert lang zu verstecken. Solche Briefe kommen in das »Blind letter Office« (Bureau blinder Briefe) und im Nu pflegt der geübte Clerc das Räthsel der Sphinx zu lösen. Manchmal kostet es einige Tropfen edlen Schweißes, wie ein Bluthund erster Race aber spürt der Brief gewöhnlich seinen Mann auf.⁷²

Das ist Klartext. Briefe sind Bluthunde und Bluthunde bekanntlich Spürhunde im Dienst der Kriminalpolizei. Briefe spüren die Adressen auf, die wir der in die Nachrichtentechnik eingezogenen Macht schuldig sind, um uns mit einer Identität zu behaften. Die Lösung des Rätsels der Sphinx, der Mensch, ist das Ergebnis polizeilicher Nachforschungen. Der Mensch, für Kleist oder Brentano Produkt des Briefverkehrs im Sinne einer Bildung zu Beamten- oder Mutterschaft, wird Produkt des Briefverkehrs im polizeilichen Sinn einer Verhaftung. Wir haften für unsere Existenz mit Zustellbarkeit. Wir sind, insofern Briefe uns verhaften können. Mithin gibt es in der Tat »keinen Schickungsort vor der Ankunft.«⁷³ Einen Schickungsort, eine Adresse, unser Existieren, gibt es immer erst im Moment der Briefzustellung. Nicht wird also der Brief der Adresse zugestellt, sondern die Adresse durch den Brief. Es gibt keinen Ort vor seiner Ankunft, keine Identität vor der Adresse.

In Goethes Postreich, in dem über das Schreiben von Briefen eine transzendente Norm herrschte – die geschlechtsspezifische »höchste Bestim-

66 Vgl. Hill/Hill, 1880: II 91. 67 Vgl. Klüber, 1811: 129 und oben S. XXX.

68 Vgl. Kafka, B 16. Nov. 1912/1976: 97: »Aber wer hat denn einen Brief verlangt, nur zwei Zeilen...«

69 Luhmann, 1988: 901. 70 Vgl. Benjamin, M 1938/1980: I/2, 549.

71 Vgl. Anonymus, 1895: 114. 72 Anonymus, 1850 a: 284. 73 Derrida, 1980/1982: 294.

mung der Seele«—, war der Nachweis einer Identität als Interpretation einer Individualität Grund aller schriftlichen Kommunikation. Seitdem eine Medienrason mit ihren Standards über das Briefschreiben herrscht, ist Identität eine Funktion der Zustellung. Darin liegt, weshalb ein Schreiben um 1900 seiner eigenen Begründung nach als und unter dem medienrationalen Titel *Die Aufzeichnungen* und nicht etwa *Die Briefe des Malte Laurids Brigge* vorliegt.

Ich will auch keinen Brief mehr schreiben. Wozu soll ich jemandem sagen, daß ich mich verändere? Wenn ich mich verändere, bleibe ich ja doch nicht der, der ich war, und bin ich etwas anderes als bisher, so ist klar, daß ich keine Bekannten habe. Und an fremde Leute, an Leute, die mich nicht kennen, kann ich unmöglich schreiben.⁷⁴

Brigge schreibt Tagebuch aus den nachrichtentechnischsten Gründen der Welt. Im Postalischen existiert Identität als kognitiver Operator nur in Funktion einer Abtastgeschwindigkeit durch Briefe. Weil Rilke Identität in Abhängigkeit einer Frequenz von Aussagen über Veränderungen definiert, existiert Identität allein bei Einhaltung des Shannonschen Abtasttheorems, welches bekanntlich besagt, daß Identität als eine Funktion der Zeit $f(t)$ vollständig bestimmbar ist, wenn die Zahl der Abtastungen doppelt so hoch ist wie die höchste Frequenz ihrer Bandbreite W : 2TW Briefe wären erforderlich, wobei T das Intervall ist, das die Funktion limitiert,⁷⁵ Im Fall des Brigge also Rilkes Paris-Intervall 1902 bis 03. In Shannons Technikerenglisch: »If a function $f(t)$ contains no frequencies higher than W cps, it is completely determined by giving its ordinates at a series of points spaced $1/2W$ seconds apart.«⁷⁶

Nimmt man Brigge alias Rilke an dieser Stelle bei dem Wort, daß in Paris 3 Wochen Jahre andernorts entsprechen, ist die für Brigge von Shannon geforderte Abtastrate berechenbar. Wenn die einstige Frequenz der Veränderung Briggescher Identität $1/3$ pro Woche war, so ist jetzt, da die Veränderung, die sich früher über den Zeitraum von 156 Wochen erstreckte, in 3 Wochen abläuft, die Frequenz 52/Woche. Nach Shannons Theorem müßte Brigge mithin jede Woche sage und schreibe 104 Briefe schreiben,

um noch als Malte Laurids Brigge erkennbar zu sein. Da will man lieber gar nicht mehr schreiben. Daß Brigges Briefe, würden sie geschrieben, nur eine Serie von lauter anderen ergäben und aus Bekannten lauter fremde Leute würden, daß mithin die zur Be- und Zurechnung von Kommunikation unerläßlichen kognitiven Operatoren ausfielen, resultierte also aus einer Verletzung des Abtasttheorems. Identität, so die Grundvoraussetzung von Brigges Absage an die Post, ist die Funktion einer Zeit, die vom Medium produziert wird; im Fall von Briefen einer diskreten Zeit, die die Taktfrequenz des Mediums Post ist. Briefe hören auf, das klassische Medium für die Produktion und Aufzeichnung einer Innerlichkeit und ihrer Entwicklung zu sein, weil über den Nachweis einer Individualität (als Identität in der Veränderung) nicht mehr die Auslegung eines obskuren Sinns entscheidet, sondern ihre postalische Materialität: ihre Abständigkeit. Die »Zeit der anderen Auslegung«⁷⁷ ist eine digitalisierte Zeit, die in Computerschaltkreisen und elektronischen Datennetzen inzwischen angebrochen ist. Unterhalb einer bestimmten Taktfrequenz ist Ich ein Anderer bzw. Rauschen. Seit die Identität von Adressen durch den Türschlitz und einer von ihm ermöglichten Zeitökonomie garantiert wird, ist ein für seine Sätze verantwortliches Ich etwas, das von Nachrichtennetzen erfunden werden muß, damit die Leute nicht aufhören, Briefe zu schreiben, weil die Leute nicht mehr sie selber sind.

In einem Netz, wie es [...] die moderne Technik des 20. Jahrhunderts über elektronische Verschaltungen (Telefon, Fernsehen, Computer, Post, etc.) realisiert, muß man etwas erfinden, bzw. statuieren, dem die Aussage, die produziert und gehört wird, gehört, dem sie sich zuschreiben läßt [...]. Jemand muß prinzipiell als Produzent von Aussagen ansprechbar sein, und prinzipiell als Empfänger von Aussagen sich zu Wort melden.⁷⁸

Weil nichts läuft auf den Kanälen der Post, wenn nicht ein zumindest für die Dauer von $1/2W$ Sekunden oder einer Minimalkorrespondenz mit sich identisch bleibendes Ich die Kohärenz seiner Aussagen garantiert, schließt die Post die Unzurechnungsfähigkeit ihrer Adressen präventiv-juristisch aus. Wer mit einer mehr als halb so hohen Frequenz dissoziiert, als er Briefe schreibt und empfängt — wie kommunikationstheoretisch Malte Laurids

74 Rilke, 1910/1984: III/I, III. 75 Vgl. Shannon, 1949 a: 12. 76 Shannon, 1949 a: 11.

77 Rilke, 1910/1984: 156. 78 Schreiber, 1983: 152.

Brigge –, ist kein Ich mehr, sondern wahnsinnig. Briefe von Nicht-Ichen wie Kindern oder Geisteskranken aber gelten auf den Kanälen der Post für soviel wie Abfall und das heißt für unpostierbar. Denn weil erstens jeder Mann und jede Frau, der/die einen Brief in einen Briefkasten wirft, mit der Post einen Werkvertrag schließt,⁷⁹ und zweitens Leute, die das siebte Lebensjahr nicht vollendet haben oder sich sonst in einem »Zustande krankhafter Störung der Geistesthätigkeit« befinden, geschäftsunfähig sind⁸⁰ und folglich außerstande, Verträge abzuschließen, sind Kinder und andere Wahnsinnige »nicht imstande, Eigentum an einem von [ihnen] geschriebenen Briefe zu übertragen oder an einem fremden Briefe zu erlangen.«⁸¹ Weshalb die Post keine Haftung für derartige Sendungen übernimmt. Wer Briefe auf die Post gibt, gibt zugleich der Macht die Zusage, daß er weder an Kindheit noch an einer anderen Geisteskrankheit leidet. Und deshalb gibt es schlicht und einfach W.A.S.T.E. So lautet bekanntlich die akronymische Bezeichnung jenes Postsystems, das in Thomas Pynchons *Crying of Lot 49* Sendungen nur von Kindern und Irren befördert, also das schlechthin Nicht-Postierbare postiert. Die vom postalischen *Es gibt* Ausgeschlossenen erwarten per definitionem *schweigend* ein Reich,⁸² in dem die Welt alles ist, was der Ab-Fall ist. Weil es nichts gibt, was nicht postiert werden kann, ist Trystero's Empire das genaue Andere der Geschichte. Seit Anbruch des Medienzeitalters ist die Fähigkeit von Menschen, für die Dauer eines Abtastintervalls eine Erinnerung ihrer selbst zu bewahren, technogen. Aus anthropologischen Bedingungen des Briefverkehrs wurden historische. War zu von Justis Zeiten die Einheit des Selbstbewußtseins transzendental und die Möglichkeit des Briefeschreibens mithin dem Menschen a priori gegeben, ist nach Rowland Hill die Erkenntnis fällig, daß »dazu der Mensch selbst vorerst berechenbar, regelmäßig, notwendig geworden sein (muß)«. ⁸³

Umschläge

Standardisierungen zeitigen Kettenreaktionen. War das Resultat des Penny-Standards die Standardisierung der postalischen Schnittstellen gewesen, so

79 Vgl. Aschenborn, 1908: 73 (§ 6). 80 Vgl. Bürgerliches Gesetzbuch, 1900/1921: 60 (§ 104). 81 Reinhardt, 1905: 13f. 82 Vgl. Pynchon, 1967/1980: 144. W.A.S.T.E. steht für *We Await Silent Trystero's Empire*. 83 Nietzsche, 1887/1969: II 800.

induzierten Briefkästen und Türschlitze wiederum Vorschläge, durch Standardisierung der Briefe selber die Frequenz des Briefeschreibens auf einen Stand zu bringen, der dem permanenten Angeschlossensein der Schreiber und der erhöhten Frequenz der Zustellungen entspräche. »Every one now uses envelopes«, schrieb Captain Basil Hall an Rowland Hill, »which save a world of time; and if you were to furnish the means of closing the letter by an adhesive corner a still further saving of time would take place.«⁸⁴ Das Resultat war natürlich die Erfindung des gummierten Briefumschlags. Und einmal mehr folgte einer Standardisierung eine maschinelle Serienproduktion auf dem Fuße. Am 15. Dezember 1840 erfand Rowland Hills Bruder Edwin jene legendäre Briefumschlagfaltmaschine, die 1851 zur Sensation der Londoner Weltausstellung wurde.⁸⁵ Die Standard-Umschläge, die sie herstellte, machten ihrerseits in der nächsten Generation der Hill-Family eine weitere Automatisierung des Postkanals möglich: in den 50er Jahren erfand Rowland Hills Sohn Pearson die Stempelmaschine.⁸⁶

Aber damit nicht genug. Schon bevor Rowland Hill daran ging, den umlaufenden Schriftverkehr zu vergrößern und zu beschleunigen, indem er ihn auf Standards brachte, trug er Sorge dafür, daß der vom Penny-Porto erwarteten Diskursproliferation überhaupt eine materielle Basis entsprach. 1835 erhielt er His Majesty's Patent No. 6762 für die Erfindung einer Rotationsdruckpresse. Zwar hatte einerseits schon 1799 Louis Robert mit der – ab 1803 von Bryan Donkin ständig verbesserten – Langsiebpapiermaschine die Produktion von endlosem Papier gestartet;⁸⁷ zwar hatte andererseits Friedrich König schon 1811 die Schnellpresse erfunden, die alle Arbeitsschritte des Druckvorgangs zu einer einzigen rotierenden Bewegung zusammenfaßte⁸⁸ – allein, die Kombination der beiden Technologien stand noch aus. Aber nur bis zu dem Tag, an dem Rowland Hill Fourdriniers neue Maschine zur Herstellung von Endlospapier mit einer Drucktechnik kombinierte, bei der die Typen auf einer Walze befestigt waren und die Drucker-schwärze ohne jede Unterbrechung der Rotationsbewegung aufgetragen werden konnte.⁸⁹ Hills Maschine produzierte 8000 doppelseitig bedruckte Zeitungsbögen pro Stunde und gleichzeitig weitere 16.000 einseitig be-

84 Zit. Hill/Hill, 1880: I 418. 85 Vgl. Hill/Hill, 1880: I 419.

86 Vgl. Staff, 1964: 124. 87 Vgl. Bosse, 1981: 135–141.

88 Vgl. Bolza, 1933: 9 und passim. 89 Vgl. Hill/Hill, 1880: I 225.

druckte: womit sie die Leistung der herkömmlichen Schnellpressen um das Zehnfache übertraf. Und die Zeitungen waren schließlich nicht die letzten, die fünf Jahre später von Hills radikaler Tarifreduktion profitieren sollten (die sie dann auch, wie die *Times*, entsprechend propagierten). Die Erhöhung der Übertragungskapazität durch die Penny-Post hätte eine Erhöhung der Produktionskapazität des Speichermediums Druck komplettiert. Aber Hill scheiterte an der Unverfügbarkeit eines Stempels, den damals nach dem Willen des Inland Revenue Department jedes einzelne Blatt, auf das eine Zeitungsseite gedruckt wurde, tragen mußte. Zu diesem Zweck mußten sämtliche einzelne Seiten, auf denen Englands Zeitungen erschienen, das regierungseigene Stamp Office durchlaufen, was natürlich mit einer Rotationspresse, die Endlospapier verarbeitete, völlig inkonsistent war. Hills Bitten, den Regierungsstempel an seiner Maschine anbringen zu dürfen, blieben unerhört, und so mußte England noch 35 Jahre auf die Einführung des Rotationsdrucks warten.⁹⁰

Hätte Hill mit seiner Druckerpresse Erfolg gehabt, hätte nur noch eine Art Leseautomat gefehlt – und sämtliche schriftliche Kommunikation Englands wäre von der Produktion über die Distribution bis zur Rezeption eine restlos standardisierte und vollautomatisierte Datenverarbeitung gewesen.

Hill/Babbage/Bentham: ein Maschinenverbund von 1827

Das Vorbild für Maschinen, die Zeit und Diskurs so gnadenlos ökonomisierten, wie es die Penny-Post tat, waren – man weiß es seit *Überwachen und Strafen* – die Disziplinarsysteme gewesen. Das gilt nirgends unumschränkter als gerade im Fall der Penny-Post. Denn Rowland Hill – Mitglied einer Familie, die so etwas wie die Kampfgruppe des radikalen Utilitarismus in England darstellte – hatte sich buchstäblich seit seiner Kindheit um eine Reform des englischen Erziehungssystems bemüht, die Schulen in Disziplinarmaschinen verwandeln sollte, die nach dem Prinzip der maximalen

Zeitnutzung konstruiert waren.⁹¹ Am Anfang hatte, symptomatisch genug, die Reform einer Schulglocke gestanden, die an Hills Schule, deren Leiter sein Vater war, zu seinem Leidwesen so unregelmäßig geläutet wurde, daß der zwölfjährige Rowland nicht eher ruhte, bis diesem zeitökonomischen Übelstand mittels einer klaren Pflichtzuweisung und einer Reform des Strafsystems abgeholfen war.⁹² 1822 veröffentlichte Hill, inzwischen selber Leiter des Internats, zusammen mit seinem Bruder Matthew *Plans for the Government and Liberal Instruction of Boys in Large Numbers* – Baupläne für eine Überwachungsmaschinerie, die eine exhaustive Zeitnutzung in Abhängigkeit eines Systems rückgekoppelter Machtwirkungen produzierte.

Soon after Midsummer [1816] [berichtet Hill in seinem Tagebuch], I established a Court of Justice in the School. The judge is chosen monthly by the boys. The sheriff and the keeper of the records are chosen in the same manner; the attorney and solicitor-general are appointed by me. The judge appoints the inferior officers, as the clerk and crier of the Court, the constables, etc. The jury consists of six boys, chosen by ballot.⁹³

Zwei Jahre später wurde das System der Selbstüberwachung durch die Einführung eines gewählten Magistrats komplettiert:

This officer shall have the appointment of the constables, who shall be under his direction. These officers shall constitute the police, and their duty shall be the detection, and, in some cases, the punishment of crime [...]. It shall be considered the duty of the magistrate to examine into every offence, and punish the aggressor as early as possible after the offence is committed.⁹⁴

Eine der laut Aussage des wohl größten Überwachungsspezialisten der Zeit »most puzzling of political questions – *quis custodiet ipsos custodes?*«⁹⁵ – fand eine Antwort in einem System, in dem die Macht zwar nominell noch einem Chef zukommt, in dem sie aber real vom gesamten Apparat, in dem die Überwacher selber die Überwachten sind, produziert wird.⁹⁶ Sicher, es hat lange vor den Gebrüdern Hill derartige Institutionen einer Mikro-Justiz an Schulen gegeben. Aber sowohl Battencourt im 17. als auch Demia An-

91 Vgl. dazu Foucault, 1975/1979: 198f. 92 Vgl. Hill/Hill, 1880: I 89.

93 Hill/Hill, 1880: I 107. 94 Hill/Hill, 1880: I 110f.

95 Bentham, M 1787/1962: 45. 96 Vgl. Foucault, 1975/1979: 228f.

90 Vgl. Hill/Hill, 1880: I 226f.

fang des 18. Jahrhunderts hatten, um die Kontrolle innerhalb pädagogischer Anstalten zu steigern, deren Makrosystem einfach noch einmal in sich selbst als Mikrosystem durch die Schüler abbilden lassen,⁹⁷ während die Hills in Hazelwood und Bruce Castle nicht die Schule auf die Schule, sondern den Staat auf die Schule abbildeten und damit ihrer Auffassung Ausdruck verliehen, daß der Staat selber eine gigantische pädagogische Maschine sei. Vor allem aber ersetzten die Hills in ihren Schulen die früheren Strafsysteme durch eine Mikro-Ökonomie, deren allgemeines Äquivalent die Zeit war. Jeder Schüler besaß eine Anzahl von Bonusmarken, von denen eine bestimmte Menge den Gegenwert eines schulfreien Tages darstellte. Jedes Vergehen mußte durch die Abgabe einer bestimmten Anzahl von Zeiteinheiten verbüßt werden, zu der die Schüler vom Richter verurteilt wurden; und der Sheriff unterhielt eine genaue Buchführung über die Kontostände der einzelnen Schüler.⁹⁸ Alles Tun und Lassen konnte so durch Zeit ausgedrückt, mittels Zeit getauscht und in eine Ökonomie der Zeitkapitalisierung überführt werden. Das ist der Ursprung, wenn auch nicht der Briefmarke als Datum, so doch ihrer standardisierenden und ökonomisierenden Funktion. Der Einführung des Signifikantenstandards ging die Einführung eines Zeitstandards, der One-penny-Briefmarke die One-minute-Zeitmarke, voraus. Die Penny-Post resultierte aus der Übertragung des Prinzips eines Disziplinarsystems auf ein Kommunikationssystem. Sie wird – in der nicht ungebrochenen Tradition von Justis – auf eine Ökonomie der Zeit gegründet sein, die in den Schulen oder Polizeyinstitutionen der Hills entwickelt und getestet worden ist. Eine Ökonomie der Zeit, die seit Rowland Hills Zeitmarke auf der Schuld selber gründet, so wie die Ökonomie des Postsystems seit der Briefmarke auf die Schuld gegründet ist, die aus der Zirkulation der Signifikanten resultiert. All das heißt, daß das allgemeine Äquivalent, das die Zirkulation der Signifikanten ermöglicht, nicht mehr die Interpretation des Signifikats, der Begriff, ist,⁹⁹ sondern die Briefmarke.

Der Tauschwert der Zeichen, das Signifikat, findet seinen Ausdruck nicht länger im Timbre der Be-Stimmung, eines transzendentalen Signifikats, sondern im Timbre des Mediums Post. Postwertzeichen statt Sinnwertzeichen;

Standards statt Normen. Mit dem Erfolg, daß der Zirkulationsprozeß der Zeichen nicht mehr Menschen und ihre Bildung produziert, sondern Mediensysteme und ihre Imperien.

Der Prototyp des modernen englischen Nachrichtensystems war eine Schule, Bruce Castle, die einer Metapher Rowland Hills zufolge zu einer »Maschine« wurde, in der die Macht die Zeit vollständig differenzierte und besetzte, um schließlich jeden einzelnen Augenblick seinem ihm vorbestimmten Nutzen zuzuführen.

Indeed the whole machine of school (for such is the regularity of our proceedings that the appellation is not misapplied) is now become so perfect that we are able to appropriate every minute of the day to its respective use; and the bells ring, the classes assemble, break up, take their meals &c. which such clock-like regularity that it has the appearance almost of magic.¹⁰⁰

Solch magische Erscheinung blieb den anderen Maschinenfanatikern Englands natürlich nicht verborgen. Daher schickte wohl nicht zufällig auch Charles Babbage, der Konstrukteur der Differenz- und Analytischen Maschine, seine beiden Söhne nach Bruce Castle. Rowland Hill lernte Babbage anlässlich ihrer Einschulung kennen, und Babbages Biograph vermutet sogar, daß Babbage Hill bei einem Elternbesuch auf den Gedanken gebracht haben könnte, die rationalen Prinzipien, die den einen zum Bau einer Disziplinarmaschine und den anderen zum Bau einer Rechenmaschine geführt hatten, auf das Postwesen anzuwenden.¹⁰¹ Die Undurchschaubarkeit der Zusammensetzung von Transportkosten hatte Babbage auf den Gedanken gebracht, daß die Kosten für die »Preisprüfung« »in allen Fällen an den Kosten einer Ware beteiligt sein mußte«, ¹⁰² nicht anders als die Kosten für die Taxierung eines Briefes an den Kosten seiner Übermittlung beteiligt sind – weshalb Babbage auch für einen einheitlichen Posttarif eintrat. Überdies war er, um nicht nur die repräsentative, sondern auch die physische Beziehung der Briefe zur Erde aufzuheben, auf »eine Methode zum Transport von Briefen in kleinen Trommeln an Drahtseilen, die an Masten an Türmen oder an Kirchturmspitzen befestigt waren«, ¹⁰³ verfallen. Babbages Haupt-

97 Vgl. Foucault, 1975/1979: 227f. 98 Vgl. Hill/Hill, 1880: I 107. 99 Vgl. Goux, 1973/1975: 194. Und zum Zusammenhang von Geld und Sprache überhaupt: ebd.: 130-138 und 190-202.

100 Hill/Hill, 1880: I 113. 101 Vgl. Hyman, 1982/1987: 102f.

102 Babbage, zit. Hyman, 1982/1987: 178. 103 Vgl. Hyman, 1982/1987: 179.

anliegen indes, das er auch mit seinen Maschinen verband, war Standardisierung: von der Entwicklung einer für ihre Konstruktion notwendigen technischen Schreibweise, die Babbage zum Standard aller Patentschriften machen wollte, über die Standardisierung der englischen Schrauben- und Mutterproduktion bis zu den Standardlogarithmentafeln, die die Differenzmaschine errechnen und drucken sollte. Und wenn, Foucault zufolge, die Disziplinen ihrerseits »als Apparate funktionieren, welche die Zeit addieren und kapitalisieren«, ¹⁰⁴ mithin selber Rechenmaschinen sind, dann ist Babbages Difference Engine erstens die konkret anschaulich gewordene Metapher der Schule, auf die er seine Söhne schickte, und zweitens das Medium, das das Prinzip der Zeitkapitalisierung von der Disziplinarmaschine auf die Postmaschine übertrug. Die Rechenmaschine als Metapher der Disziplin konnte zum tertium comparationis von Schule und Post werden. Aber nicht nur der Konstrukteur der ersten Universalen Rechenmaschine, Babbage, verschaltete im Jahr 1827 seine Pläne mit denen Rowland Hills. Im selben Jahr besuchte der Konstrukteur der ersten Universalen Disziplinarmaschine, Jeremy Bentham höchstpersönlich, die Hill-Schule Bruce Castle. 1822 hatte Rowland Hill Jeremy Bentham ein Exemplar seines Buchs *Plans for the Government* übersandt. Bentham war von der Lektüre derart begeistert gewesen, daß er alle eigenen Pläne für eine Schulreform über Bord geworfen hatte. ¹⁰⁵ Eine Begeisterung, die kaum wunder nimmt: realisiert doch die Hill'sche Schulmaschine alle Grundprinzipien der panoptischen Maschine, die auf die automatische Herstellung eines lückenlosen, von den Überwachten selbst produzierten, Überwachungszustandes abzielt. Beide Maschinen schaffen eine von der Macht lückenlos besetzte Zeit – die »wundersame Maschine« ¹⁰⁶ Panopticon einen permanenten Sichtbarkeitszustand, die Magie von Bruce Castle ein Zeitkontinuum, in dem keine einzige Minute dem Uhrwerk der Macht entgehen kann.

Wäre Bentham nicht 1832 gestorben, hätte ihn die Penny-Post zweifellos in eine andere Begeisterung versetzt. Denn Panopticon und Penny-Post sind weniger auf der Ebene der Machtwirkung solidarisch, sondern eher im Hinblick auf die Rationalität der Macht, die ihnen zugrunde liegt. Diese Rationalität, dieser Grundzug, der vielleicht überhaupt das entscheidende

am Panoptismus ist, besteht in der Ablösbarkeit der Maschine als einer »politischen Technologie« von ihrer spezifischen Verwendung. ¹⁰⁷ Eine grundlegende Transformation der Machttechnologie hat statt: Funktionalisierung. Penny-Post wie Panopticon sind Technologien, die allein aus Beziehungen zwischen lauter Ersetzbarkeiten bestehen. Das Panopticon ist ein Diagramm, eine universelle oder »abstrakte Maschine«. ¹⁰⁸

To say all in one word, it will be found applicable, I think, without exception, to all establishments whatsoever [...] [n]o matter how different, or even opposite the purpose: whether it be that of *punishing the incorrigible, guarding the insane, reforming the vicious, confining the suspected, employing the idle, maintaining the helpless, curing the sick, instructing the willing in any branch of industry, or training the rising race in the path of education.* ¹⁰⁹

Die Wirkungsabsichten der Macht und mithin die sozialen Klassen der Körper, die in die panoptische Maschine eingesetzt werden, sind beliebig austauschbar oder Variablen in einem Funktionenkalkül. Ebenso wird die Penny-Post ihre Adressaten funktionalisieren: wer jenseits des Briefkastens oder des Türschlitzes eingesetzt wird, ist völlig beliebig. Das Netz abstrahiert von seinen Knoten, das System schließt sich gegenüber den Daten oder Inhalten, die es verarbeitet. Und als wäre die Penny-Post in der Tat ein Panopticon, das die verschiedensten Funktionen der Biopolitik integrierte, wechselten nach und nach alle Mitglieder der Familie Hill, die vorher Positionen in speziellen Disziplinarsystemen besetzt gehabt hatten, auf Positionen innerhalb der Post – so zum Beispiel Rowland Hills Bruder Frederic, der 1835 Inspector of Prisons in Schottland wurde und 1851 ins Post Office überwechselte. ¹¹⁰

In der Abstraktion oder Universalität liegt der radikale demokratische Charakter sowohl des Panopticon wie der Penny-Post. Im Geflecht ihrer Macht sind alle austauschbar und in bezug auf das Funktionieren der Macht alle gleich. Daher und nur daher protestieren Adlige wie der Marquis von Londonderry gegen Türschlitze in ihren Mahagonytüren – ganz zu schweigen von der Kraft des Penny-Portos, die Massen zu mobilisieren. Jeder verschickt Briefe auf der Penny-Post, schrieb Harriet Martineau, als wäre

¹⁰⁴ Foucault, 1975/1979: 203. ¹⁰⁵ Vgl. Hill/Hill, 1880: I 172. ¹⁰⁶ Foucault, 1975/1979: 260.

¹⁰⁷ Vgl. Foucault, 1975/1979: 264. ¹⁰⁸ Deleuze, 1986/1987: 52.

¹⁰⁹ Bentham, M 1787/1962: 40. ¹¹⁰ Vgl. Dauntton, 1985: 14.

er einer von denen, die an der Macht sind, und das aus dem Grund, weil auch jene nur noch an der Macht sind, als wären sie es. Auf jede Art von Biopolitik, schrieb Bentham, ist der Panoptismus anwendbar, ob Erziehung, Heilung, Produktion oder Bestrafung. Inhalte oder Anwendungen sind Programme, die in Maschinen wie dem Panopticon, der Penny-Post oder dem Computervorläufer *Analytical Engine* einfach laufen (oder laufen würden), weil diese Maschinen ihnen gegenüber blind sind. Jede Art von Prozeß, schrieb Ada Lovelace über Babbages Analytische Maschine, bei dem es um Veränderungen im Verhältnis von zwei oder mehr beliebigen Einheiten geht, kann von einem Programm der Analytischen Maschine berechnet werden.¹¹¹ Daß die Maschine oder die Macht abstrakt wird, wie Deleuze sagt, heißt nur, daß sie programmierbar wird. Damit aber wird Macht selber maschinell. Ihre Rationalität – Funktionalität oder Universalität – setzt die Standardisierung der Daten voraus, die sie verarbeitet – sei es durch Briefmarken oder durch Lochkarten. Und sie formt aus den Maschinen Benthams, Hills und Babbages einen Maschinenverbund, der Zahlen, Diskurse und Körper nach denselben ökonomischen Prinzipien verarbeitet. Disziplinarmaschine, Postmaschine, Rechenmaschine: seit ihrer Verschaltung sind Körper, Diskurse und Zahlen in bezug auf die Technologie der Macht dasselbe: Daten und als solche kontingent.

Post um 1855, ein Mißbrauch von Liebesbriefen

Die Erfindung der Briefmarke implizierte bereits ihren Export über die Landes- und Empiregrenzen Großbritanniens. Schließlich kann, was Grenzen in bezug auf die Post abschafft oder doch zumindest anachronistisch werden läßt, nicht gut selber begrenzt sein. Wo die Demokratisierung der Diskurse mittels der Briefmarke die sogenannten guten Leute nicht wie Harriet Martineau in England vor »gewalttätiger Revolution bewahrte«, war gegebenenfalls eine Revolution notwendig, um eben diese Demokratie oder

Briefmarke einzuführen. So geschah's in Frankreich, wo die Abneigung einer Juli-Monarchie gegen jede Art von Steuerermäßigung (denn als Steuer wurde das Porto aufgefaßt) eine *réforme postale* bisher erfolgreich verhindert hatte. Ebenso erfolgreich wurde sie infolgedessen nach der Februarrevolution ins Werk gesetzt: sowohl der Chef der Postverwaltung, Etienne Arago, als auch der französische Rowland Hill, Saint-Priest, drängten auf die staatlichen Diskursregulierungen der Taxreduktion und der *Timbre-poste*. Denkt man an die politische Funktion, die Harriet Martineau der Penny-Post zuschrieb, verwundert es wenig, daß nach der Juni-Insurrektion der Regierung Cavaignac die »Humanisierung der Massen«¹¹² mittels der Post derart dringend erschien, daß sie die Postreform sogar auf Kosten der – einer französischen Revolution heiligen – Abschaffung der Salzsteuer durchzusetzen bereit war.¹¹³ Nur der Briefumschlag, dessen Massenproduktion eine der Folgen der Postreform in England gewesen war, sollte den Franzosen unbekannt bleiben. Als Argument gegen den Versuch einiger Liberaler, das maximale Gewicht für den minimalen Tarif auf 10 anstatt auf nur 7,5 Gramm festzusetzen, führte Goudchaux das Paradox ins Feld, daß ein höheres Maximum nur den Reichen zugute kommen würde. Schwerere Briefe wären nämlich nur das Resultat der Verwendung von Briefumschlägen: »eine neue, durch und durch aristokratische Mode«.¹¹⁴ Am 24. August 1848 beschloß die Nationalversammlung die Einführung einer Penny-Post nach britischem Vorbild: ein Einheitstarif von 20 Centimes und obligatorisches *prepayment*, also Briefmarken.

In den deutschen Staaten, wo Revolutionen eher vom Staat als vom Volk gemacht wurden, wurde die Briefmarke zwei Jahre später zur Bedingung der Realisierung des Deutsch-Österreichischen Postvereins.

Aber allen europäischen und nicht-europäischen Staaten kam ein winziges Postgebiet mit dem Import der Hill'schen Innovation zuvor: der Kanton Zürich, die Heimat Gottfried Kellers. Mit dem Datum des Jahres 1843 begann in Zürich ein Mißbrauch von Liebesbriefen¹¹⁵ der sieben Jahre später gleichzeitig mit Keller Berlin erreichte. Das Übel, dessen Ausbreitung Keller von 1850 bis 55 in Berlin Zeuge werden mußte und das einen Viktor Störteler

¹¹¹ Vgl. Hyman, 1982/1987: 299.

¹¹² Martineau, 1877: 249. ¹¹³ Vgl. de Luna, 1969: 312f.

¹¹⁴ Zit. nach: de Luna, 1969: 312. ¹¹⁵ Vgl. Rothschild, 1880/1984: 348 und 366.

produzierte, trüge in zweierlei Hinsicht den Namen Rowland Hills, blieben Medien nicht prinzipiell im Unterschied zu Werken anonym. Was Keller skandalisierte, war eine Literaturmaschine, die so lief, wie eine Hill'sche Postmaschine, das heißt ohne Grund. Ohne transzendentalen Grund jedenfalls, der Schreiber zu namhaften Autoren macht, die – wie Keller – Söhne ihrer symbolischen Väter »Goethe und Tieck«¹¹⁶ sind. Inhalt und Stil jener Literatur, in deren Schreiberheer Viggi sich einzureihen gedenkt, ist dagegen nicht Übersetzung aus dem Muttermund der Natur, auf deren Altar Autoren wie Goethe und Tieck ja geopfert hatten, sondern diktiert von der Ausstoßgeschwindigkeit jener neuen Rotationspressen, deren Maximierung ja unter anderem auch das Geschäft eines Rowland Hill gewesen war. Sie veränderten, wie Benjamin schrieb, gegen Ende des ersten Jahrhundertdrittels die Struktur der literarischen Produktion. »Die schöne Literatur bekam durch das Feuilleton einen Absatzmarkt in der Tageszeitung.«¹¹⁷ Auf ihren »tausend grauen Blättern«,¹¹⁸ wie Kellers Umschreibung des Rotationsdruckerzeugnisses ist, entsteht eine Literatur nicht von unverwechselbaren, weil individuellen Autoren, sondern von Schreibern, die so beliebig austauschbar sind wie ihre Pseudonyme. Sie produzieren eine Standardliteratur für ein Medium, dessen Kapazität aufgrund seiner Reproduktionsgeschwindigkeit derart groß ist, daß es von vornherein auf eine Unersetzlichkeit von Autoren – wie sie einen Goethe zu dem einen Goethe gemacht hat – verzichten muß. Nicht umsonst war schon 1804 der Goethe-Verleger Georg Joachim Göschen der Meinung gewesen, mit der Schnellpresse Friedrich Königs »könne man vielleicht viel, aber niemals etwas Gutes drucken.«¹¹⁹ Nicht Individualität und Persönlichkeit ist das Produktionsgeheimnis der Schreibersubjekte des Rotationsdrucks, sondern lauter Techniken, wie man aus Worten und nichts als Worten noch mehr Worte machen kann; nichts Gutes also im Sinne einer Klassik. »Kunibert vom Meere« schreibt seine Vorlesungen aus einem aus einer Bibliothek gestohlenem Buch ab; »George d'Esan« übersetzt die Feuilletons französischer Zeitungen ins Deutsche. Keller läßt wahrhaftig keinen Zweifel daran, worin Autorschaft besteht: im Besitz des copyrights für die Reden oder Texte, die man ver-

breitet.¹²⁰ Standard-Texte aber haben keinen Urheber; sie entspringen dem ursprungslosen Treiben der Wörter, ohne es je zu verlassen. Und weil das, was die Wörter einmal besagt haben in dieser sich endlos verzweigenden Post, längst in Vergessenheit geraten ist, machen die Schreiber nur noch Worte über das Wortemachen selber. Mit anderen Worten: sie machen moderne Literatur.

Ich hatte eben keinen anderen Stoff als sozusagen das Schreiben selbst. Indem ich Tinte in die Feder nahm, schrieb ich über diese Tinte.¹²¹

Keller denunziert eine Autoreferentialität, die der Literaturwissenschaft inzwischen als Merkmal moderner Literatur gilt; er inkriminiert die Dummheit einer Verdoppelung, in der das Schreiben sich selbst zum Gegenstand nimmt, eine Dummheit, in der Flaubert am Ende von *Bouvard et Pécuchet* Literatur selber hat aufgehen lassen wollen: im Kopieren von Büchern, allen Büchern, inklusive des Buchs *Bouvard et Pécuchet*. Der Katalog aller Kataloge, die sich nicht selbst enthalten... Mit diesem Paradox, sagte Foucault, beginnt moderne Literatur.¹²²

Wenn schließlich Viggi daran geht, seine Frau Gritli zur Muse seiner Literaturproduktion zu machen, läuft alles wie ein Zerrbild der Korrespondenz zwischen Kleist und Wilhelmine von Zenge, die ja selber nur das zur Kenntlichkeit entstellte Zerrbild romantischer Briefwechsel gewesen war. Nicht anders als bei Kleist oder bei Brentano steht am Anfang des Briefeschreibens ein Lektüreprogramm. Nur daß es anstatt eines *Wallenstein* – wie bei jenem – oder Goethe-Gedichten – wie bei diesem – lauter Titel enthält wie »Frühlingsbriefe von einer Einsamen«,¹²³ die bei einer Leserin allenfalls ein Genießen auslösen können, das im 18. Jahrhundert unter der Bezeichnung »weibliche Lesesucht« grassierte, nicht aber ein Bekanntwerden mit ihrem inneren Menschen. Bücher, die Effekte auf Körper, anstatt auf die Bildung haben, sind des Teufels: »[d]enn der Teufel ritt ihren Mann, daß er ihr alles in die Hand gab, was er von langweiliger und herzloser Ziererei und Schöntuerei nur zusammenschleppen konnte.«¹²⁴ Als würde er Kleists Briefe an Zenge zitieren, hält Viggi Vorträge über den Nutzen der Naturbeobach-

116 Keller, 1865/1963: 325. 117 Benjamin, M 1938/1980: 528.

118 Keller, 1865/1963: 326. 119 Bolza 1933: 7.

120 Vgl. Bosse, 1981, vor allem 50-64. 121 Keller, 1865/1963: 329.

122 Vgl. Foucault, 1963/1979: 103. 123 Vgl. Keller, 1865/1963: 333.

124 Keller, 1865/1963: 335f.

tungen und rät seiner Frau nicht anders als Kleist seiner Verlobten, »sich ebenfalls dergleichen Wahrnehmungen aufzuzeichnen und ihm das Gesamte mitzuteilen«. ¹²⁵

Aber die Funktion, zu der Viktor Störteler seine Frau auf diese Weise heranzubilden versucht, ist nicht die einer Leserin, sondern die einer Diskursangestellten. Der Zweck des postalischen Irrsinns, den Viggi entfesselt, ist nicht Gritli über ihre »höchste Bestimmung« als transzendentalen Ursprung von Sprache und folglich von Menschen aufzuklären, sondern sie zu einer bloßen Lust am Wortemachen zu verführen, wie sie ihrer Negativfigur im Text, Kätter Ambach, eignet, die »für ihr Leben gern Briefe (schrieb)«. ¹²⁶ Wenn Gritli am Schluß der Novelle schließlich doch noch von ihrer Bestimmung, wahre, das heißt – auch und vor allem bei Keller – Mutterliebe, zu schenken, eingeholt wird, so verantwortet das Keller und nicht Viggi. Dessen postalische Maschine überspringt vielmehr eine Bedingung, unter der allein romantische Briefwechsel als Logistik von Dichterträumen und Mütterpädagogik funktionieren konnten: die Bedingung, daß Frauen keine Literatur machen, sondern intime Geständnisse. Viggi behandelt die Worte einer Frau nicht als Übersetzungen einer Natur, sondern als das, was sie sind: als Worte. Er unterstellt, was Fichte in seinem Naturrecht widerlegt hatte: daß auf beiden Seiten der Geschlechterdifferenz publikationsfähiger Klartext produziert werden könne. Anstatt der Frau den Sinn ihrer (bzw. Wilhelms) Worte erst zu übersetzen und rückzukoppeln (und solche Übersetzung dann in Druck zu geben wie Schlegel), will Viggi die Briefe Gritlis gleich faksimilieren lassen. ¹²⁷ Das heißt aber nichts anderes, als die intime Handschrift der Briefe den Lettern des gedruckten Buchs gleichzusetzen. Damit wäre eine Differenz gelöscht, unter deren Bedingung um 1800 ein Wissen von Frauenbriefen und -tagebüchern seine Besitzer und Herausgeber als Psychologen und Dichter qualifizierte. Anders als Gritli, die sich aus der Wortkunst Wilhelms eine authentische Liebe übersetzt, behandelt Viggi alle Briefe als Postkarten: sie sind von vornherein an eine Öffentlichkeit adressiert, immer schon fort, offen und einer Interpretation unbedürftig. Werden Frauen nicht länger von einem Schreiben ausgeschlossen, das den Status von Druckschrift hat, gerät eine Diskursordnung ins Wanken, die

eine Geschlechterordnung war. Werden Liebesbriefe zu Postkarten mißbraucht, zergehen die Geschlechterdifferenzen. Gritli schreibt in ihrer Funktion als Relais zwischen den beiden Männern »wie ein Kanzlist«, ¹²⁸ und das heißt, wie bis dahin eben nur Männer schrieben. Die Stellung, die sie im Kommunikationssystem einnimmt bzw. erfindet, ist eine Stellung, die in Zukunft Frauenberufen vorbehalten sein wird. Manuskripte abschreiben, Diskurskanäle eröffnen und verschalten wird um 1900 die Rolle von unzähligen Schreibmaschinistinnen und Telephonistinnen sein. Eine Zukunft, die unterdessen schon vor dem ersten Erscheinen der *Mißbrauchten Liebesbriefe* begonnen hat: im Jahre 1863 wurden in Baden auf persönlichen Befehl der Großherzogin Luise die ersten Telegraphistinnen eingestellt. ¹²⁹ Die technischen Übertragungsmedien eröffnen Frauen Positionen an den Knotenpunkten und Schaltstellen der Diskurse, anstatt sie wie Briefe an ihren Ursprung oder wie Bücher an den Ort ihrer Rezeption zu versetzen. Daß Gritli »das Geschlecht (verrenkt)«, ¹³⁰ heißt, daß sie eine Rolle im Diskurs übernimmt, die bis dahin allein den Sekretären des Geistes vorbehalten war. Der Modus, in den sie als erster operator der Literaturgeschichte die Schrift der Briefe versetzt, kündigt bereits von der Macht dieser Diskursfunktion unter den Bedingungen künftiger Reproduktionstechniken. Denn erst durch die Verarbeitung ihrer originalen Handschriften zu Abfall erhalten die beiden Männer ihr ephemeres Sein (als Schriftsteller der eine, als Liebhaber der andere) aus der Zirkulation zugestellt. Das Original, die authentische Handschrift, ist schon beim Kauf der Briefmarke Makulatur – sein Verschwinden ist Bedingung dafür, daß die Literaturproduktion läuft.

Aber nicht nur Gritli betreibt die Aufhebung der Geschlechterdifferenz in der Literatur: das gilt ebenso für ihren Schriftsteller-Mann, der dem Briefwechsel einen Titel zu geben beabsichtigt, in dem ein Männer- und ein Frauenname zu einem geschlechtslosen Wesen verschmelzen: »Kurtalwino«. ¹³¹ Und es gilt für Keller selber, der, indem er die Möglichkeit jenes hommo-sexuellen Briefverkehrs oder Mißbrauchs von Liebesbriefen zugibt, zugleich die Tatsache zugeben muß, daß »[i]m Psychismus (sich nichts) findet, mit dessen Hilfe sich ein Subjekt als männlich oder weiblich ausweisen

¹²⁵ Keller, 1865/1963: 334. ¹²⁶ Keller, 1865/1963: 356. ¹²⁷ Vg. Keller, 1865/1963: 347.

¹²⁸ Keller, 1865/1963: 347. ¹²⁹ Vgl. Korella, 1969: 27. ¹³⁰ Keller, 1865/1963: 350.

¹³¹ Keller, 1865/1963: 348.

könnte.«¹³² Es gibt außer der Handschrift und der Unterschrift nichts an den Briefen oder an ihrem Inhalt, was das Geschlecht ihrer Verfasser identifizieren könnte. Körper- und Geschlechterdiskriminierungen sind Diskriminierungen einer Diskursordnung, die Literatur über postalische Rückkopplungen zwischen Leserinnenhandschrift und Dichterdruckschrift herstellte. Ihre Aufhebung produziert mithin Hermaphroditen. Die Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Fanny Lewald und der Schriftsteller Adolf Wilhelm Stahr, die das Vorbild für Käthchen Ambach und Viktor Störteler abgaben und Keller überhaupt zur Niederschrift der Novelle veranlaßten, erschienen Keller als »zweigeschlechtiges Tintentier«.¹³³ Die Goethezeit endet mit einer Verteilung beider Geschlechter auf alle Diskursfunktionen im Postsystem, die nur noch mit Hilfe infantiler Sexualtheorien zu erklären ist.¹³⁴ Aber die Novelle geht einen Schritt weiter. Sie bringt, wenn auch spät, die postalischen Ränder der hermaphroditischen Wende im Verhältnis von Sexualität und Wahrheit zur Sprache. Sie schreiben das haltlose Treiben der Wörter, das Viggli und Kätter eine Literatur und eine Lust ist, einer Ökonomie ein, die zwar keine Werke, aber einen Absatzmarkt für Literatur in der Tagespresse produziert.

Bereits machte es ihm [Viggli] Beschwerde, das Postgeld zu erlegen für all die inhaltlosen Briefe, für die gedruckten oder lithographierten Sendungen, Aufrufe und Prospekte, die täglich hin und her flogen und weniger als nichts wert waren. Seufzend schnitt er schon die Frankomarken von den immer kürzer werdenden Riemchen, während die soliden, einträglichen und frankierten Geschäftsbriefe immer seltener wurden.¹³⁵

Mit der Penny-Post und erst mit ihr erreicht der Feuilleton-Roman auch Dörfer wie Seldwyla. Daß Sendungen täglich hin und her fliegen können, ist nicht nur ein Effekt der Briefmarke – genauer: des prepayment –, sondern auch notwendige Bedingung für die Verbreitung von Tageszeitungen und ihrem Feuilleton über Großstadtgrenzen hinaus. Daher sind Briefe, die über die Kanäle dieser Post und mit ihrer Frequenz zirkulieren, inhaltlos – jedenfalls was Individualität und Intimität betrifft: sie unterstehen einem Standard,

der gar nicht im Blick auf sie, sondern auf moderne Reproduktionstechniken geschaffen wurde. Briefmarke und Rotationsdruck sind nicht nur historisch zutiefst solidarisch – man denke an die Biographie Hills, der von der Erfindung einer Rotationspresse zur Erfindung der Briefmarke übergang –, sondern sogar direkt miteinander verwandt: Der Gebrauch von vorgestempelten Briefumschlägen, die Rowland Hill ursprünglich als Mittel des prepayments vorgesehen hatte und deren alphabetische Variante dann die Briefmarke wurde, war zuerst von Charles Knight für den Zeitungsversand vorgeschlagen worden.¹³⁶ Knight war Verleger und Herausgeber des *Penny Magazine*, dem Journal der *Society for the Diffusion of Useful Knowledge*, der nicht nur Rowland Hill, sondern auch Charles Babbage angehörte. Daher ist Kellers Erwähnung der Lithographie alles andere als zufällig: Mit ihr erreichte die Reproduktionstechnik eine »grundsätzlich neue Stufe«.¹³⁷ Durch die Lithographie, vom Münchener Schauspieler und Schriftsteller Alois Senefelder 1798 erfunden,¹³⁸ wurde die Graphik befähigt, »den Alltag illustrativ zu begleiten«,¹³⁹ aber nicht nur, weil die Lithographie das erste optische Medium war, das mit dem Druck Schritt halten konnte, sondern auch (was Benjamin vergißt) mit der Zustellfrequenz der Penny-Post. Briefmarken behandeln alle Briefe als potentielle Drucksachen. Im System einer Post, die ohne Briefmarken gar nicht existieren würde und könnte, zirkulieren Briefe nur unter dem historischen Apriori der technischen Reproduzierbarkeit. Der Standard, dem alle Handschriften und ihre Intimitäten unterworfen sind, ist die Distribution von Drucksachen. Viggis Idee, Gritlis und seine Briefe zu faksimilieren, gehorcht also nur dem Geheiß der Post; sie erkennt Briefe einfach als das an, was sie seit Rowland Hill immer auch sein können. Und Liebesbriefe, die an alle adressiert sein können, sind in der Tat »weniger als nichts wert«. Nur daß es, seit es Frankomarken gibt, deren bloße Existenz schon Reproduktionsmedien impliziert, ganz danach aussieht, als sei die Versendung von Liebesbriefen mit der Post gar nicht anders möglich als um den Preis ihres Mißbrauchs. Weil Briefe nur noch unter dem historischen Apriori ihres Mißbrauchs überhaupt postierbar sind, dienen sie weder einer Psychologie noch einer Pädä-

¹³² Lacan, V 1964/1980: 214. ¹³³ Keller, B 6. März 1856/1951: II 154 (An Lina Duncker).

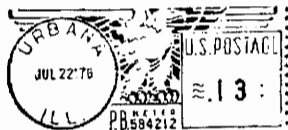
¹³⁴ Vgl. Freud, 1908/1976: 178. ¹³⁵ Keller, 1865/1963: 363.

¹³⁶ Vgl. Muir, 1987: 39. ¹³⁷ Benjamin, M 1936/1980: 474.

¹³⁸ Vgl. Weber, 1964: 16f. und 21-24. ¹³⁹ Benjamin, M 1936/1980: 474.

gogik zur Konstitution ihrer Objekte. Sie hören auf, als Medientechniken der Seele oder des Menschen zu existieren. Damit aber sind Konsequenzen für eine Literatur, die sich zum Sprachrohr der Psychologie und Pädagogik gemacht hatte, unumgänglich geworden. Eine besteht darin, wie Kafka von der Liebe zu schweigen, um von der Post zu reden. Eine andere darin, wie Keller der Post und den Briefen eine Absage zu erteilen und Pädagogen wie Wilhelm, die sich in ihre Simulacren verstrickt haben, Rehabilitationsprogramme im Schoß der Natur zu verordnen, durch die sie zu einer wahren Liebe geläutert werden, deren Echtheit nicht durch Briefschrift, sondern durch Zeichen einer Genealogie beglaubigt wird, die von der Erde selbst ent- und verborgen werden (das Keltengrab). Aber von solcher Liebe kann Literatur nicht reden. Denn: »Die Liebe ist eine Post. Gäbe es nicht die Distanzen und Verbindungen, die Strecken und Relais, die Unterbrechungen und Anschlüsse, die Trennungen und Kanäle – nichts wüßten wir von der Liebe.«¹⁴⁰ Der Eintritt der Post ins Zeitalter der Medienräson, ihre Schließung zum Kommunikationssystem, das Nachrichten nach Standards verarbeitet, die von technischen Reproduktionsmedien vorgegeben wurden, beendet eine Epoche der Literatur, in der Post noch kein Mißbrauch von Liebesbriefen und Literatur eine *scientia sexualis* war. Ein Ende, dem Keller in seiner Novelle selber ein Ende bereitet hat, wenn auch ein unwahrscheinliches: 1874, als die *Mißbrauchten Liebesbriefe* im zweiten Teil der *Leute von Seldwyla* erschienen, sprach alles eher dagegen, daß die Liebesbriefe, die Viktor Störteler und Kätter Ambach »wieder hergestellt [...] und [...] vermehrt hatten«, laut Schluß der Novelle »längst vergessen und verschollen«¹⁴¹ sein sollten: denn da war in Bern gerade der Weltpostverein gegründet worden.

FOUR COLORS
SUFFICE



Weltpost oder Das Ende der Welt

Das Glück allgegenwärtiger Nachbarschaft, das die Wiener Briefkästen Stifter 1844 schenkten, ist einer Medienräson geschuldet, die – wie Kellers Novelle zeigt – gerade die Geschlossenheit von Nachrichtensystemen gegenüber einer Diskursfunktion wie Autorschaft betont, die einer Standardisierung ja per definitionem entgegengesetzt ist. Die Logik der Nachbarschaft zu entwickeln, fiel daher nicht Dichtern wie Stifter zu, sondern – neben Paranoikern – Mathematikern. Neun Jahre nachdem die Briefmarke angefangen hatte, die europäischen Staaten zu infiltrieren und ein internationales Verkehrssystem zu schaffen, 1852, legten in London zwei Mathematikstudenten Augustus DeMorgan die Frage vor, ob es wohl möglich sei, die Wahrheit oder Falschheit der Vermutung zu beweisen, daß die Länder einer jeden politischen Landkarte mit nur vier Farben koloriert werden könnten, und zwar so, daß alle benachbarten Länder verschiedene Farben aufwiesen.¹⁴² Seit ein Brief durch das »Aufkleben einer Freimarke« universell adressierbar geworden ist, ist die Gestalt, Größe, Lage, Ökonomie oder das Klima eines Landes kartographisch völlig irrelevant, hat die *Couleur* eines Staates nur noch mathematische Bewandnis. »Keine politische, physische, kulturelle, wirtschaftliche oder sprachliche Grenze hält den Lauf dieses Briefes in den Kanälen der Weltpost mehr auf.«¹⁴³ Einen Weltpostverein gab es 1852, als DeMorgan mit dem Vier-Farben-Problem konfrontiert wurde, zwar noch nicht, aber am 6. April 1850 war der deutsch-österreichische Postverein gegründet worden, das erste internationale Postgebiet, innerhalb dessen alle territorialen Definitionen oder Grenzen der einzelnen Postverwaltungen abgeschafft worden waren. »Die sämtlichen [...] zu dem deutsch-österreichischen Postverein gehörigen Staatsgebiete sollen bezüglich der Briefpost [...] ein ungetheiltes Postgebiet darstellen.«¹⁴⁴ Artikel 10 des Vertrags beschließt die Schaffung eines homogenen Raumes des Nachrichtenflusses, und Artikel 18 nennt auch das Mittel dazu: »Für die Wechsel-Correspondenz innerhalb der Vereinsstaaten

¹⁴⁰ Schneider, 1990a: 69. ¹⁴¹ Keller, 1865/1963: 389.

¹⁴² Appel/Haken, 1978: 153. ¹⁴³ Risch, 1948: 79. ¹⁴⁴ Deutsch-Österreichischer Postvereinvertrag, Art. 10. Zit. nach dem vollständigen Abdruck in: Anonymus, 1850 b: 151.

soll in der Regel die Vorausbezahlung des Porto stattfinden, und die Erhebung sobald als thunlich durch Franko-Marken geschehen.«¹⁴⁵ Sobald als thunlich hieß im Fall Preußens sieben Monate später – dann nämlich, am 15. November 1850, wurden die ersten preußischen Freimarken ausgegeben, nachdem bereits am 21. Dezember 1849 der Postverwaltung auferlegt worden war, »Stempel« anzufertigen und zu verkaufen, »mittels derer durch Befestigung auf dem Briefe das Frankieren von Briefen nach Maßgabe des Tarifs bewirkt werden können.«^[!]¹⁴⁶ Nachdem die Frankomarkte Entfernungsunterschiede aus der Welt (und damit die Welt aus dem Vereinsgebiet) geschafft hatte, konnte jede Post der 17 Mitgliedsländer innerhalb des Vereinsgebietes den kürzesten Weg wählen. Und vor allem: »Die Erhebung eines besonderen Transitporto's von den Correspondenten hört auf für sämtliche [...] innerhalb des Vereinsgebiets sich bewegende Correspondenz.«¹⁴⁷ Das Reich, wie Klüber es sich erträumt hatte, als ein Postgebiet ohne Transitporto,¹⁴⁸ wird auf Erden nicht durch die Taxis und ihren Goethe errichtet, sondern durch Hill und seine Briefmarke. Es wird nicht Heiliges Römisches Reich oder Deutsche Dichtung heißen, sondern Deutsch-Österreichischer Postverein bzw. Weltpostverein. Und da die Nachbarschaften dieses Reiches die Welt als Raum von Distanzen verkehrstechnisch wie kartographisch abschaffen, liegt ihre Bedingung der Möglichkeit jenseits Des Menschen. Denn jenen Beweis, daß alle möglichen Nachbarschaften dieses Reiches mit Hilfe eines Standards von vier Farben produziert werden können, lieferten nicht DeMorgan und seine Nachfolger, sondern erst ein Computer im Jahre 1976.¹⁴⁹ Was die amerikanische Post wiederum mit bewundernswerter historischer Hellsichtigkeit mit einem Sonderstempel feierte, der in unüberbietbarer Autoreferentialität das Medium der Botschaft (»Four Colors Suffice«) mit der Botschaft des Mediums zusammenfallen ließ. Die medienökonomische und semiotische Homogenisierung des Raumes durch die Briefmarke gehorcht – zumindest im Fall des deutsch-österreichischen Postvereins – einer anderen, transporttechnischen Raumrevolution. Davon handelt explizit die »Propositionsschrift«, mit der 1847 der österreichische Hofkammer-Präsident von Klüber und

der preußische Generalpostmeister von Schaper einen ersten Vorstoß in Richtung auf einen gemeinsamen Postverein unternahmen.

Das Zustandekommen ausgedehnter Eisenbahnverbindungen [schrieben sie an die deutschen Postverwaltungen], welche die Landesgrenzen durchschneiden, wird in der nächsten Zukunft dem internationalen Verkehr eine von der gegenwärtigen wesentlich verschiedene Gestaltung geben. Es wird die unabweisbare Nothwendigkeit eintreten, die kürzesten Wege für den Korrespondenztransport zu wählen.¹⁵⁰

Weil Eisenbahnen – und Telegraphie, wird man hinzufügen müssen – immer schon einen uniformen Raum produziert haben werden, bleibt der Post keine andere Wahl, als die juristischen Regeln und Normen der Zeichenprozessierung auf die Höhe des technischen Standards derselben zu bringen. 1848, auf der Konferenz in Dresden, zu der von Klüber und von Schaper eingeladen hatten, scheiterte dieses Vorhaben bemerkenswerter Weise schon daran, daß überhaupt ein Wissen »von den in den deutschen Staaten bestehenden Postnormen und Einrichtungen« – das heißt von den unendlich differenzierten Taxen, Gesetzen und Einheiten – nicht herstellbar war.¹⁵¹ Folglich mußte der preußische Handelsminister von der Heydt im zweiten Anlauf auf den Postverein 1849 der Homogenisierung des Raumes durch die Standardisierung des Posttarifs eine Standardisierung der Entfernungs- und Gewichtseinheiten vorschalten. Art. 6 und 7 schreiben als ausschließliches Maß für Entfernungen die geographische Meile (7420,438 m = 1/15 eines Äquatorialgrads) und für Gewichte das Zoll-Pfund (500 französische Gramm) vor.¹⁵²

Mit der Gründung des Deutsch-Österreichischen Postvereins erschien für einen Augenblick am Horizont der Geschichte die Erfüllung des Klüber'schen Traums: ein Postreich, dessen Kern die ehemaligen Rheinbundstaaten wären und dessen Nachrichtentechnik auf den Namen Thurn und Taxis hörte. Denn schon 1842 hatte Österreich einen derart einheitlichen Tarif

¹⁵⁰ Zit. nach: Weithase, 1893/1895: 15. ¹⁵¹ Vgl. Weithase, 1893/1895: 16f. Die Zustände waren seit Klübers Tagen nahezu unverändert geblieben: 1846 bestanden auf dem Gebiet des ehemaligen Reichs 16 bzw. 32 Postanstalten, da Thurn und Taxis ja kein Postlehen mehr besaß, sondern nur noch in 16 Staaten die Posten nach den unterschiedlichen Grundsätzen ihrer Fürsten verwalteten – der Dachs hatte sich in ein Chamäleon verwandelt. Als Gewicht für den einfachen Brief kursierten unter diesen 32 Anstalten die Sätze von 1/2 Lot Köln. Gew., 1/2 Lot Wien. Gew., 3/4 Lot, 2 1/2 Hektas, 7/8 Lot und 1 Lot (Vgl. Weithase, 1893, 1895: 14).

¹⁵² Vgl. Anonymus, 1850 b: 150.

¹⁴⁵ Anonymus, 1850 b: 153. ¹⁴⁶ Zit. nach: Stephan, 1859/1928: 648.

¹⁴⁷ Anonymus, 1850 b: 151. Vgl. auch: Stephan, 1859/1928: 419f.

¹⁴⁸ Vgl. oben S. 38f. ¹⁴⁹ Vgl. Appel/Haken, 1978: 155.

eingeführt, daß man ihn schon beinahe »englisch« hatte nennen können. Und im selben Jahr auf der Basis dieses Einheitsportos geschlossene Postverträge mit Bayern, Baden und Sachsen sowie im folgenden Jahr mit Thurn und Taxis hatten Österreich, Süd- und Mitteldeutschland zu einem einheitlichen System zusammengeschlossen.¹⁵³ Dennoch: das Ende des Postvereins, in dessen Gründung diese Bestrebungen schließlich mündeten, überlebten weder Österreich als nennenswerte europäische Macht noch die Thurn und Taxis. Vom Deutsch-Österreichischen Postverein zum Weltpostverein führt mithin keine Geschichte – wie das von der Geschichtsschreibung so gern gesehen wird –, sondern ein Schnitt oder Krieg. Damit ein Geheimer Postrat namens Stephan mit der Initiation jenes Weltpostvereins Geschichte machen konnte, der am 9. Oktober 1874 im Ständehaus in Bern gegründet wurde, mußte zuerst eine andere Geschichte beendet werden. 1866, sofort nach Kriegausbruch, legte Heinrich Stephan dem preußischen General-Postamt eine Denkschrift vor, die die Beseitigung der Thurn-und-Taxis-Post forderte. Das war bekanntlich ein an dieser Stelle seit Jahrhunderten gern gehörter Vorschlag. Daher durfte Stephan schon am 17. Juli 1866 mit den preußischen Truppen in Frankfurt am Main einrücken und im Auftrag der preußischen Regierung die Taxissche Postverwaltung kurzerhand beschlagnahmen.¹⁵⁴ Den Mitgliedern der Generalpostdirektion wurde die Erklärung abgepreßt, daß sie bereit seien, »den Anordnungen der k. pr. Administration unbeschadet unseres S. D. dem Fürsten von Thurn und Taxis geleisteten Diensteides unter den obwaltenden Umständen unweigerlich nachzukommen und alles zu unterlassen, was die Interessen der k. pr. Regierung beeinträchtigen könnte.«¹⁵⁵ Der fürstliche Generalpostdirektor Frhr. v. Schele stellte unter Protest seine Amtstätigkeit ein, und Stephan ließ die Verbindung der fürstlichen Generalpostdirektion mit Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht in Regensburg unterbrechen.¹⁵⁶ »Es ist das postalische Königgrätz, was hier geschlagen wird, und ich bin der Feldherr und der kämpfende Soldat zugleich!«¹⁵⁷ schrieb er am 20. September 1866 an seine Frau. Fürst Maximilian Karl von Thurn und Taxis unterzeichnete seine Kapitulation am 28. Januar 1867 in Berlin: gegen eine Abfindung von

nur 3 Millionen Talern (Taxis hatte 10 Millionen gefordert) gingen seine sämtlichen Postrechte mit allem Zubehör an unbeweglichem und beweglichem Eigentum, Inventar etc. am 1. Juli 1867 auf den preußischen Staat über. Damit war die ehemalige Reichspost für immer von der Landkarte getilgt worden,¹⁵⁸ und damit war auch ihr eigener Traum von einem Weltpostreich zergangen. Immerhin hatte bereits 1841 – quasi als direkte Konsequenz der englischen Postreform – der Taxissche Postsekretär Johann von Herrfeldt die *Grundlagen zu einem Weltpostverein*, so der Titel seiner Denkschrift, zu legen versucht.¹⁵⁹

Als dann schließlich der Krieg von 1870/71 auch noch den Widerstand Frankreichs gebrochen hatte, das um die Einkünfte aus dem Transitverkehr fürchtete, stand der Realisierung der von Stephan bereits 1868 in einer *Denkschrift betreffend den allgemeinen Post-Congreß*¹⁶⁰ formulierten Weltpostpläne nichts mehr im Wege. Am 1. Juli 1875 trat der *Vertrag betreffend die Gründung eines allgemeinen Postvereines* in Kraft, der die europäischen Staaten, Rußland, Ägypten, die Türkei und die USA in ein – laut Artikel I – »einziges Postgebiet«¹⁶¹ verwandelte, innerhalb dessen in bezug auf den Briefpostverkehr alle politischen Grenzen vollständig verschwanden. So daß am 8. Juli 1875 Nietzsche, der sich dabei nur um eine Woche irrte, an seine Schwester schreiben konnte: »Heute ist der Tag, wo der Postvertrag aller Länder in Kraft tritt, mit derselben Briefmarke, die ich heute Dir zuwende, könnte ich Amerika, Spanien, das asiatische Russland usw. erreichen.«¹⁶² Mit derselben Briefmarke, aber auch *nur* mit einer Briefmarke. Denn die Fungibilität aller möglichen Länder in bezug auf ihre Adressierbarkeit ist ein Effekt von Artikel 6 des Vertrages: »Die Frankirung der Sendungen kann nur mittelst der im Ursprungslande gültigen Freimarken bewirkt werden.«¹⁶³ In den folgenden Jahren schritt die Ent-Fernung der Welt durch die hegemoniale Ausdehnung des Weltpostvereins in rasendem Tempo voran, wobei die ersten beiden Jahre im Zeichen der postalischen Vernetzung der Kolonialreiche standen. 1876 erfolgte der Beitritt Britisch Indiens und der französischen Kolonien. 1877 traten die britischen Kolonien,

¹⁵³ Vgl. Paikert u. a., 1979: 13. ¹⁵⁴ Vgl. Bartholdy, 1937: 63f. ¹⁵⁵ Memorandum des fürstlichen Generalpostdirektionsassessors Wilhelm Ripperger, zit. Piendl, 1967: 91.

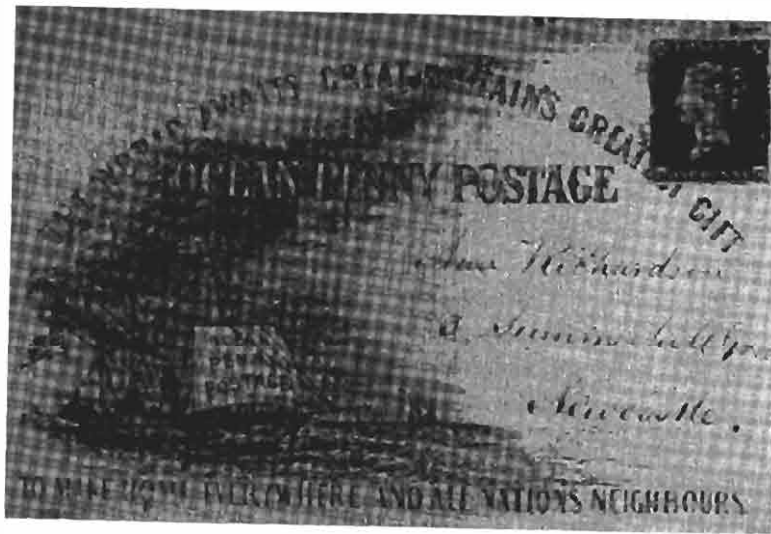
¹⁵⁶ Vgl. Ripperger, zit. Piendl, 1967: 91. ¹⁵⁷ Zit. nach: Bartholdy, 1937: 67f.

¹⁵⁸ Vgl. Vogt, 1989: 204 und Ripperger, zit. bei Piendl, 1967: 91f. ¹⁵⁹ Vgl. Kämmerer, 1963.

¹⁶⁰ Vgl. den Abdruck bei Paikert u. a., 1979: 32-34.

¹⁶¹ Zit. nach dem Abdruck in: Paikert, 1979: 38. ¹⁶² Nietzsche, B 8. Juli 1875/1975-84: II 71.

(Hinweis von Martin Stingelin/Binningen, Schweiz) ¹⁶³ Zit. Paikert u. a., 1979: 41.



die spanischen Kolonien, Niederländisch-Ostindien, Niederländisch-Guyana, die Niederländischen Antillen, die portugiesischen Kolonien und die dänischen Kolonien bei, sowie Japan, Brasilien und Persien.¹⁶⁴ Eine Topologie des Randes, in der das Zentrum der Reiche zugleich der Kreuzungspunkt all ihrer Ränder ist, in der alle Punkte mit derselben Briefmarke erreichbar sind, formt den Begriff der alten, auf der Basis zeitraubender Reisen und nichtadressierbarer Fernen meist als Utopos definierten Exotik um. Die geographischen Räume werden zu Untermengen des postalischen Raumes. »Orangegeschmückte Eingeborene Südwestafrikas auf Reitochsen und Dromedaren«, heißt es in einem ausgerechnet vor der Gesellschaft für Erdkunde und Kolonialwesen zu Straßburg gehaltenen Vortrag,

sind die Vertreter der deutschen Fahr- und Schnellpost, khakibekleidete Askaris und Halbaraber in Ostafrika die Eilboten zu Fuß, die durch Sumpf und Lagunen bis zu 50 Kilometer täglich zurücklegen. So findet der Deutsche Kolonist auch dann, wenn alle sonstigen Kulturerscheinungen ihm fremd geworden sind, und wenn alle anderen verbindenden Elemente versagen, auf seinem Fremdpfad ein Stück der Weltpost und in ihr den freudig begrüßten Heimatboten.¹⁶⁵

Im Weltpostverein ist die Heimat aufgehoben. »To make home everywhere and all nations neighbours«, war schon 1850 das durch Briefumschläge propagierte Ziel einer anglo-amerikanischen Gesellschaft gewesen, die 1847 von dem Philanthropen Elihu Burritt aus Connecticut gegründet worden war.¹⁶⁶ Burritts »League of Universal Brotherhood« hatte sich vorgenommen, zugunsten aller heimwehkranker Europa-Auswanderer Amerika und der ganzen Welt ein Ocean Penny Postage zu schenken. Ein transatlantisches und transpazifisches Penny-Porto würde eine Heimat von globalen Dimensionen schaffen und damit Heimweh ein für alle Mal unmöglich machen.¹⁶⁷ Im Maße jedoch dieser Plan verwirklicht wurde, zeigte seine reine Menschenfreundlichkeit immer deutlicher die Züge des Imperialismus. Schon 1853 wurde die Colonial Penny Postage Association ins Leben gerufen, zu deren Mitgliedern neben Burritt u. a. Sir John Lubbock und Baron de Rothschild gehörten. Doch die Emergenz des Reichs aus der One-Penny-

¹⁶⁴ Vgl. Paikert u. a., 1979: 66.

¹⁶⁵ Jung, 1903: 25f.

¹⁶⁶ Vgl. Paikert u. a., 1979: 12.

¹⁶⁷ Vgl. Staff, 1964: 105-125, insbesondere 108.

Marke wurde erst 1898 Ereignis. Nach den jahrzehntelangen Bemühungen eines nach England zurückgekehrten Australienemigranten namens Henni-ker Heaton, dem »Marconi der Herzen«, ¹⁶⁸ beschloß in diesem Jahr die erste »Imperial Postal Conference« die Einführung einer Imperial Penny Postage. ¹⁶⁹ Burritts Traum von einer ubiquitären Heimat fand seine Heimat im britischen Empire. Lord Salisbury brachte die Sache auf den Punkt, als er Heaton als »supporter of mine« bezeichnete, »who is engaged in sticking the Empire together with a penny stamp.« ¹⁷⁰

Doch auch andernorts blieb die »Ocean-Penny-Post-Campaign« Burritts nicht ganz ohne Folgen. 1862 machte sich der amerikanische Postmaster-General Montgomery Blair zum Fürsprecher der Universellen Verbrüderung und initiierte den ersten internationalen Postkongreß, der im folgenden Jahr in Paris stattfand und an dem zwei Dinge bemerkenswert sind: erstens die Empfehlung, für die Berechnung von Entfernungen das metrische System und als Maßeinheit für Gewichte das Gramm einzuführen, und zweitens der Name eines der beiden englischen Delegierten: er hieß Frederic Hill. ¹⁷¹

1878, auf dem zweiten Weltpostkongreß (wiederum in Paris), fanden Elihu Burritt – ein Jahr vor seinem Tod – und seine Liga eine halbe Erlösung von ihrem Heimweh: Die Mitgliedstaaten beschlossen, ein Welteinheitsporto von 25 Centimes für Briefe einzuführen. »Die Entfernung hatte mithin für die Briefbeförderung auf dem ganzen Erdenrund aufgehört, als Faktor der Portoerhebung mitzusprechen.« ¹⁷²

Das globale Einheitsporto nahm in der symbolischen Welt – wie der Diskurs der »Universal Brotherhood« zeigt – einen Effekt vorweg, der in der Welt der Körper Virilio zufolge erst durch die Übershall-Vektoren von Flugzeugen und ballistischen Fernwaffen erzeugt wurde: die Entstehung eines »künstliche(n) topologische(n) Universum(s)«, in dem »alle Oberflächen der Erde [...] sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber (stehen)«. ¹⁷³ Nachdem der Briefkasten eine ubiquitäre Nachbarschaft des Kontakts erzeugt hatte, bewirkt der Weltpostverein, daß »all nations neighbours« werden, oder, mit Virilios Worten, »das in-Kontakt-kommen von allen möglichen Gegenden, sowie der ganzen Materie«. ¹⁷⁴ Seit es einen Weltpostverein gibt, ist das Ende

der Welt überall. Nicht nur in dem Sinne, daß Entfernungen, welche die Orte voneinander trennen, anachronistisch geworden sind, ¹⁷⁵ sondern auch in dem Sinn, daß überall die Ränder der Welt in eine unmittelbare Nachbarschaft gerückt sind: »The offing was barred by a black bank of clouds, and the tranquil waterway leading to the uttermost ends of the earth flowed sombre under an overcast sky – seemed to lead into the heart of an immense darkness.« ¹⁷⁶ Der Limes, der die Grenze zwischen der Ökumene und ihrem barbarischen Außen zieht, verläuft durch die Herzen der Empires und der Menschen. Die Themse mündet in den Kongo (1866 trat die belgische Kolonie dieses Namens dem Weltpostverein bei). Und weil Bücher Briefe in der Zeit sind, fällt selbst die Geschichte ins Gebiet des Weltpostvereins. Daher kann am Beginn von Conrads Roman ein Flashback von 1900 Jahren die Metropole des britischen Empires selber am und als Ende der Welt adressieren: »the very end of the world, a sea the colour of lead, a sky the colour of smoke.« ¹⁷⁷

Doch der literarischen Post- und Überblendungstechnik entsprechen empirische Übertragungsmedien. Sie lassen dank eines Internationalen Telegraphenvereins und eines Weltpostvereins das in fernen Kolonien wie Indien oder Australien beheimatete Böse in einer Metropole anwesen oder besser »unwesen«. Und sie ermöglichen dadurch Detektivstories, in denen die Mörder, die immer schon fort sind, nur postalisch existieren, während der Detektiv den Fall allein durch das Vergleichen von Poststempeln und Brieflaufzeiten bzw. durch das Studium von Lloyd-Registern und Schifffahrtsrouten löst. Der Detektiv heißt Sherlock Holmes und die Geschichte, in der es fast nur Abwesende gibt, *The Five Orange Pips*.

»Eines Tages«, berichtet der außer Holmes und seinem Watson einzige Anwesende der Geschichte, bevor das Schicksal auch ihm den Mund für immer verschließt, worauf die Geschichte zur Thematisierung von Diskursrändern übergehen wird, »- es war im März 1883 – kam ein Brief mit einer ausländischen Marke. Es war ungewöhnlich, daß mein Onkel Post bekam. »Aus Indien!«, sagte er, als er das Kuvert in die Hand nahm, »eine Pondicherry-Marke! Was kann das bloß sein?« ¹⁷⁸ Der Inhalt des Briefes besteht aus den

¹⁶⁸ So die Times über ihn. Vgl. Staff, 1964: 140. ¹⁶⁹ Vgl. Staff, 1964: 137. ¹⁷⁰ Zit. Staff, 1964: 142f. ¹⁷¹ Vgl. Paikert u. a., 1979: 19 und 22. Vgl. auch Weithase, 1893/1895: 27-32. ¹⁷² Veredarius, 1885/1984: 375. ¹⁷³ Virilio, 1977/1980: 180. ¹⁷⁴ Virilio, 1977/1980: 180.

¹⁷⁵ Vgl. Virilio, 1977/1980: 180. ¹⁷⁶ Conrad, 1899/1985: 121.

¹⁷⁷ Conrad, 1899/1985: 30. ¹⁷⁸ Doyle, 1891/1981: 1204f.

Kolonialwaren des Titels, die – gezählt und gewogen – einem Engländer zum Menetekel werden, der in seiner Vergangenheit dem Weg der Themse in eine Finsternis gefolgt ist, die in diesem Fall den Namen Florida trägt. Es ist, als strafe die »Universal Brotherhood« ihren eigenen Namen Lügen. Denn eine universale Bruderschaft namens Ku Klux Klan schickt Drohbriefe von Indien nach Merry Old England, deren Morddrohung allein aus ihren Standardformaten hervorgeht. Ihren tödlichen Sinn erlangen die Orangenkerne allein durch ihre postalische Randung – Kuvert, Marke, Adresse, Absender –, die wiederum das Diskurssystem des Weltpostvereins (bzw. den Beitritt Indiens zu demselben sieben Jahre vor dem erzählten Ereignis) voraussetzt. Mit dem Effekt, daß die Handlungs- bzw. Lebenszeit, die den Empfängern der Kerne zur Verfügung steht, allein von der Differenz zwischen den Geschwindigkeiten des Briefes und den ihnen nachreisenden Mördern festgelegt wird. Die Laufzeit der berühmten »Indischen Überlandpost« von Kalkutta über Ceylon, Bombay, Brindisi, Bologna, Turin, Mont Cenis, Macon, Paris, Calais nach London¹⁷⁹ bemißt die erzählte Zeit. Daher erfolgt die Ermittlung der Identität der Absender durch Zuordnung der Randdaten, die das Diskurssystem Weltpost auf den Briefen angebracht hat, zu den Daten, die der Personentransport der Mörder in den Registern von Lloyd's hinterlassen hat (Register, die ihrerseits auf der Basis des Lloyd'schen Telegraphennetzes erstellt werden).¹⁸⁰ Und weil Identität Zustellbarkeit selber ist, fallen für Holmes die Medien der Recherche mit den Medien der Verfolgung zusammen: Post und Telegraphie. Seit die internationalen Transportmedien zum Inhalt der internationalen Nachrichtenmedien geworden sind (um McLuhans Gesetz, daß der Inhalt eines Mediums immer ein anderes Medium ist, einmal mehr zu bestätigen¹⁸¹), gibt es ein Polizeiwissen auch über den Verbleib von Nomaden und aufgrund des Vorsprungs, den Post und Telegraphie gegenüber dem Reiseverkehr haben, auch eine Zugriffsmöglichkeit auf dieselben (der sie nur auf die sehr endgültige Weise des Schiffbruchs entkommen können).

179 Vgl. Veredarius, 1885/1984: 361-365. Und: Weithase, 1893/1895: 47.

180 Die Telegraphie ermöglicht Momentaufnahmen des globalen Verkehrsraumes. So wie die frühe Photographie aufgrund ihrer langen Verschlusszeiten nicht in der Lage war, in Bewegung befindliche Objekte zu speichern, so war und ist auch die Post aufgrund ihrer langen Übertragungsdauer nicht in der Lage, ein Wissen oder Register von der Position sämtlicher Schiffe auf dem Globus zu ein und demselben Zeitpunkt zu liefern. 181 Vgl. McLuhan, 1964/1970: 14.

Der Weltpostverein verändert den Begriff der Post selber: seit das globale Einheitsporto die Differenz Heimat/Fremde aus der Seinsweise von Briefen getilgt hat, abstrahiert das Wort Post prinzipiell von den verschiedenen materiellen Trägern, durch die Nachrichten auf der Erde verschickt werden. Transportmittel gleich welcher Art, ob Dromedare, khakibehoste Askaris, transsibirische oder Central-Pacific-Eisenbahnen, Brieftauben oder Dampfschiffe, werden immer schon unter den Begriff der Post gefallen sein. Im Maße schließlich auch die technischen Nachrichtenmedien nach und nach ins Postsystem integriert wurden – in Deutschland total, in anderen Staaten weniger –, wurde »Post« mit dem Begriff eines Allgemeinen Übertragungsmediums synonym. Bereits ein halbes Jahr nach dem Start der Weltpost, am 1. Januar 1876, wurde im Deutschen Reich die Telegraphie der Post untergeordnet,¹⁸² 1892 wurde der Begriff »Post« um den des Telephons und 1908 schließlich noch um den des Radios erweitert.¹⁸³ Es war mithin nur konsequent, als im Gründungsjahr des Weltpostvereins Heinrich Stephan den wissenschaftlichen Verein von Berlin darüber informierte, daß – nachdem politische Grenzen und geographische Distanzen für die Berechnung von Kommunikation aufgehört haben würden zu existieren – das zukünftige postalische Transportmittel das lenkbare Luftschiff sein würde. Der durch Standardisierung des globalen Nachrichtenverkehrs homogenisierte Raum findet ein Spiegelbild in den »öde[n] und leer[en]« Räumen des »Luft-oceans«¹⁸⁴ – das Terrain der Weltpost wird das Tohu wabohu vor dem Beginn der Schöpfung sein. Aufbruch ins vorzeitliche Ende der Welt: es wird, schrieb Virilio, »unbestritten mit jener Generation von Fahrzeugen kommen, die den Raum der menschlichen Gattung abschaffen.«¹⁸⁵ »Fahrzeuge«, deren Antriebsprinzip Stephan bereits beim Namen nannte: »Die Erzeugung einer Fortbewegung durch den Rückstoß der Raketen.«¹⁸⁶ Womit Stephan einfach Kleists *Entwurf einer Bombenpost* auf jenen allerneuesten Stand der Artillerietechnik brachte, auf welchem ihn Thomas Pynchon dann schließlich auf den Anfangsseiten seines großen Romans *Gravity's Rainbow* verwirklichen wird: wenn nämlich Captain Geoffrey (»Pirat«) Prentice an einem Weltkriegsmorgen den Kondensstreifen einer deutschen

182 Vgl. Schöttle, 1883: 170. 183 Vgl. Lerg, 1980: 30f. 184 Stephan, 1874: 39.

185 Virilio 1975/1978: 30. 186 Stephan, 1874: 67.

V 2 über London erblickt und kurz darauf von einer Telefonstimme unterrichtet wird,

daß eine Botschaft für ihn eingegangen sei, abzuholen in Greenwich. »Wir erhielten sie auf eine recht zauberhafte Weise«, sagt die hochgeschraubte, träge Stimme, »keiner von meinen Freunden wäre so clever. Meine Briefe kommen alle mit dem Briefträger. Seien Sie doch so freundlich sie abzuholen, Prentice.« Der Hörer knallt hart auf die Gabel, die Verbindung ist weg, und Pirat weiß nun, wo die Rakete dieses Morgens niedergegangen ist und warum es keine Explosion gab. Post für uns, weiß Gott.¹⁸⁷

Die Postkarte

In dem relativ kurzen Zeitraum von der Einführung der Penny-Post 1840 in England durch Rowland Hill bis zur Gründung des Weltpostvereins in Bern 1874, in dem die moderne Post entstanden ist, wird nichts weniger als ein kompletter Diskursraum wenn nicht destruiert, so doch dekonstruiert. Ein Raum, in dem schriftliche Diskurse zirkulierten, insofern sie Übersetzungen aus dem Muttermund waren, Metaphern Des Menschen, die ihre Wahrheit stets vom anderen Ende des Postkanals empfangen und so in die Kreisbahn einer unendlichen Interpretationsaufgabe eingeschlossen waren. Ein Raum, in dem Diskurse postierbar waren, weil sie im Seinsmodus eines Rekurses auf ihren transzendentalen Ursprung existierten. Interpretierbarkeit, der Seinsmodus der Übersetzung, frankierte ihre Kommunikabilität. Der Weltpostverein, der Diskursivität nicht in der unhintergehbaren Voraussetzung eines transzendentalen Sinns, sondern in Standards begründet, die der Möglichkeit von Sinn immer schon vorausgehen (prepayment), schließt die Post zu einem Kommunikationssystem von planetarischen Dimensionen, dessen Einsetzung mit dem Ende der Welt zusammenfällt – insofern »Welt« der Begriff eines psychagogisch teleologisierten Universums ist. Der Weltpostverein entzieht daher dem Privatbrief, dem Medium dieses in der Unhintergebarkeit Des Menschen, Der Natur, Des Sinns etc. wurzelnden

Diskurses, seine »metaphysischen« Grundlagen (Grundlagen, die allerdings nichts weniger als metaphysisch sind, sobald sie auf reale, historisch benennbare Regeln und Praktiken, die den Apparat für ihre Formation und Transformation gebildet haben, zurückgeführt werden).

Die Gestalt, in der der Weltpostverein den Brief dekonstruiert, ist die Postkarte. Die Postkarte thematisiert den Brief, indem sie ihn dysfunktionalisiert: sie trägt überall herum, daß Innerlichkeit als Produkt des Briefgeheimnisses an eine Öffentlichkeit adressiert war, gerade weil ihr das Briefgeheimnis abgeht. Die Zeichen, welche die Postkarte trägt, erinnern keine Stimme der Intimität als ihren Ursprung, sondern die Drucksache. Die Postkarte ist »ein Brief, insofern von ihm nichts bleibt, was ist oder gilt«,¹⁸⁸ was in die Archive des »Willens zur Wahrheit« Eingang finden könnte – eine Letter also, die ein Litter ist.¹⁸⁹ Die Postkarte, so Derrida, »schickt den Brief ins Verderben«¹⁹⁰ – ein Befund, der genau die Rolle bezeichnet, die ihr bei ihrer Erfindung zugedacht worden war. Heinrich Stephans auf der V. Konferenz des deutsch-österreichischen Postvereins in Karlsruhe am 30. II. 1865 an die Konferenzteilnehmer verteilte Denkschrift über ein »Postblatt« – die Gründungsurkunde der Postkarte gewissermaßen – beschwor die Postkarte als Überwindung einer zweitausendjährigen Mediengeschichte, deren letzte Gestalt der kuvertierte Brief sei.

Die Form der Briefe hat, wie viele andere menschliche Einrichtungen, im Lauf der Zeiten mancher Wandlung unterlegen. Im Alterthum wurden die Wachs tafeln, welche die Schrift enthielten, mit Ringen verbunden. Der Brief war so zu sagen ein Buch. Dann kam die Form der Rolle, welche noch bis ins Mittelalter reichte. Diese machte wiederum der bequemeren Form des Faltens bz. Couverts Platz [...] Das Material war dabei von Einfluss: die Tafel, das Pergament, das Papier [...]. Die jetzige Briefform gewährt für eine erhebliche Anzahl von Mittheilungen nicht die genügende Einfachheit und Kürze. Die Einfachheit nicht, weil Auswahl und Falten des Briefbogens, Anwendung des Couverts, des Verschlusses, Aufkleben der Marke u. s. w. Umständlichkeiten verursachen, und die Kürze nicht, weil, wenn einmal ein förmlicher Brief geschrieben wird, die Convenienz erheischt, sich nicht auf die nackte Mittheilung zu beschränken.¹⁹¹

187 Pynchon, 1973/1981: 21 f.

188 Derrida, 1980/1982: 299. 189 Vgl. Joyce, 1939/1975: 93. 190 Derrida, 1980/1982: 299.

191 Stephan, zit. nach dem vollständigen Abdruck der Denkschrift in: Anonymus, 1894: 344.

Der Brief ist etymologisch nicht mehr legitimiert, Brief zu heißen. Das klassische Stilideal, die *brevitas*,¹⁹² wird dem Brief selber zum Verhängnis. Und das, weil Stil Stephan zufolge nicht mehr wie zu Buffons Zeiten der Mensch ist, sondern eine Ökonomie des Mediums. Die Medientheorie des Geheimen Postrats impliziert eine Rhetorik der Materialität. Folglich muß eine Strategie mit dem Ziel einer Stilreform – deren unverhohlenes Ideal das Telegramm ist¹⁹³ – eine Veränderung der Materialität des Briefes selber in Angriff nehmen. Denn offenbar ist die traditionelle *dispositio* des Briefs mit ihren fünf Teilen der abendländischen Seele seit dem Mittelalter derart unauslöschlich eingeschrieben worden, daß keine Pädagogik sie davon mehr befreien kann, sondern nur noch ein chirurgischer Eingriff, der jene Partien, deren »Weitläufigkeiten [...] den Absender wie den Empfänger (treffen)«,¹⁹⁴ kurzerhand aus dem Brief und damit aus der Seele schneidet. Die Reduktion des Briefpapiers auf eine offene, einseitig zu beschreibende Karte im Format von 14 : 9 cm (ein Format, das 1873 in Deutschland eingeführt und ab 1878 weltweiter Standard wurde¹⁹⁵) erlöste die Leute von einer Geschichte der Epistolographie, indem sie von der epistolarischen *dispositio* nichts übrig ließ als die *petitio* und die zu Adresse und Absender minimalisierte *salutatio* und *conclusio*.

Die Operation, die Stephan an der postalischen Objektivation der Seele vornahm, ging indes nicht ohne Schmerzen ab. Am schmerzhaftesten war dabei zweifellos jener Schnitt, der mit der Entfernung des Briefumschlags auch das Briefgeheimnis preisgab. An der Abschaffung der postgesetzlichen Konstruktion der Individualität scheiterte Stephan dann auch zunächst: Der Exhibitionismus, den die Postkarte praktizieren sollte, entging Stephans Vorgesetztem, Generalpostdirektor Philipsborn, keineswegs, so daß er ihre Einführung 1865 wegen der »unanständigen Form der Mitteilung auf offenem Postblatt«¹⁹⁶ verweigerte. Die Nacktheit der Mitteilung, so Philipsborns Einsicht, würde nichts anderes sein als die Mitteilung einer Nacktheit. Und in der Tat: aus welchem Grund wurde das Briefpapier schließlich gefaltet und versiegelt oder im Briefumschlag versteckt, wenn nicht, um den Diskurs einer Sexualität hervorzulocken, dessen Geständnisse einer Intimität jene

Prozedur bildeten, durch die das abendländische Individuum der Neuzeit seine Legitimation erreichen mußte? Weil die materialen Voraussetzungen des Briefgeheimnisses Produktionsstätten der Sexualität gewesen sind, ist die Postkarte gleichbedeutend mit der Exhibition derselben. Die Postkarte skandalisiert, weil sie den Intimmodus von Reden, der die wahren Geständnisse der Seele hervorzulocken imstande war, zugunsten einer Ökonomie des Nachrichtenverkehrs verwirft. Unter anderem ist Wahrheit ja auch das Ergebnis von Zugangsbeschränkungen zum Diskurs.¹⁹⁷

Weil die Macht der Institutionen, die im 19. Jahrhundert das Wissen von der menschlichen Seele und ihren sexuellen Geheimnissen verwaltet haben, auf dem Monopol eines Informationsvorsprungs beruhte, erscheint der Diskurs der Postkarte, der prinzipiell an alle adressiert ist (wenn auch faktisch niemand mitliest, so ist sie doch immer eine »communication lisible pour tous«¹⁹⁸), als unmoralisch. Philipsborns Verurteilung ist also ein später Effekt des Postsystems von 1800. Weil die Sexualisierung der Seelen eine Logik der Adressierung war – siehe Kleist, siehe Brentano –, bewirkt die für alle lesbare Postkarte ihre Desexualisierung. Und eben darin besteht ihre Unmoral. Die Postkarte, die nach Joyce's Einsicht eine Publikation ist,¹⁹⁹ demontiert die Differenz zwischen einem weiblichen, obskuren Diskurs, der die Natur selber ist und ausschließlich an Beamte des Geistes adressiert ist, und einem männlichen, klaren Diskurs, der die Wahrheit sagt, insofern er Übersetzung des ersten Diskurses ist, und der als Literatur oder Philosophie an die Welt adressiert ist. Aus diesem Grund sind Postkartentexte einer Hermeneutik der Seele unzugänglich: sie sind »offen und radikal unverständlich«.²⁰⁰

Die Seele als Posttechnik ist – so könnte man Stephans Vorschlag von 1865 resümieren – nicht mehr auf dem Stand einer modernen Post (um nicht zu schreiben Postmoderne). Die Vorbehalte gegen die Postkarte sind mithin nicht zu verwundern: die Leute hängen an dem Seelenheil, das ihnen Faltung und Briefumschlag zusichern. Stephan selbst rechnete in seiner Denkschrift mit einer »anfänglichen Scheu [des Publikums] vor offenen Mittheilungen«,

192 Vgl. Curtius, 1948/1984: 481 und Smolak, 1980: XIV. 193 Vgl. Stephan, zit. nach: Anonymus, 1894: 344. 194 Stephan, zit. nach: Anonymus, 1894: 344.

195 Vgl. Grosse, 1896: 688f. 196 Zit. nach: Meier, 1979: 262. Vgl. auch: Risch, 1948: 43.

197 Vgl. Foucault, V 1970/1977: 7–25. 198 So im Jahre 1777 der französische *L'Almanach de la Petite Poste* in einer vom Brüsseler *Soir* übernommenen Mitteilung, die von dem Auftauchen mysteriöser »gravures sur cartes transportées par la poste« berichtet (Vgl. Ledât, 1911: 675).

199 Vgl. Joyce, 1922/1982: 446. 200 Derrida, 1980/1982: 100.

die erst überwunden werden müsse.²⁰¹ Tatsächlich gingen nach der Einführung der »Korrespondenzkarten« im Gebiet des Norddeutschen Bundes beim Reichspostamt Wünsche ein, die Postkarten mit gummierten Klappen zu versehen.²⁰²

Während in Bismarcks Bund die Tage der Scham zwar bereits gezählt, aber noch nicht zu Ende waren, wurde in Wien die telegraphische Briefstilreform, die Stephan ja nur per analogiam beschworen hatte, beim Wort genommen. »[W]eil einem die einmal unentbehrlichen Floskeln, Aufschriften, Versicherungen der ungeteiltesten Hochachtung usw. eines [...] Briefes anwidern«, regte am 26. Januar 1869 vielleicht nicht zufällig ein Professor an der Militär-Akademie Wien-Neustadt, Emanuel Herrmann, in der *Neuen Freien Presse* die Zulassung von »Karten in dem Formate eines gewöhnlichen Briefcouverts« zur Versendung an, unter der Bedingung, daß »sie mit Einschluß der Adresse und der Unterschrift des Absenders nicht mehr als 20 Worte enthalten.«²⁰³

Wir hätten durch diese Postkarte eine Art Posttelegramme geschaffen, welche, ausgenommen die Schnelligkeit der Versendung, fast alle Vorzüge der Telegramme teilen. [...] [M]an könnte sich, wie man es ja schon lange bei den Telegrammen gewöhnt ist, auf die unumgänglich notwendigen Ausdrücke beschränken. Wir besäßen in Bälde eine eigene Telegramm-Briefsprache, welche mit der Taciteischen kühn in die Schranken treten könnte.²⁰⁴

Anders als in Deutschland fand in Österreich das Ansinnen einer Diskursverknappung bzw. Wiedergeburt der klassisch-lateinischen brevitats offene Ohren. Am 1. Oktober 1869 führte Sektionsrat Freiherr von Kolbensteiner, der spätere General-Post- und Telegraphendirektor der österreichischen Postverwaltung, der im übrigen 1865 an der Konferenz in Karlsruhe teilgenommen hatte,²⁰⁵ die »Correspondenz-Karte« (allerdings ohne die von Herrmann gewünschte Limitierung auf 20 Worte) in Österreich ein. Dagegen erblickte in Deutschland die Postkarte das Licht der Medienwelt erst nach den Hebammendiensten Bismarcks. Philipsborn, der zuvor ver-

geblich eine Begegnung zwischen Stephan und Bismarck zu verhindern versucht hatte, trat im Mai 1870 in Ruhestand – Bismarck hatte schon vorher dem König Stephan als neuen Generalpostdirektor vorgeschlagen;²⁰⁶ damit stand der Einführung der »unanständigen Form der Mitteilung auf offenem Postblatt« nichts mehr im Wege. Offiziell am 1. Juli 1870 (praktisch jedoch schon seit dem 18. Juni) wurden die »Korrespondenzkarten« durch eine »General-Verfügung« des Bundeskanzlers zum Verkehr zugelassen. Nachdem die Entblößung der Intimsphäre des Diskurses nicht nur in die Tat umgesetzt worden war, sondern auch nach Überwindung der »anfänglichen Scheu des Publikums« einen ungeheuren Erfolg hatte,²⁰⁷ blieb als einzige Chance zur Rettung des Seelenheils der Menschheit die Verschiebung der Faltung (nach ihrem Verschwinden aus dem Material) ins Symbolische. Wo der vom Briefgeheimnis geschützte Bereich aufhört, beginnt der Zuständigkeitsbereich der Nachrichtendienste.

Postkarten stellen für den Diskurs feindliches Territorium dar. Folglich fand 1875 die in solchen Lagen unter Militärs und Diplomaten vorgeschriebene »Geheimschreibekunst« ihre »Anwendung auf die Reichspostkarten«. Die Zahl der benutzten Postkarten, schrieb Avé-Lallemant, Polizeibeamter und Verfasser der berühmten *Geschichte des deutschen Gaunertums*, »würde sich [...] noch ungemein vergrößern, wenn nicht den Postkarten, ihrer Natur und Beschaffenheit nach, gerade das Briefgeheimnis abginge, auf welchem vorzüglich der Nutzen und die Benutzung der Briefpost begründet ist.«²⁰⁸ Worauf wohl nicht zufällig gerade die Leser des illustrierten Familienblattes *Der Hausfreund* erfuhren, daß dem »Übelstande« der von den Postkarten institutionalisierten Interzeption »sich leicht durch Benutzung der einfachen Chiffreschrift (abhelfen läßt).«²⁰⁹

Den Beweis dafür erbringt ausgerechnet »Wandrer's Nachtlid«, an dem sich die Freunde des *Hausfreunds* im Dechiffrieren einer Innerlichkeit üben sollen:

206 Vgl. Vogt, 1989: 205f. und 210.

207 2.930.000 Postkarten wurden im ersten Vierteljahr seit ihrer Einführung (also vom 1. Oktober 1869 bis zum 1. Januar 1870) in Österreich verkauft; 1895 wurden im Weltpostverein jährlich 2 Milliarden verschickt (vgl. Grosse, 1896: 674); 1905 waren bereits 77,8 % aller Sendungen, sofern ihr Inhalt aus Wörtern bestand, Karten (vgl. Sautter, 1951: 78). Eine epidemisch zu nennende Ausbreitung.

208 Avé-Lallemant, 1875: 8. 209 Avé-Lallemant, 1875: 8.

201 Stephan, zit. nach: Anonymus, 1894: 345. 202 Vgl. Veredarius, 1885/1984: 32.

203 Emanuel Herrmann, Über eine neue Art der Korrespondenz mittels der Post. Zit. nach: Kalckhoff, 1911: 8 und 10. Über Herrmann vgl. auch Maier, 1897: 92. 204 Herrmann, zit. nach: Kalckhoff, 1911: 8 und 10. 205 Vgl. Meier, 1979: 262 und Grosse, 1896: 678-680.

lvsvh rbbvd xzfwvbd
 zik hly
 zd rbbvd nzfwvbd
 ifflvhvik ul
 arlc vzdvd yrly
 uzv mevxbvzd itynvzxvd zc nrbus
 nrhkv dlh srbuv
 hlyvik ul rly. ²¹⁰

Das ist Klartext. Denn offener könnte kaum werden, daß Goethes Reich nicht von der Welt Stephans ist. Was als Rettung menschlichen Seelenheils gemeint war, besiegelt nur noch einmal seinen unwiederbringlichen Verlust. Einfach deshalb, weil Aussageoperationen innerhalb einer vom historischen Apriori der Medien geschaffenen Formation von Aussagen diese Formation nicht wieder rückgängig machen können; auch die Revision untersteht noch jenem Apriori und perpetuiert seine Effekte. Das Echo einer ursprünglichen Stimme, ihr von keinem Metrum geregelter Klang und Atem verschwinden hinter einer simplen Buchstabenvertauschung, die den point of no return für Seelenrettungen vom Typ Naturpoesie des Jahres 1780 markiert. So überschreiten und durchkreuzen die Ereignisse, die Postkarte und Weltpostverein im Reich der Diskurse sind, die aufrichtigen Intentionen von Seelen-Schutzpolizisten. Und Avé-Lallemant scheint ja kaum zufällig auf jenes Gedicht verfallen zu sein, das wie kein anderes die Erfindung der Mutterstimme als Geheimnis der Innerlichkeit feiert.²¹¹ »Die Chiffreschrift«, die »das Geheimnis und den Frieden des Familienlebens bewahren«²¹² soll, bewahrt in ihrer Anwendung auf »Wandrer's Nachtlid« mithin nicht ein beliebiges, sondern das Geheimnis des Familienlebens schlechthin. Der Vorschlag zur Rettung der Innerlichkeit mittels Kryptographie zitiert mit dem psychogenen Wiegenlied der Mutter den Ursprung der Seele selber, den er im selben Zug in ein unerreichbares Perfekt der Geschichte entfernt. Die Intimität des sprachlichen Mitseins vor aller Artikulation, die die Stimme der Mutter stiftet, zergeht an der Intimität, die die Codemanipulationen von Geheimdiensten stiften. Ihr Geheimnis liegt nicht jenseits der Schrift,

sondern diesseits. Daher fällt die Bergung des Sinns auf Reichspostkarten nicht ins Fach einer Hermeneutik, sondern einer Kryptoanalyse, die eine Kriegsgeburt ist. Wie Avé-Lallemant berichtet, waren es »chiffrierte Briefe von Spionen«, die ihm im deutsch-dänischen Krieg in die Hände gefallen waren, die das Modell für die Intimität von Postkarten geliefert hatten.²¹³ Die Anwendung militärischer Kryptographie, um einen Zuspruch zur Botschaft von Postkarten machen zu können, der tröstlich verspricht, daß das Verstummen der Rede ein Ruhen sein wird, gehört mithin in den Zuständigkeitsbereich einer Seelsorge, die inzwischen auch den militärisch-strategischen Nutzen von Wiegenliedern eingesehen hat. In seiner Anwendung auf Postkarten ist »Wandrer's Nachtlid« psychologische Kriegsführung und sonst gar nichts. Am 1. Juli 1870 wurde die Postkarte in Deutschland durch Stephan eingeführt. Am 15. Juli erfolgte die französische Kriegserklärung, bis zum 24. Juli hatte Stephan die Feldpost mobilisiert und zum Instrument der Durchsetzung seines neuen Massenmediums gemacht:

Da fast jeder Zurückbleibende bei den ausziehenden Truppen Verwandte oder Freunde hatte, mit denen er korrespondierte, so drang die Feldpostkarte in alle Kreise der Bevölkerung und machte damit auch für die gewöhnlichen Korrespondenzkarten Propaganda.²¹⁴

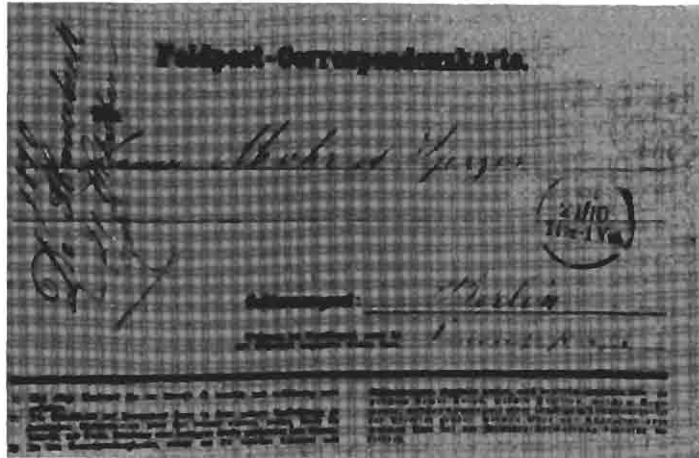
Damit der Krieg einen Modernisierungsschub in den diskursiven Praktiken der Massen auslösen konnte, ließ Stephan seine »Feldpost-Correspondenzkarte« unentgeltlich an die Truppen ausgeben.²¹⁵ Woraufhin die Postkarte sich als das »unschätzbare Mittel« erweisen konnte, um Heimat allgegenwärtig werden zu lassen und den psychogenen Zuspruch der Mutterstimme – als Definiens von Heimat schlechthin – bis an die vorderste Front zu tragen. 10 Millionen Feldpostkarten, die allein bis zum Dezember 1870 verschickt wurden,²¹⁶ stellten bei den Soldaten des deutschen Heeres eine Seele sicher, deren militärischer Nutzen – was den Einfluß auf die Kampfmoral anging – außer Zweifel stand. So daß die Wesensbestimmung, die Stephan von der Feldpost gab, den gleichen »Hauch« benennt, der auch »Wandrer's Nachtlid« trägt: »Sie [die Feldpost] [...] ist die Stimme, durch die der ein-

²¹⁰ Goethe, zit. nach: Avé-Lallemant, 1875: 15.

²¹¹ Vgl. dazu Kittler, 1979; wieder in: Kittler, 1991. ²¹² Avé-Lallemant, 1875: 8.

²¹³ Vgl. Avé-Lallemant, 1875: 7. ²¹⁴ Kalkhoff, 1911: 25.

²¹⁵ Vgl. Kalkhoff, 1911: 22 und Bartholdy, 1937: 90f. ²¹⁶ Vgl. Veredarius, 1885/1984: 30.



Feldpostkarte von der Armee, 1870.

Carte de Correspondance.

à M.

TIMBRE.

Lieu de destination:

Demurrer du destinataire, si elle peut être indiquée avec certitude.

(1) L'inscriptions doit être faite avec clarté et précision. (2) Le verso de cette carte peut être utilisé pour les communications écrites à l'usage du camp.

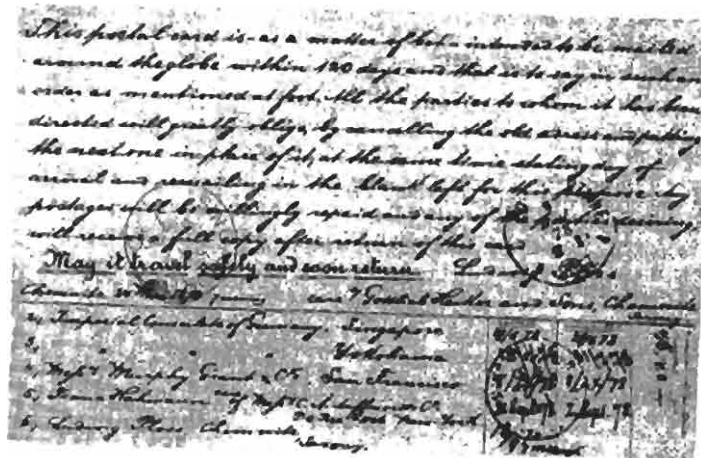
Erste französische Postkarte, 1870.

zelne Krieger mit den Seinen in der Heimat spricht.«²¹⁷ Auf den Schlachtfeldern der Kriege ab 1870/71 wurde also die programmatische Forderung Elihu Burritts erfüllt: »to make home everywhere«. Und nachdem der deutsch-französische Krieg der Postkarte nicht nur in Deutschland, sondern auch im besetzten Frankreich zum massenmedialen Durchbruch verholfen hatte (die ersten französischen Postkarten wurden vom »Administrateur des Postes dans les territoires français occupés«, Rosshirt, in Umlauf gebracht²¹⁸), war die Gründung eines Weltpostvereins quasi unvermeidlich geworden. Denn da die Postkarte die Quintessenz der modernen Poststandards bildete, implizierte sie schon die Abschaffung der Welt. Sie war der Virus einer Weltpost, der die alten Postgebiete zur Annahme von Weltpostvereinsnormen und damit zur Selbstaufgabe zwang. Die Postkarte ist der erste Nachrichtenträger der Post, der von Anfang an unter Zugrundelegung von einheitlichen Standards konzipiert wurde. Schon Stephans Denkschrift von 1865 sah ein Porto vor, das »ohne Unterschied der Entfernung«²¹⁹ gelten sollte, die Briefmarke sollte in die Karte eingestempelt sein, Standardformat und Standardadresse folgten bei ihrer Einführung. »Ein solches Postblatt«, schrieb Stephan, wird nun gratis durch die Post befördert, da der Portobetrag beim Kauf des Formulars entrichtet worden ist [...], für das Formular wird nichts entrichtet.«²²⁰ Im Prinzip ist die Postkarte also nichts anderes als eine beschreibbare Briefmarke. Sie reduziert die Materialität von Kommunikation auf ihre nackte Ökonomie. Die Postkarte ist eine Briefmarke, die außer sich selbst nichts weiter frankiert – die Autofrankierung der Briefmarke. Die Botschaft eines Mediums, dessen Materialität in der Selbstreferenz seines Standards besteht, ist das eigene Diskurssystem. Davon zeugen unübersehbar Postkarten, die die Distanz, die sie faktisch durchmessen haben, annullieren, weil ihr Adressat mit ihrem Absender identisch ist. Eine solche Postkarte wurde z. B. am 24. Mai 1878 in Chemnitz aufgegeben; die erste ihrer sechs Adressen bestimmte sie nach Alexandria, von dort ging sie nach Singapore, von dort nach Yokohama, dann

217 Stephan, zit. nach: Risch, 1948: 49. 218 Vgl. Kalckhoff, 1911: 29-31. Es wundert daher nicht, daß Frankreich als einziges europäisches Land noch auf Jahre hinaus eine Carte postale ablehnte.

219 Stephan, zit. nach: Anonymus, 1894: 344.

220 Stephan, zit. nach: Anonymus, 1894: 344. Vgl. auch die General-Verfügung vom 6. Juni 1870: »Nur der Betrag der aufgeklebten Marken ist bei Entnahme der Formulare zu Korrespondenzkarten zu entrichten; das Formular selbst wird unentgeltlich geliefert.« (Zit. nach: Kalckhoff, 1911: 12)



Ploß'sche Weltumsegelungs-Karte.

weiter nach San Francisco, dann nach New York und von dort an ihre sechste Adresse, die zugleich ihr Absender war: ein gewisser Ludwig Ploss in Chemnitz.²²¹

Die »Weltumkreisungskarte«, die die »Leerumkreisungen« vorwegnimmt, die Reisende laut Virilio im Zeitalter der Düsenjets erproben sollen,²²² feiert die Abschaffung der Welt, denn die Distanz, die sie nach Umrundung des Globus effektiv zurückgelegt hat, ist ja gleich null. Aber eben das und nichts anderes macht sie zum »Zeugen der Leistungsfähigkeit der Weltpost«.²²³ Die Botschaft der Postkarte ist der Weltpostverein.²²⁴ Nach einem Beschluß des Weltpostkongresses von 1878 trugen alle Postkarten dieser Erde mehrere Jahrzehnte lang den Aufdruck UNION POSTALE UNIVERSELLE.²²⁵

Jede mögliche Beschriftung einer Postkarte konnte damit nur noch das Postsriptum dieser Botschaft sein. Laut Derrida ist es diese Union, in die Joyce's Ulysses das Universum des antiken Odysseus verwandelt: »[E]in ganzes Spiel von Postkarten insinuiert vielleicht die Hypothese, daß die Geographie der Fahrten von »Ulysses« um das Mittelmeer herum durchaus die Struktur einer Postkarte oder einer Kartographie postalischer Sendungen haben könnte.«²²⁶

Mit dem Auftauchen eines Mediums, dessen Botschaft die Selbstreferenz seines Diskurssystems ist, wird der Brief in sein Verderben geschickt. Die Postkarte ist der finale Mißbrauch von Liebesbriefen. Und das vor allen anderen Gründen, weil ihr Ursprung nicht eine psychogene Stimme ist, die allen Lettern als transzendente Bedingung vorausliegt, wie das laut romantischer Theorie vom Brief gilt, sondern die Drucksache. 1865 war zwar im November Stephans Plan, die Postkarte auf die Medienwelt loszulassen, erst einmal geplatzt, im Juni war jedoch bereits die Versendung gedruckter offener Karten, der sog. Avisen, im preußischen Postgebiet gestattet worden.²²⁷ Zwei Jahre später erließ das Generalpostamt dazu ein Reglement, das die Versendung offener Karten gegen die ermäßigte Drucksachentaxe für unzulässig erklärte,

221 Vgl. Veredarius, 1885/1984: 366. 222 Vgl. Virilio, 1975/1978: 31.

223 Veredarius, 1885/1984: 366. 224 Der Gründungsvertrag erwähnt die Postkarten in Art. 3: »Postkarten müssen frankirt werden. Das Porto beträgt die Hälfte des Portosatzes für frankirte Briefe.« (Zit. nach: Paikert u. a., 1979: 38f.)

225 Vgl. Meier, 1979: 263. 226 Derrida, 1985/1988: 48. 227 Vgl. Meier, 1979: 262.

1. Melde(n), dass ^{mein}/_{unser} Reisender Herr _____ binnen Kurzem bei Ihnen eintreffen wird.
2. Zeige an, dass ich binnen Kurzem bei Ihnen zur Empfangnahme Ihrer Ordres eintreffen werde.
3. Danke(n) für gütigst ertheilten Auftrag, Ihnen dessen beste Ausführung versichernd.
4. Melde(n), dass Ihre gef. Bestellung ausgeführt, heute auf gewünschten Wege abgesandt wurde.
5. Ersuche(n) um gef. Einsendung des entfallenden Betrages mittelst Postanweisung.
6. Haben Sie meine (unsere) Sendung vom vorgestrigen Tage erhalten?
7. Melde(n), dass ich (wir) bis heute ohne Nachricht von Ihnen geblieben bin (sind).
8. Bitte(n) wiederholt um Antwort in der bewussten Angelegenheit.
9. Melde(n), dass das Gewünschte nicht mehr zu haben oder verkauft ist.
10. Melde, dass ich morgen von hier abzureisen gedenke.
11. Melde, dass ich bis nach Eintreffen weiterer Nachricht von Ihnen hier bleiben werde.
12. Bitte(n) um Uebersendung des angezeigten Prospectus, Probe, Muster oder dergl.
13. Bitte(n) um nähere Auskunft in der betr. Angelegenheit.
14. Bedauere(n) nicht auf gemachte Offerte oder Vorschlag eingehen zu können.
15. Bestätige(n) den Empfang d. letzten Schreibens oder Sendung.
16. Melde(n), dass ausführliche Antwort baldmöglichst erfolgen soll.
17. Bedauere(n) Ihnen melden zu müssen, dass die betr. Stelle besetzt ist.
18. Zeige an, dass die gewünschte Sache besorgt ist.
19. Theile, mit dass sich Alles hier wohl befindet.
20. Zeige an, dass ich jetzt wohne wie untenstehend angegeben.
21. Melde, dass ich heute glücklich hier angekommen bin.
22. Melde, dass ich von meiner Reise wieder zurückgekehrt bin.
23. Bringe mich ihnen in empfehlende Erinnerung.
24. Gratulire zu dem stattgefundenen frohen Ereigniss.
25. Gratulire zum Jahreswechsel, (Geburtstag).
26. Condolire zu dem betrübenden Ereigniss, und versichere herzliche Theilnahme.
27. Wegen Bezug und Benutzung der U. C. K. wollen Sie die betr. Stellen der Vorderseite gef. beachten und sich behufs Bestellung an Unterzeichneten wenden.
28. Bitte(n) um Zusendung von 100 Stück U. C. K. gegen Nachnahme des Betrages von 15 Sgr. durch Postvorschuss.

(Bei Frankoeinsendung des Betrages in Postmarken folgt Franko-Expedition.)

Name u. Adresse }
des Absenders. }

wenn die Karten nach ihrer Fertigstellung durch Druck irgend welche Zusätze, mit Ausnahme des Orts, Datums, der Unterschrift u. s. w., oder Aenderungen am Inhalte erhalten hatten. *Anstriche am Rande* zu dem Zweck, die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine bestimmte Stelle hinzulenken, *sollten jedoch gestattet sein.*²²⁸

Diese minimale Einschränkung des generellen Handschriftenverbots auf Postkarten brachte 1868 zwei Leipziger Buchhändler, Friedlein und Pardubitz, auf eine geniale Idee: sie lancierten eine »Universal-Correspondenz-Karte«, deren Rückseite mit 28 fortlaufend bezifferten Fragen und Anzeigen bedruckt war.²²⁹ Jede einzelne dieser wahrhaft »universalen« Karten repräsentierte also einen regelrechten Kasualraster, der jedoch nicht den Zweck hatte, zum Schreiben anzuleiten, wie das bei den barocken artes dictaminis der Fall gewesen war, sondern das Schreiben überflüssig zu machen. Gegensätze wie der Empfang eines Schreibens und sein Ausbleiben, Ankunft und Abreise, Geburt und Tod kommen auf der Karte zusammen, wie es eben nur in der Sprache möglich ist. Die Universalpostkarte nimmt Bezug auf eine Tatsache des Lebens nur unter der Bedingung ihrer Kontingenz: daß sie auch ebenso gut eine andere hätte sein können. In dieser Diskursordnung, in der etwas äußern heißt, die auf den jeweiligen Fall zutreffende Nummer mit dem gesetzlich zugelassenen »Anstrich« zu versehen, bedeutet, daß jemand zur Hochzeit gratuliert, nur gerade soviel, daß er nicht »zu einem betrübenden Ereigniss condolirt«. Eine vollständige Entropie herrscht über die postkartentechnisch möglichen Sprechakte bzw. über die Verwandlungsmöglichkeiten der »Drucksachenkarte in eine wirkliche Correspondenzkarte.«²³⁰ Die Information eines »Anstrichs« ist nur, daß jede andere Nummer die gleiche Wahrscheinlichkeit gehabt hat. Wenn das, was man sagt, nur besagt, daß man etwas anderes nicht sagt, sagt man nicht gerade viel. Was nichts daran ändert, daß keine Rede von Menschen mehr besagt. In einer Erzählung von Borges unternimmt es ein Provinzgouverneur, Dichter, Astronom und Schachspieler, einen labyrinthischen Roman zu schreiben: statt sich angesichts verschiedener Möglichkeiten des Fortgangs der Handlung für eine zu entscheiden, spielt er immer gleich-

228 Zit. nach: Grosse, 1896: 682. 229 Vgl. Kalckhoff, 1911: Repro zwischen S. 10 und 11.

230 Grosse, 1896: 683.

zeitig alle durch.²³¹ Jedes Kapitel dieses *Gartens der Pfade, die sich verzweigen* ist eine Universal-Korrespondenzkarte, auf der alle Nummern angekreuzt sind.

Allein, das General-Postamt lehnte es zunächst ab, daß mit Postkarten überhaupt etwas gesagt werde. Mit der Begründung, daß durch den Anstrich der »Drucksache [...] der Charakter eines Briefes verliehen werde«, ²³² untersagte es schlicht und einfach Literatur. Denn auf keine andere Weise hatte ja um 1800 Literatur funktioniert: als Druckschrift, die von jeder einzelnen Leserin als persönlich an sie adressierter Privatbrief halluziniert werden durfte und sollte.

Nichtsdestoweniger wurde die Friedlein/Pardubitzsche »Universal-Correspondenz-Karte« zum Prototyp des »Whizz Bang« oder »Quick Firer« – der im Ersten Weltkrieg millionenfach verschickten britischen Field Service Post Card.²³³

Das Formular A.2042 läßt die Entropie des Krieges als Nachrichtenquelle gegen null gehen. Die Feldpostkarte stiftet eine prästabilisierte Heilsordnung der Welt, in der es Krankheiten nur als Vorstufe der Gesundheit, Verwundungen nur unter der Bedingung ihrer Heilung und nur eine Richtung gibt, in die man gehen kann: nach Hause. »Wo gehn wir denn hin?« fragte die mütterliche Romantik, um zu antworten, als seien die Schicksale der Menschen von einer transzendentalen Field Service Post Card bestimmt: »immer nach Hause.«²³⁴ 1914 allerdings ist der romantische Optimismus nicht mehr transzendental, sondern Effekt der ersten durch Formularvordrucke automatisierten Kommunikation. Wobei die Standardisierung des Sagbaren durch die Postkarten bloß die ökonomischste Form des unter den Bedingungen der Materialschlacht überhaupt möglichen Diskurses war. Denn auch die gewöhnlichen Feldpostbriefe enthielten meist nichts als eine endlose Litanei optimistischer Stereotypen. Wie auch anders: auf die Frage, warum er den Leuten zuhause nicht sagen wollte, wie und was der Krieg wirklich war, antwortete Robert Graves: »You couldn't: you can't communicate noise.«²³⁵ Wenn die Welt Rauschen wird, (Ab-)Grund von Information überhaupt, wird alles Sagbare zum Postkartentext: referenzlos.

231 Vgl. Borges, 1941/1981: 164. 232 Grosse, 1896: 683. 233 Vgl. Fussell 1975/1977: 184.
234 Novalis, 1802/1978: 1373. 235 Zit. nach: Fussell, 1975/1977: 170.

NOTHING is to be written on this side except the date and signature of the sender. Sentences not required may be erased. If anything else is added the post card will be destroyed.

I am quite well.

I have been admitted into hospital
{sick } and am going on well.
{wounded} and hope to be discharged soon.

I am being sent down to the base.

I have received your
{letter dated _____
telegram " _____
parcel " _____

Letters follows at first opportunity.

I have received no letter from you
{lately
for a long time.

Signature }
only. }
Date _____

Die Schwemme von Feldpostkarten im Krieg 1870/71 und ihrer zivilen Nachfolger in der Gründerzeit ließ die Friedlein/Pardubitzsche »Universal-Correspondenz-Karte« indes nicht überflüssig werden, sondern brachte die Möglichkeiten, die das Prinzip der Konvertierung von Drucksachen in Privatsachen barg, erst vollends zur Entfaltung. Papierfabrikanten produ-

zierten für jede erdenkliche Lage, die einen Privatbrief erforderte, Karten-Drucksachen, die durch das Ausfüllen von leeren Feldern in persönliche Mitteilungen verwandelt werden konnten. Zum Beispiel:

Empfange zu morgigen Wiegenfeste herzlichsten Gratulationen! Geburtstage sind Meilensteine auf dem Weg des Lebens! Möge es vergönnt sein, auf viele, viele derselben in froher Stimmung zurückblicken zu können! Wo weile heut im Geiste lieber, als bei? wünsche von ganzer Seele, daß der gütige Himmel all Wünschen jene Erfüllung zu Theil werden lasse, die edles Herz in so reichem Maße verdient. Verlebe den heutigen Tag in ungetrübter Freude und erinnere dabei manchmal an treu ergebene...²³⁶

Der Kasualraster wird nicht mehr von jeder einzelnen Karte repräsentiert – wie bei Friedlein/Pardubitz und ihren militärischen Adaptionen –, sondern erst von einem ganzen Postkarten-Magazin, das für jeden Anwendungsfall eine entsprechende Karte bereithält, wo vorher nur eine Nummer anzukreuzen war. Ein Postkarten-Magazin, mit dem für ein Ideenmagazin von 1800 das Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit angebrochen ist. In Gestalt vorgedruckter Postkarten geht endlich Kleists Dichtertraum in Erfüllung. Denn im Postkarten-Magazin finden sich nicht nur Glückwunschkarten, sondern auch »idyllische Schilderungen der Naturschönheiten, die der Reisende auf diesem oder jenem Berge, >... Meter über dem Meerespiegel< genießt.«²³⁷ Für 10 Pfennig konnte um 1880 jedermann ein Kleist werden. Postkarten bringen Naturschilderungen in Umlauf, die erst durch das Einsetzen von geographischen Eigennamen und Spezifizierungen pseudo-referenzialisiert werden, genau so, wie Kleist in ein und dieselbe Flußtalbeschreibung je nach Bedarf nacheinander die Signifikanten Rhein, Main oder Elbe einsetzte. Die handschriftlichen Reproduktionen, die in den Jahren 1800 und 1801 die Produktionen der »üppigsten Phantasie« simulierten, supplementierten selber nur die Leerstelle eines Weltpostvereins und seiner Medien. »Pfeilschnell strömt der heran von und geradeaus, als hätte er sein Ziel schon im Auge, als sollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wollte er es auf dem kürzesten Wege ereilen. Aber ein Rebenhügel, der tritt ihm in den Weg und beugt seinen stürmi-

236 Zit. nach: Veredarius, 1885/1984: 32. 237 Veredarius, 1885/1984: 33.

schen Lauf« usw.:²³⁸ das ist ein Postkartentext, der immer schon den Status einer Drucksache hatte. Die Druckpostkarte »dekonstruiert« Kleists postalische »Bildung für das schriftstellerische Fach«, indem sie die Diskursstrategie der romantischen Briefwechsel invertiert. Während Kleists Briefe an Wilhelmine von Zenge zehn Jahre vor dem ersten Auftreten der Drucksache als eigenständige Sorte des Postalischen (und das auch erst nur in Bayern)²³⁹ ihr Drucksachen-Sein im Durchlaufen einer Postenkette von Übersetzungen aus dem Muttermund erlangt hatten, durchlief die Postkarte historisch den umgekehrten Weg: als Drucksache gestartet, eroberte sie schrittweise die Domäne der Handschrift, um schließlich als Medium einer Heimat zum Stimmphänomen zu werden. Die Druckpostkarte stülpt den Kleistschen Brief um wie einen Handschuh: ihre Äußerlichkeit – der globale Drucksachenstatus der Handschriftlichkeit – ist seine Innerlichkeit. Ihre »idyllischen Schilderungen der Naturschönheiten« sind genau wie seine Rheintalbeschreibung Standard-Text. Kleists Briefe an Zenge definierten romantische Autorschaft als Abwesenheit eines Weltpostvereins. Daher kehren sie seit 1874 als Postkarten wieder.

Daß Standard-Naturschilderungen heute mehr als rar sind, hat natürlich einen allseits bekannten Grund: ihre Stelle haben die Massenprodukte einer Medientechnik eingenommen, die das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat und die das Ende der Gutenberg-Galaxis auf den Kanälen der Post herbeigeführt hat: die Photographie. 1879 gelang dem Königlich Bayerischen Hofphotographen Alphons Adolph mit Hilfe des neuen Lichtdruckverfahrens die Erfindung der photographischen, im Druck reproduzierbaren Ansichtspostkarte.²⁴⁰ Nach dem Standardporto, dem Standardformat und dem Standard-Text nun noch das Standardbild. Mit der Ansichtskarte verlassen die Erinnerungsbilder die menschliche Seele, um von nun an die Menschen auf den Wegen des Weltpostvereins zu erwarten. Durch die Ansichtskarte öffnet sich das Gebiet des Weltpostvereins als der ungeheure Raum eines Vergessens, dessen Objekt die Welt selber ist. Diesen gnadenlosen Triumph der Photographie über die Welt feierte in einer radikalen Weise bereits 1859 der Bostoner Schriftsteller und Arzt Oliver Wendell Holmes, die

238 Kleist, vgl. oben S. 97. 239 Vgl. Weigert, 1978: 27.

240 Vgl. Hoerner, 1987: 31. Postkarten mit Holzschnitten waren 1875 erstmals im Handel erschienen, Handzeichnungen auf Postkarten gab es seit 1870/71. Vgl. Schultze, 1903.

Autorität in Sachen Stereophotographie, indem er die mentale Auslöschung der Welt mit ihrer realen identifizierte. Wenn die Dienlichkeit der Dinge an photographische Bilder gefallen ist, können sie selber verschwinden.

Die Form ist in Zukunft von der Materie getrennt. In der Tat ist die Materie in sichtbaren Gegenständen nicht mehr von großem Nutzen, ausgenommen sie dient als Vorlage, nach dem die Form gebildet wird. Man gebe uns ein paar Negative eines sehenswerten Gegenstandes, aus verschiedenen Perspektiven aufgenommen – mehr brauchen wir nicht. Man reiße dann das Objekt ab oder zünde es an, wenn man will. Wir müssen vielleicht auf einigen Luxus verzichten, weil die Farbe fehlt, aber Form und Licht und Schatten sind das Wichtigste, und selbst Farbe kann hinzugefügt werden und wird möglicherweise nach und nach von der Natur geholt werden.²⁴¹

Die Vernichtung der Dinge ist das und der Verdienst des Photographen. Daß das Massenmedium der Ansichtskarte an die Stelle der Erinnerung und Erfahrung getreten ist, pries im Jahre 1898 der Verfasser einer im photographischen Fachjournal *Das Atelier des Photographen* erschienenen Studie seinen Photographenkollegen als neue Einnahmequelle:

Man bestrebe sich [...], dem Publikum wirklich schöne Photographien zu bieten, und hat es darin in der That weit gebracht, so weit, dass gegenwärtig sehr viele es vorziehen, an Stelle einiger grosser Blätter, welche ein paar Hauptansichten des Ortes wiedergeben, wo sie sich gerade aufhalten, sich ganze Reihen dieser Postkarten zu kaufen, welche sie gar nicht die Absicht haben, jemals fortzuschicken, sondern die sie ihrem Album als wünschenswerte eigene Erinnerungen einverleiben.²⁴²

Wenn die eigenen Erinnerungen zu Ansichtspostkarten geworden sind, dann, weil auf die postalische Epoche des Menschenverkehrs, die eine Literatur als Brief und Briefe als Literatur hatte funktionieren lassen, eine postalische Epoche des Gespensterverkehrs mittels industrieller Massenproduktion von Drucksachen getreten ist. Eine Epochenäsur, die 1901 der Leutnant eines Telegraphen-Bataillons am eigenen Leibe erfahren mußte. Er hatte im Mai und in Zivil mit einer Dame einen Radausflug nach Werder a. H. unternommen und sich dort samt Dame und Fahrrad photographieren lassen. Sein Pech war, daß der Photograph sein Erinnerungsphoto einer

Sammlung von Bildern beifügte, die an einen Kaufmann ging, der von Leutnant, Dame und Fahrrad so angetan war, daß er umgehend davon 10.000 Abzüge an das Berliner Warenhaus Wertheim lieferte. Worauf kein Tag mehr verging, ohne daß der bedauernswerte Leutnant von Dutzenden von Exemplaren seines Erinnerungsbildes heimgesucht wurde.²⁴³ Seit Henry Fox Talbot das Negativ erfand, sind originale und private Erinnerungsbilder schon immer Reproduktionen und überschwemmen folglich potentiell immer schon in Massen die Boulevards. Wobei der Fall Kleist zeigt, daß auch schon die Originalität der Erinnerung, wie sie Literatur im Kult der Autorschaft verbürgte und verherrlichte, ursprünglich Reproduktion gewesen war. Daß die Differenz oder die Wiederholung ursprünglich ist, ist lange vor Derrida zum Ereignis einer Mediengeschichte geworden. Eine Mediengeschichte, die die Spuren von Mediengeschicken zu lesen gibt, mit denen das Ende von Geschichte schon immer unterwegs war: Heinrich von Stephans an Heinrich von Kleist adressierte Postkarte. Seit Erinnerungen als Ansichtskarten im Umlauf und für 10 Pfennig von jedem beliebigen Ort des Erdballs an jeden beliebigen anderen zu verschicken sind, wird Reisen selber überflüssig. Es kann von Agenturen übernommen werden, wie dem »Internationalen Ansichts-Postkarten-Bureau« in Weimar (wo man wohl Wilhelm Meisters Bildungsreisen gründlich vergessen hatte), das um 1900 einen Weltreisenden engagierte,

der eine auf 4-6 Monate berechnete Reise um die Welt antritt und hierbei von 40 der interessantesten Punkte der Welt künstlerisch ausgeführte Postkarten mit Ansichten des Absendungsortes an die aufgegebenen Adressen absendet. Der Preis ist auf Mk. 10, – für die ganze Serie festgesetzt.²⁴⁴

Zugleich mit der Obsoleszenz des Reisens im Zeitalter des Weltpostvereins verliert die Schrift ihr Monopol im Nachrichtenverkehr. Und zwar zugunsten einer allgemeinen Beschriftung der Welt, die nurmehr in Gestalt frei flottierender Erinnerungsbilder auf den Kanälen der Post existiert. Die Schrift auf den Ansichtskarten übernimmt genau die Funktion, die in Kleists Briefen oder auf den Druckpostkarten die handschriftlichen Ergänzungen innegehabt hatten: sie verleiht dem Photo eine Pseudo-Referenz. Erst die

241 Holmes, 1859/1980: 119. 242 Frank Stolze, zit. nach: Hoerner, 1987: 38.

243 Vgl. Hoerner, 1987: 36. 244 Zit. nach: Hoerner, 1987: 40.

Beschriftung (zunächst nur auf der Vorderseite, später auch auf der Rückseite), die auf keiner Postkarte fehlt, gibt dem Photo seine Bedeutung.²⁴⁵ Entsprechend unsicher ist der mit Hilfe von Ansichtskarten erhobene Eigentumsanspruch auf Erinnerungen. Denn da einerseits der Besitz durch Absender- oder Adressenbeschriftung ausgewiesen werden muß, andererseits Ansichtskarten alles andere als juristisch legitimierte Ausweise einer Identität sind, bedrohen sie grundsätzlich die bona fides derjenigen, die eine eigene Geschichte an sie knüpfen wollen. Das belegt der Schiffbruch, den der Matrose W. B. Murphy – dessen Berufsstand in bezug auf die Glaubwürdigkeit erzählter Reiseerlebnisse ja einen traditionell schlechten Ruf genießt – in den Augen Leopold Blooms mit einer Geschichte erleidet, die von Menschenfressern in Peru handelt und ausgerechnet durch eine Ansichtspostkarte als Erfahrungsbericht beglaubigt werden soll, die laut Aufdruck Indios in Bolivien zeigt.

Mr. Bloom drehte unauffällig, ohne Überraschung zu verraten die Karte herum, um die teilweise verwischte Adresse und Abstempelung zu untersuchen. Sie lautete wie folgt: *Tarjeta Postal. Señor A. Boudin. Galeria Becche, Santiago, Chile.* Irgendeine Botschaft stand ersichtlich nicht darauf, wie er ausdrücklich zur Kenntnis nahm.²⁴⁶

Weshalb nicht nur die Diskrepanz zwischen erzähltem Peru und abgebildetem Bolivien, sondern auch die zwischen dem Namen des Matrosen und dem »fiktiven Adressaten des Sendschreibens« Bloom »dazu veranlaßten, doch einige Zweifel an unseres Freundes bona fides zu nähren«.²⁴⁷ Blooms Spurensicherung entkoppelt den von der Karte erinnerten Ort von der Geschichte und Identität seines Besitzers, anstatt wie die Detektion von Sherlock Holmes in *The Five Orange Pips*, als dessen Negativ sie erscheint, aus der Beziehung zwischen Ort, Absender und Adressat eine Geschichte zu rekonstruieren. Postkarten bleiben der Kunst der Kombination entzogen. »[N]ie weiß man, wer wem zugehört, was wem, was was, wer was«, schrieb Derrida an den Rand dieser Postkarte. »Es gibt kein Subjekt der Zugehörigkeit, ebensowenig wie einen Eigentümer der Postkarte: sie bleibt

ohne zugeteilten Empfänger.«²⁴⁸ Wer kennt nicht Blooms Handbewegung, die dem nach der Beschriftung suchenden Blick die Rückseite einer Ansichtskarte zeigt? Solange die Beschriftung nicht gefunden ist, bleibt das Erinnerungsbild stumm: ein Traumbild, das unentzifferbar bleibt. Seit Erinnerungen einen photographischen Träger haben, stehen sie der Literatur nicht mehr als Signifikate zur Verfügung. Daher können die literarischen Texte Kafkas z. B. Bilder nur als unbeschriftete Ansichtskarten reflektieren.²⁴⁹ Unbeschriftete Ansichtspostkarten transportieren nicht-erinnerbare Bilder; was sie bedeuten, ist auf dem Weg vom Absender zum Adressaten verloren gegangen – daher kann der Blick auf ihnen nicht ruhen. Sie gleiten vor ihm vorüber, ohne eine Spur im Gedächtnis des Betrachters zu hinterlassen. Sie sind die positive Gestalt des Vergessens.

Telegraphie, Land und Meer

In den Jahren 1800 und 1801 hatte Kleists Ideenmagazin lauter Postkarten in Umlauf gebracht, die Autorschaft und Phantasie als historische Supplemente eines Weltpostvereins definierten. Neun Jahre später hat der postalische Diskurs – und damit Literatur – Kleist zufolge die Alternative zwischen dem Versand von Postkarten und einer neuen Nachrichtentechnik: Telegraphie. Die Optionen, die Kleist im Oktober 1810 in den *Berliner Abendblättern* dem postalischen Diskurs eröffnet, enthalten in nuce die Lage, die mit der Alternative zwischen einem Weltpostverein und einem Internationalen Telegraphenverein alles Schreiben in den siebziger Jahren des

249 Das hat Gerhard Neumann gezeigt: Gerade weil Ansichtskarten nur »Sinn« aufgrund ihrer Beschriftung machen, widersetzen sie sich jeder hermeneutischen Anstrengung, sobald sie ihres Etiketts entkleidet werden. »Obwohl nun aber Kafka einerseits [die] Trivialität [der Bilder] mit allen Mitteln zu suggerieren sucht, fehlt andererseits das bestimmende Kennzeichen aller Trivialität: die plane, einleuchtende Verständlichkeit, die unmittelbare, primitive Symbolik, der Plakatcharakter eines Illustriertenphotos oder einer Ansichtskarte. Das Trivialsymbol ist in sein Gegenteil, das absolute, freilich auch tiefen- und geheimnislose Rätsel verkehrt. Das durch Herauslösung aus allen konventionellen Bezügen seines Trivialismus entkleidete Bild widersetzt sich der Deutung auf geradezu exemplarische Weise, da es außer dem plumpen Etikett – das ihm genommen ist – keine Anhaltspunkte mehr für eine hintergründige Deutung bietet.« (Neumann, 1973: 504).

245 Vgl. Benjamin, M 1936/1980: I/2, 485. Dazu: Bolz, 1987: 30.

246 Joyce, 1922/1982: 779. 247 Joyce, 1922/1982: 779. 248 Derrida, 1985/1988: 50.

19. Jahrhunderts beherrschen wird. Der *Entwurf einer Bombenpost* und sein – wohl fingiertes – Antwortschreiben entfaltet nichts weniger als die zukünftige Ordnung des Diskurses, nachdem Samuel Thomas Sömmering 1809 in der Münchner Akademie der Wissenschaften den ersten funktionierenden elektrischen bzw. elektrolytischen Telegraphen vorgestellt hatte.

Man hat, in diesen Tagen, zur Beförderung des Verkehrs innerhalb der Grenzen der vier Weltteile, einen elektrischen Telegraphen erfunden; einen Telegraphen, der mit der Schnelligkeit des Gedankens, ich will sagen, in kürzerer Zeit, als irgendein chronometrisches Instrument angeben kann, vermittels des Elektrophors und des Metalldrahts, Nachrichten mitteilt.²⁵⁰

Obwohl Kleists Quelle ein Bericht, im *Nürnberger Korrespondenten* vom 16. 8. 1810, über Sömmerings Erfindung ist, scheint es, als habe Kleist Sömmering selber gelesen. Denn dessen Denkschrift spricht in der Tat von der Unmöglichkeit, die Schnelligkeit eines elektrischen Impulses chronometrisch zu bestimmen:

Zur Berechnung der *Geschwindigkeit*, mit welcher sich das elektrische Agens bewegt, reichten freylich meine beschränkten Versuche nicht hin, bis jetzt noch einen Unterschied zu bemerken, die Communications-Drähte mochten nur einen, oder mehrere tausend Fuß Länge haben.²⁵¹

Sömmerings Telegraph arbeitete auf der Basis des zeitgenössischen neurologischen Wissens, das heißt mit der Zersetzung von Wasser in Sauerstoff und Wasserstoff – weshalb der Telegraphendraht nach Sömmerings Worten auch gar nichts anderes ist, als

ein grob sinnliches Analogon eines Nervenstranges, dessen einzelne Fäden auf gleiche Weise jeden erhaltenen Empfindungs-Eindruck im Allgemeinen, so wie den des kleinsten elektrischen Fünkchens im Besonderen, isolirt und ungestört bis ins Gehirn fortpflanzen.²⁵²

Wie reagiert ein Schriftsteller wie Kleist, dessen Schriften den modernsten Stand militärischer Strategie propagieren, auf den Telegraphen? Er versucht Literatur auf den neuen Stand der Nachrichtentechnik zu bringen: ist der

Telegraph ein Analogon zum Nervensystem, so muß die Literatur ein Analogon finden zum Telegraphen, der ja nur »zur Versendung ganz kurzer und lakonischer Nachrichten«²⁵³ taugt.

Demnach schlagen wir [...] eine *Wurf- oder Bombenpost* vor; ein Institut, das sich auf zweckmäßig, innerhalb des Raums einer Schußweite, angelegten Artilleriestationen, aus Mörsern oder Haubitzen, hohle, statt des Pulvers, mit Briefen und Paketen angefüllte Kugeln, die man ohne alle Schwierigkeiten, mit den Augen verfolgen, und wo sie hinfallen, falls es kein Morastgrund ist, wieder auffinden kann, zuwürfe.²⁵⁴

Um Briefe, deren literarische und pädagogische Effekte Kleist selber am besten getestet hat, gegenüber dem neuesten Nachrichtenmedium konkurrenzfähig zu machen, schlägt Kleist vor, den Briefverkehr nicht mehr den Postverwaltungen, sondern den Artillerieabteilungen zu unterstellen. Ein historisch präziser und mit Kleists Literatur vollkommen konsistenter Vorschlag. Daß die »bürgerliche« Waffengattung Artillerie, der die meisten preußischen Heeresreformer angehörten,²⁵⁵ in deren Kreisen Kleist sich bewegte, die neue Logistik des Dichtertraums wird, entspricht Kleists Praxis, Literatur zur Entfesselung eines Guerillakriegs gegen Napoleon einzusetzen. Und nichts anderes als ein wirkungsvoller Einsatz der napoleonischen Nachrichten- und Führungstechnologie hatte ja überhaupt erst den Wunsch nach Sömmerings Telegraphenerfindung aufkommen lassen.

Am 5. Juli 1809, dem Tag von Wagram, hatte Sömmering beim bayerischen Minister und späteren Grafen von Montgelas gespeist und war dabei aufgefordert worden, die Akademie zu veranlassen, Vorschläge zur Einführung eines optischen Telegraphen auszuarbeiten, dessen Vorteile er nur wenige Monate vorher höchlichst zu schätzen gelernt hatte. Am 8. April hatte Andreas Hofer den Aufstand im Tirol eingeleitet, einen Tag darauf überschritten die Österreicher den Inn. Der unvermutete Einfall war jedoch vom französischen Gesandten Otto per Kurier an Berthier nach Straßburg und von diesem durch den Telegraphen an Napoleon nach Paris gemeldet worden, so daß dieser – wiederum mittels des Telegraphen – seine Heere derart schnell heranzuführen konnte, daß er am 16. April König Max I. in

250 Kleist, 1810/1985: II 385. 251 Sömmering, 1811: 408. 252 Sömmering, 1811: 411.

253 Kleist, 1810/1985: II 385. 254 Kleist, 1810/1985: II 386. 255 Vgl. Görlitz, 1967: 16f.

Dillingen, wohin dieser mit Montgelas geflüchtet war, die Rückkehr nach München binnen 14 Tagen versprechen konnte. Und tatsächlich wurde dieses Versprechen bereits zehn Tage später eingelöst.²⁵⁶

Kleists Bombenpost stellt also die Antwort literarischer Mobilisierungstechnik auf die napoleonische, opto-telegraphische Mobilisierungstechnik dar. Das belegen Quellen. Kleists Vorschlag ist nämlich gar nicht Kleists Vorschlag. Er ist vielmehr bereits in den 1795 erschienenen *Gedanken über die Zeichensprache des Herrn Professoris Bergsträßer und der Geschwind-Post des Herrn Advocat Linguet* des General-Brigade-Inspectors Carl Friedrich Lehmann enthalten. Angeregt durch Johann Samuel Halles *Magie oder die Zauberkräfte der Natur* von 1786, worin u. a. auch über die telegraphischen Vorschläge Dom Gauthays berichtet wird, machte Lehmann den Vorschlag, daß »eine geschwinde Post, durch gewisse stationsweise, von halben zu halben Meilen, aufgepflanzten Haubitzen, und daraus ab- und fortzuschießende, mit Briefen angefüllten Grenaden, herzustellen seyn möchte.«²⁵⁷ Diese Posten sollten, so Lehmann, »ohngefähr in Zeit von vier bis fünf Stunden ein Partheygen Briefe von Berlin nach Königsberg in Preußen abbringen.«²⁵⁸ Der Vorschlag des Cisterziensermönchs Dom Gauthay, auf den Lehmann Bezug nahm, bestand in der »Übermittlung schriftlicher Nachrichten im Gewicht von einigen Unzen (etwa 100 gr.) über 100 Meilen in 6 Stunden in einem Pfeil, von Station zu Station, mit genügend starken Bogen.«²⁵⁹ Und eben dieser historische Prototyp der Lehmann'schen, von Kleist aufgegriffenen Bombenpost, kommt in Kleists *Hermannsschlacht* zum Einsatz, um die mit Varus verbündeten Germanenfürsten zum Abfall und zur nationalen Einigung im Krieg gegen Varus/Napoleon zu bewegen.²⁶⁰ Kleists Pfeilpost in der *Hermannsschlacht* ist mithin nicht nur eine Konzession an die Antike,²⁶¹ in der das Stück vorgeblich spielt, sondern zugleich die historische Vorläuferin seiner Bombenpost. Die Gauthaysche Pfeilpost der *Hermannsschlacht* in das Lehmann/Kleistsche Medium der Bombenpost übersetzte schließlich die deutsche Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg. Um statt deutsche Rheinbundfürsten Rotarmisten zum Überlaufen zu bewegen, verschossen Propagandakompanien an der Ostfront Schriften mit Kanonen

und Mörsern auf die russischen Linien.²⁶² Genauer hätte man den Neunten Auftritt des V. Aktes der *Hermannsschlacht*, deren Lektüre im OKW bezeugt ist,²⁶³ gar nicht inszenieren können.

Die Alternative zur öffentlichen Telegraphie – oder allgemeinen Mobilmachung – namens Bombenpost ist eine Post, die nur Postkarten übermittelt; Postkarten, wie sie Kleist an seine Adressatinnen 1801 oder wie sie britische Soldaten in Gestalt der Field Service Post Card im Ersten Weltkrieg verschickten. Die Alternative wäre nämlich, so Kleist im fingierten Antwortschreiben auf seinen eigenen *Entwurf*,

die Organisation einer anderen Post [...], die [...] auf die Frage: wie gehts dir? von allen Orten mit der Antwort zurückkäme: je nun! oder: nicht eben übel! oder: so wahr ich lebe, gut! oder: mein Haus habe ich wieder aufgebaut; oder: die Pfandbriefe stehen wieder al pari; oder: meine beiden Töchter habe ich kürzlich verheiratet; oder: morgen werden wir, unter dem Donner der Kanonen, ein Nationalfest feiern; – und was dergleichen Antworten mehr sind.²⁶⁴

Kleists Ideenmagazin von 1810 sieht aus wie eine Universal-Korrespondenz-Karte von Friedlein und Pardubitz oder ein Whizz Bang. Dem Diskurs stehen nur zwei Wege offen, um überhaupt postierbar zu werden: Standardisierung des Codes oder Standardisierung der Nachricht. Die erste Option, Telegraphie, die anstatt eines materiellen Datenträgers (Brief) die Information selber überträgt, indem sie die Nachricht in einer Weise codiert, in der sie – als Stellung von Regulator und Indikator beim optischen, als Impulsfolge beim elektrischen Telegraphen – durch Licht oder Elektrizität übertragbar ist, ermöglicht die Optimierung der Übertragungsleistung in bezug auf die Geschwindigkeit. Die zweite Option, die Postkarte, ermöglicht die Optimierung des Übertragenen, der »Welt« – um den Preis einer hohen Entropie derselben. Seit die Wirklichkeit Kleist eingeholt hat, ist alles, was es gibt, entweder schnell und von hoher Entropie (d. h. informativ) und daher geheim oder es ist langsam, wenig entropisch und daher öffentlich. Optische Telegraphie und Briefpost in Kleists Zeiten; das SPINTCOM-Netz der National Security Agency und die Telegraphie der Nachrichtenagenturen

256 Vgl. Hennig, 1908: 86f. und Pieper, 1967: 44. 257 Zit. nach: Aschoff, 1981 a: 113.

258 Zit. nach: Aschoff, 1981 a: 113. 259 Aschoff, 1981 b: 5.

260 Vgl. Kleist, M 1808/1985: I 607. 261 So auch noch Wolf Kittler, 1987: 396.

262 Vgl. Buchbender, 1978: 60ff. (Hinweis von Bojan Budisavljevic/Oberhausen)

263 Vgl. Schramm, 1961/1982: IV/2 1811. 264 Kleist, 1810/1985: II 387.

in unseren Zeiten. Kleists Bomben postieren den Versuch, diese Grenze aufzulösen: eine Möglichkeit zu finden, neben der Geschwindigkeit auch den Datendurchsatz so zu steigern, daß Telegraphie öffentlich verfügbar wäre – oder, mit anderen Worten, damit eine Öffentlichkeit militarisiert würde. Der *Entwurf* ist also alles andere als ein Scherz. Er steht im Gegenteil im historischen Kontext von Planungen und Bemühungen, auch in Preußen nach dem Vorbild Frankreichs eine optische oder gar elektrische Telegraphie einzuführen.²⁶⁵ Seitdem die erste optische Telegraphenlinie 1794 zwischen Paris und Lille in Betrieb genommen worden war, hatte es – vor allem nachdem noch im selben Jahr ein anonymer Augenzeugenbericht über die *neuerfundene Fernschreibemaschine in Paris* erschienen war²⁶⁶ – auch in Preußen nicht an diesbezüglichen Vorschlägen gefehlt.

Am 1. April 1795 fand zwischen dem Spandauer Juliusturm und dem Schloß Bellevue in Berlin die Demonstration eines transportablen Feld-Telegraphen statt – der erste Telegraphieversuch in Preußen vor Repräsentanten des Staates. Anwesend waren auf der Festung Spandau: der Direktor der physikalischen Klasse der Königlich Preußischen Akademie, Franz Carl Achard, dem Europa im übrigen die Befreiung vom teuren westindischen Rohrzucker verdankt. Im Bellevue: König Friedrich Wilhelm II., Prinz August Ferdinand und eine Kommission der Akademie.²⁶⁷ Aber während in Frankreich der Konvent und ab 1801 Napoleon die Telegraphenlinien in alle Richtungen ausbauen ließ,²⁶⁸ ging es preußischen Telegraphenbefürwortern noch lange Zeit so wie Achard: trotz oder wegen seines Telegramms »Le télégraphe est l'interprète des coeurs des fidèles sujets de Frédéric Guillaume, Père de son Peuple, Protecteur des opprimés, chère de ses sujets autant que craint

265 Versuche mit elektrischer Telegraphie gingen übrigens der Erfindung bzw. Entwicklung der optischen Telegraphie auch in Frankreich voraus. Schwierigkeiten, die Leiter zu isolieren, und der über weite Strecken auftretende Spannungsabfall ließen Claude Chappe jedoch sein Vorhaben als nicht realisierbar erscheinen. – Am 22. März 1792 legte Chappe dem Nationalkonvent seine endgültige Konstruktion eines optischen Telegraphen vor. Nachdem Romme dessen Bewährung in Land- und Seekriegen vorhergesagt hatte, wurde am 12. Juli 1793 ein Versuch durchgeführt (auf einer Linie von 35 km), der von den Konventsmitgliedern Lakanal, Danou und Arbogast begutachtet wurde. Lakanal (der im übrigen auch für die Durchsetzung des ersten Urheberrechts verantwortlich ist) gab mit seinem Bericht vor dem Konvent den Ausschlag zum Bau der ersten Linie zwischen Paris und Lille, die im August 1794 ihren Betrieb unter der Leitung von Abraham Chappe aufnehmen konnte. (Vgl. Herbarth, 1978: 19 und Hennig, 1908: 28-30)

266 Vgl. Anonymus, 1794/1986: 25-45. 267 Vgl. Herbarth, 1978: 32f.

268 Vgl. Giehrl, 1911: 71-75.

de ses ennemis« erfolgte außer dem Allerhöchsten Beifall seiner verständnislosen Königlichen Majestät und einem Geschenk von 500 Talern nichts.²⁶⁹ Erst die Begegnung zweier literarischer Gestalten, von Weimarer Klassik und Berliner Romantik, setzte eine optische Telegraphie auch in Preußen durch. Der Hauptmann der *Wahlverwandtschaften*, Philipp Friedrich Carl Ferdinand Freiherr von Müffling,²⁷⁰ seit 1816 mit der topographischen Vermessung des Rheinlandes, den neuen preußischen Gebieten, beauftragt, stellte 1819, inzwischen zum Generallieutenant befördert, beim König den Antrag, »mit einem ihm bekannt gewordenen optischen Apparat Versuche anzustellen«. ²⁷¹ Doch der im Zuge der in Preußen herrschenden Reaktion erfolgte Rücktritt des Kriegsministers von Boyen ließ Müfflings Vorschlag erst einmal im Sande verlaufen; der Nachfolger v. Hake wußte nur zu gut, wes Geistes Kind die von Müffling vorgeschlagene »Bombenpost« war. Nicht allein, daß sie eine Kriegsführung ermöglichte, deren Strategie von der Schaffung und Verteidigung eines »Vaterlandes« anstatt einer Dynastie ausging, sie erforderte zudem eine »im Landwehrverhältnis befindliche«²⁷² und damit im Ruch Scharnhorsts, Gneisenaus und Kleists stehende Telegraphenkompanie. Erst 1830 kam es – nach einer erneuten Eingabe Müfflings (inzwischen Chef des Generalstabs) – zur Bildung einer Telegraphenkommission unter seinem Nachfolger Generallieutenant von Krauseneck, die jedoch bald feststellte, daß der von Müffling empfohlene Klappen-Telegraph – offenbar eine Version des in Schweden gebräuchlichen Edelcrantz'-schen Systems²⁷³ – untauglich war. Doch inzwischen hatte Kleists *Entwurf einer Bombenpost* seine späten Früchte getragen. 1830 hatte der Geheime Postrat Carl Philipp Heinrich Pistor eine *Denkschrift über die Anlegung telegraphischer Linien innerhalb der königlichen Staaten* beim Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Bernstorff vorgelegt. Pistor hatte nicht nur Kleist gekannt – er war wie dieser Mitglied der »Christlich-deutschen Tischgesellschaft« gewesen, der neben Gneisenau, Clausewitz und

269 Vgl. Drogge, 1982: 6-8.

270 Müffling hatte nach der Niederlage von 1806 seinen Abschied als Major erhalten und war als Vizepräsident der Domänenkammer in die Dienste des Herzogs von Sachsen-Weimar getreten (vgl. Drogge, 1982: 13). Über seine Identität mit Goethes Hauptmann und seine Aktivitäten in Weimar vgl. Kittler, Ottilie Hauptmann. In: Kittler, 1991: 139-147.

271 Frobenius, 1906: 378. 272 Frobenius, 1906: 379.

273 Vgl. Herbarth, 1978: 22-24, 26 und 41.

Adam Müller auch Arnim und Brentano angehört hatten²⁷⁴ und in der über die Möglichkeiten zur Produktion eines deutschen Patriotismus debattiert wurde –, sondern wurde auch als begeisterter Violinspieler und Experimentator mit nichtelektrischer Telephonie zum Vorbild für E.T.A. Hoffmanns Rat Krespel.²⁷⁵ 1810, wie als Antwort auf Kleists Bombenpost-Vorschlag, gründete Pistor eine Werkstatt, in der astronomische, mechanische, optische und physikalische Instrumente fabriziert wurden. Aus ihr entstammte der Entwurf des Telegraphen und ein Großteil der auf den Stationen verwendeten Fernrohre. Pisters Telegraph war eine Adaption des vom englischen Leutnant R. N. Barnard L. Watson auf der Strecke von Wheatson nach Liverpool und Holyhead errichteten Apparates (Pistor war zum Studium des Apparates eigens nach England gereist), für den seinerseits der »Secound Polygrammatic Telegraph« von Sir William Pasley Vorbild gewesen war.²⁷⁶ Pistor/Watsons/Pasleys Telegraph wurde für gut befunden und am 16. Oktober 1831 eine »Immediat-Commission zur Errichtung von Telegraphenlinien« unter dem Vorsitz von Krauseneck gebildet, der neben anderen auch ein Major im Generalstab namens Franz August O'Etzel angehörte. O'Etzel war das Bindeglied oder der *operator* zwischen Müffling und Pistor, Goethes Hauptmann und Hoffmanns Krespel. Er hatte zunächst als Chemiestudent 1803 im Hause Berthollets in Paris freundschaftliche Kontakte zur kommenden Wissenschaftler-Elite Frankreichs geknüpft: Gay-Lussac, Arago und Poisson. Er wohnte Napoleons Selbstkrönung zum Kaiser bei, lernte Laplace kennen und schließlich den im Hause Berthollets verkehrenden Alexander von Humboldt, den er im Sommer 1805 nach Neapel begleitete, wo sie den Ausbruch des Vesuvs beobachteten und O'Etzel Barometermessungen auf dem Vulkan durchführte.²⁷⁷ 1806 beendete er seine Studien in Paris und übernahm eine staatliche Anstellung als Assistent im Farbenlaboratorium der Königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin, die er aber schon zwei Jahre später wieder aufgab, als die Franzosen das preußische Berg- und Hüttenwesen unter ihre Kontrolle nahmen.²⁷⁸ Er erwarb eine Apotheke (in der Poststraße) und verkehrte zwischen 1808 und 1810 in den Kreisen der Berliner Romantiker – das heißt in denselben Kreisen wie Pistor:

274 Vgl. Vgl. Haase, 1986: 165. 275 Vgl. Haase, 1987: 55 und überhaupt.
276 Vgl. Herbarth, 1978: 49. 277 Vgl. ADB, 1875/1967: VI 402.
278 Vgl. Feyerabend, 1937: 80.

mit Chamisso, mit E.T.A. Hoffmann, Fouqué sowie mit Clemens Brentano und Achim von Arnim,²⁷⁹ die beide mehrere Jahre lang im Hause des Postrats Pistor wohnten.²⁸⁰ Zusammen mit Friedrich Friesen und Friedrich Ludwig Jahn gründete er einen Fechtboden und eine Schwimmschule: Bildungsanstalten des preußischen Freiheitskämpfers.²⁸¹ 1806 hatten Scharnhorst, Gneisenau und von Stein mit dem erklärten Ziel der Wehrrertüchtigung die Einführung von Leibesübungen an den Schulen gefordert. 1808 gründete Friesen die Deutsche Fechtbodengesellschaft.²⁸² Das Schwimmen als militärische und sportliche Disziplin hatte dagegen Ernst von Pfüel eingeführt, jener Freund Kleists, der, indem er im Thuner See schwimmen ging, in dessen Herz das Zeitalter der Griechen wieder herstellte.²⁸³ All das zeitigte rasche Folgen. O'Etzel wurde zum Rekruten Kleists, Gneisenaus, Friesens und Pfüels für die anstehende Hermannsschlacht: 1810 trat er in das Brandenburgische Ulanenregiment Nr. 3 ein. Vier Jahre später bekam er zum ersten Mal eigenhändig mit Telegraphie zu tun – er zerstörte eine französische Station. Kurz darauf, in der Schlacht von Paris, wird Müffling auf den Ordonnanzoffizier Etzel im Hauptquartier des Feldmarschalls Blücher aufmerksam. Mit dem Ergebnis, daß O'Etzel 1816 im Auftrag Müfflings nach Koblenz geht, um die neuen Rheinprovinzen zu vermessen.²⁸⁴ 1820 kehrt er in den Großen Generalstab nach Berlin zurück. Pistor dürfte 1831 für O'Etzel also ein alter Bekannter gewesen sein. Sein Telegraph ersetzt den als für zu gebrechlich befundenen Müfflings. Dann aber (1833) wird die Organisation einer preußischen Feldtelegraphie auf eine unbestimmte Zukunft vertagt, wohingegen 1832 der Bau einer Staatstelegraphenlinie von Berlin nach Koblenz beschlossen und Major O'Etzel mit der Ausführung beauftragt wurde. Aus dem Geist Kleists, Hoffmanns und der preußischen Heeresreformer von 1810 entstand 1833 die bis dahin längste Telegraphenlinie der Welt. Wie es sich gehörte, wurde sie und ihr »Telegraphenkorps« dem Generalstab und damit O'Etzel unterstellt, der zwei Jahre später zum ersten preußischen Telegraphendirektor ernannt wurde.²⁸⁵ Nach seiner Rückkehr in den Großen Generalstab 1820 hatte O'Etzel an der Allgemeinen Preußischen Kriegsschule Terrainlehre und Militärgeogra-

279 Vgl. Pieper, 1967: 51. 280 Vgl. Haase, 1987: 56. 281 Vgl. Feyerabend, 1937: 80.
282 Vgl. Wolf Kittler, 1987: 332 und 334. 283 Vgl. Kleist, B 7. Jan. 1805/1985: II 749.
284 Vgl. Herbarth, 1978: 48. 285 Vgl. Herbarth, 1978: 42f. und Feyerabend, 1937: 82.

phie gelehrt;²⁸⁶ ebendort traf er auf einen gewissen Georg Simon Ohm, der 1826 das nach ihm benannte Gesetz formulierte:²⁸⁷ das Grundgesetz der Elektrizität, das Grundgesetz folglich auch der elektrischen Telegraphie, die O'Etzel schon nach wenigen Betriebsjahren der Linie Berlin-Koblenz für effektiver hielt als die optische. Messungen der Telegraphiergeschwindigkeit hatten ein denkwürdiges Ergebnis erbracht: eine Steigerung von parallel übertragenen Daten hat einen ungleich geringeren Effekt auf die Erhöhung der Telegraphiergeschwindigkeit als eine Steigerung seriell übertragener Daten. Der große Zeichenschatz des preußischen Telegraphen, der sechs Indikatorstellungen pro Arbeitstakt parallel übertrug, steigerte die Depeschengeschwindigkeit gegenüber dem französischen Telegraphen, der nur zwei Indikatorstellungen plus eine Regulatorstellung parallel übertrug und dafür einzelne Zeichen etwa doppelt so schnell übertragen konnte wie der preußische, nur um das Doppelte, so daß beide Systeme etwa gleich schnell arbeiteten – das preußische jedoch mit einem zwanzigfach größeren Aufwand an Code.²⁸⁸ Eine Erkenntnis, die schließlich die Einführung der rein seriell übertragenen *dots and dashes* des Morsetelegraphen favorisierte. Derart von den mathematischen Gesetzen der Kommunikation überzeugt – schlechtes Wetter (in Preußen nicht gerade selten) und kurze Wintertage taten ein Übriges –, warb O'Etzel schon am 13. Oktober 1837, nachdem am 11. September der preußische Gesandte in München von Dönhoff an das Preußische Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten über Steinheils erfolgreich verlaufenen Versuch mit elektrischer Telegraphie berichtet hatte,²⁸⁹ für die Einführung elektrischer Telegraphen (mit gutachterlicher Unterstützung von Alexander von Humboldt). 1840 durfte er Friedrich Wilhelm IV. im Schloß Sanssouci einen selbst erfundenen elektro-magnetischen Apparat vorführen – der Bau einer Leitung scheiterte jedoch im folgenden Jahr an dem gleichen Problem, das schon 1791 einen Claude Chappe zur Aufgabe seiner elektrischen Pläne und zur Entwicklung der optischen Telegraphie gezwungen hatte: mangelnde Isolation.²⁹⁰

Als General O'Etzel daher im Jahre 1846 einen Aufsatz *Über den Stand der Telegraphie und ihre möglichen Verbesserungen* zugeschickt bekam, der ver-

sprach, alle Isolationsprobleme durch Umpressung der Drähte mit einem seltsamen neuen Material namens Guttapercha zu lösen,²⁹¹ kommandierte er den Verfasser, einen Sekonde-Lieutenant der Artillerie, sofort in die Telegraphen-Kommission des Generalstabs. Sein Name: Werner Siemens.²⁹² 1848, im Revolutionsjahr, baute Siemens mit dem Mechaniker Halske, mit dem er ein Jahr zuvor eine Telegraphen-Bauanstalt in Berlin-Schöneberg gegründet hatte, die erste elektrische Telegraphenlinie von Berlin nach Frankfurt (wo die Paulskirche tagte) und Koblenz. Ein Jahr später wurde der Telegraph – gegen den Widerstand des Militärs – der Allgemeinheit zur Verfügung²⁹³ und unter die Verwaltung des Handelsministeriums gestellt. Kleists Vorschlag, den öffentlichen Diskurs mittels elektrischer Telegraphie alias Bombenpost zu militarisieren, war damit realisiert. Dagegen tat sich das Militär mit der Umstellung seiner Befehlswege auf Telegraphie eher schwer. Erst als aufgrund der Einführung von Morseapparaten 1854 bei den Eisenbahnen eine große Zahl ausgemusterter Siemens'scher Zeigertelegraphen billig zu haben war, begann die Heeresverwaltung mit dem Aufbau eines Festungstelegraphennetzes. 1856 wurde schließlich auch die Beschaffung von Morsegeräten usw. sowie die Ausbildung einer Feldtelegraphentruppe genehmigt. Dennoch dauerte es bis zum 20. April 1859, dem Tag, an dem die Kriegsbereitschaft verfügt wurde, bis der erste Schritt zu ihrer Organisation unternommen wurde.²⁹⁴ Kleists Vorschlag, Soldaten in Postmeister zu verwandeln, stieß bei Offizieren wie Wilhelm Rüstow auf erklärten Widerstand: niemals, behauptete dieser, würden »geistlose Drähte« den berittenen Stabsoffizier ersetzen; eine Schlacht könne nicht von einem Telegraphenbureau aus gelenkt werden.²⁹⁵ Nun, wenn auch nicht eine Schlacht, so doch ein Krieg. Eben das bewies der 1858 offiziell zum Chef des Generalstabs ernannte Helmuth v. Moltke in der Schlacht von Königgrätz mit seinem berühmten Konzept eines

291 Es handelt sich dabei um den eingetrockneten Milchsaff der Isonandra Gutta, einer im malaisischen Archipel heimischen Baumart. Ein recht exotischer Stoff mithin, der dem Leutnant deshalb bekannt werden konnte, weil er einen in Britannia lebenden Bruder hatte, das damals bekanntlich noch »die See regierte« (Vgl. Kunert, 1940: 10). 292 Vgl. Siemens, 1892/1956: 51.

293 »Verfügen« ist allerdings ein gelinder Euphemismus für den schwierigen, rigorosen Beschränkungen unterworfenen Zugang zur neuen Diskurstheologie: der Absender eines privaten Telegramms mußte eine polizeiliche Unbedenklichkeitsbescheinigung vorlegen sowie zwei am Ort bekannte Personen als Leumundszeugen beibringen (Vgl. Oberliesen, 1982: III).

294 Vgl. Frobenius, 1906: 380f. 295 Vgl. Showalter, 1973: 49.

286 Vgl. ADB, 1875/1967: VI 402. 287 Vgl. Hagen, TS 1990: 3. 288 Vgl. Herbarth, 1978: 61. 289 Vgl. Kunert, 1940: 6 und Hennig, 1908: 105. 290 Vgl. Feyereabend, 1933 a: 165.

»Aufmarsches aus weit getrennten Räumen unter Versammlung der verschiedenen Armeen auf dem Schauplatz der Entscheidung, auf dem Schlachtfeld.«²⁹⁶ Die »Möglichkeit [dazu] schuf, in Verbindung mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes aller Länder, in erster Linie die elektrische Telegraphie. Sie machte die militärische Führung auf allen Punkten einer Operationsarmee gleichzeitig gegenwärtig.«²⁹⁷ 1866 war der Effekt des Telegraphen mithin nicht die von Rüstow befürchtete Einschränkung der selbständigen taktischen Entscheidungen der kommandierenden Generäle, sondern die Einschränkung der Bedeutung dieser Entscheidungen: »ein Kriegssystem wurde übernommen, das Strategie wichtiger und Taktik weniger wichtig machte.«²⁹⁸ Den eigentlichen Gegenbeweis zu Rüstows Behauptung konnte erst 1909 Graf Alfred von Schlieffen antreten, nachdem die Feldtelegraphie durch Staffelung in vier Zonen – Staatstelegraphie, Etappentelegraphie, Armee- bzw. Korps- und Reservedivisionstelegraphie und schließlich Kavallerietelegraphie – auch taktische Bedeutung gewonnen hatte.²⁹⁹ Fortan, so Schlieffen, befindet sich

[d]er Feldherr [...] weiter zurück in einem Hause mit geräumigen Schreibstuben, wo *Draht- und Funkentelegraph, Fernsprech- und Signalapparat* zur Hand sind [...]. Dort, auf einem bequemen Stuhle vor einem breiten Tisch hat der moderne Alexander das gesamte Schlachtfeld vor sich, von dort telegraphiert er zündende Worte.³⁰⁰

Was Rüstow für unmöglich erklärt hatte, wurde wahr: daß »geistlose Drähte« den Feldherrn auf seinem Schimmel ersetzen, oder, mit anderen Worten: der Erste Weltkrieg.

Was für eine auf Telegraphenkabel gestützte militärische Führung gilt, gilt für auf Telegraphenkabel spezialisierte Unternehmen nicht minder: beide werden auf allen Punkten einer Operationsarmee gleichzeitig gegenwärtig. Nachdem der Leiter der preußischen Staatstelegraphie Nottebohm ein Embargo über Siemens & Halske verhängt hatte, begannen die Gebrüder Siemens die Weltgeschichte selber in Gestalt des Kampfs zwischen Leviathan und Behemoth, der Seemacht England und der Landmacht Rußland,³⁰¹ auf eine neue Operationsbasis zu stellen. Während Bruder Carl von Petersburg

aus das russische Reich verkabelte, produzierte Bruder William in London, wo die Siemens-Brothers eine Niederlassung hatten, das technische know-how des zukünftigen englischen Seekabelmonopols. Wie im 16. Jahrhundert die Mitglieder des Taxis-Klans alle Schaltstellen Europas besetzten, um ein Habsburger Reich auf der Basis einer Relais-Post zu schalten, besetzten die Siemens im 19. Jahrhundert die Metropolen der größten europäischen Mächte, um eine internationale Kabeltelegraphie aufzubauen.

Womit sie aber zugleich bewiesen, wie sehr sie unter dem Gesetz einer Wiederkehr der eigenen Geschichte standen. Russisch-englischer Technologietransfer stand nämlich noch vor dem Anfang der Siemens-Firmengeschichte. Alles Interesse für Telegraphie fing beim Artillerie-Leutnant Werner Siemens nämlich an jenem schönen Tag an, als er im Hause eines ihm befreundeten Brigadkameraden namens Soltmann einen Wheatstone'schen Zeigertelegraphen zu sehen und zu testen bekam.³⁰² Doch die Erfindung, die Siemens in der Folge weiterentwickelte, war selber bereits eine Weiterentwicklung und Wheatstone, der Erfinder des Relais, selber ein Relais. 1836 hatte William Fotherhill Cooke, Offizier a. D. der East India Company's Army, in einer Vorlesung von Professor Muncke in Heidelberg den Zeigertelegraphen eines gewissen Pawel Lwowitsch, besser bekannt als Baron Schilling von Cannstatt, in Augenschein nehmen können. Lwowitsch alias Schilling war russischer Gesandter in Deutschland und mit Sömmering bekannt gewesen. 1832 hatte er seinen Fünf-Nadel-Telegraphen in Berlin dem Zaren Nikolaus als Medium einer absoluten Kontrolle demonstriert, dessen das russische Kontinentalreich dringend bedürfe. Auch der damals ebenfalls anwesende Alexander von Humboldt versuchte den Zaren davon zu überzeugen, daß Rußland unbedingt Telegraphie brauche.³⁰³ Und so wie Schilling von Cannstatt den Nutzen der Telegraphie für das russische Kontinentalreich im Auge gehabt hatte, erkannte der Indien-Veteran Cooke seinerseits sofort ihren Wert für ein schnelles militärisches Operieren im Raum – sei es um Demonstrationen im eigenen Land oder um Aufstände in Kolonien möglichst frühzeitig bekämpfen zu können.

296 Görnitz, 1967: 76. 297 Groß, 1904: 203.

298 Van Creveld, 1985: 145. 299 Vgl. Schmiedeck, 1906: 136-139.

300 Schlieffen, zit. nach: Kittler, 1986 b: 359. 301 Vgl. Schmitt, 1942/1981: 16.

302 Vgl. Siemens, 1892/1956: 41. Siemens entwickelte daraufhin Wheatstones Apparat weiter, indem er ihn vor allem mit einem System der Selbstunterbrechung kombinierte. Der Siemens-Zeigertelegraph wurde dadurch das zuverlässigste zur Verfügung stehende System und wurde 1848 auf der Berlin-Koblenz-Linie eingesetzt. 303 Vgl. Hubbard, 1965: 13 und 28.

The memory of Peterloo was still green, so that Cooke saw the value of his invention to Government in its being enabled »in case of disturbances to transmit their orders to the local authorities and, if necessary, send troops for their support; while all dangerous excitement of the public might be avoided«, ³⁰⁴

Allein, Cooke war Soldat und kein Ingenieur. So wandte er sich mit seinem recht dilettantischen Gerät zunächst an Michael Faraday und schließlich an Charles Wheatstone. Carl und William Siemens wurden somit gewissermaßen zu Wiedergängern Cannstatts und Wheatstone/Cookes unter der Klammer eines einzigen Firmennamens. Die Rolle, die die Siemens-Brüder im Krimkrieg spielen sollten, kann daher auch als Vermittlungsamt der Rückantwort des zweiten *facteurs* an den ersten angesehen werden, deren Produkt (oder Interzeption) den technologischen Vorsprung der Siemens begründet hatte.

Denn 1853 legten die Siemens-Brüder, als seien Cannstatt und Wheatstone, Rußland und England, Teilhaber ihrer Firma, auf beiden Seiten der Front Kabel, wobei Bruder Werner, zum Beweis der Pyncheon-These, »daß das wahre Geschäft des Krieges im Kaufen und Verkaufen besteht«, ³⁰⁵ die Drähte für den russischen Telegraphenbau von Lübeck aus durch die englische Blockade schmuggelte, damit die Linie nach der Krim gerade noch rechtzeitig fertig werden konnte, um den voraussichtlichen Fall der Festung Sewastopol nach Petersburg zu melden. ³⁰⁶

Die restliche Geschichte der Telegraphie ist im Prinzip nichts als die Fortsetzung und Universalisierung des Krimkriegs. Die Front verlief in der Folge zwischen Landmächten, in denen die Telegraphie in der Regel zum Staatsmonopol wurde und die sich nach und nach auf der Basis internationaler Verträge verschalteten – 1850 wurde, nach dem Vorbild der Post, der Deutsch-Österreichische Telegraphenverein gegründet, 1865 der Internationale Telegraphenverein (einziges nicht vertretenes Land: England) ³⁰⁷ – und Seemächten bzw. der Seemacht England, welche die Telegraphie privaten Konzernen überließ. Und weil die submarine Telegraphie keine Staatsverträge (wie die Landtelegraphie) produziert, sondern vor allem einen

internationalen Kapitalverkehr von völlig neuen Dimensionen, war die zukünftige Vorherrschaft der Unterseekabel oder Englands bereits vorprogrammiert. Wenn der Weltpostverein die Welt auf der Basis der Briefmarke in eine Sammlung von Ansichtskarten verwandelte, so verwandelte die Eastern Telegraph Company im Auftrag des Colonial Defence Committee die Welt auf der Basis der Telegraphie in ein Empire.

1857 adressierte Werner Siemens seine *Theorie der Legung und Untersuchung submariner Telegraphenleitungen* – also die Theorie des britischen Empires selber – direkt an die englische Kabelindustrie in Gestalt der Firma Newall & Co., die 1851 das erste funktionstüchtige Unterseekabel der Welt durch den Kanal von Dover nach Calais gelegt hatte. ³⁰⁸ Mit der 1869 in Betrieb genommenen Indo-Europäischen Linie der Siemens von London durch Preußen, Rußland und Persien nach Kalkutta ³⁰⁹ konnte das Insel- und Küstenreich Großbritannien dagegen nicht so glücklich werden – immerhin ist nichts leichter, als ein Kabel zu kappen oder abzuhören. Daher war der Eastern Telegraph Co. der Dank (und das Geld) der Regierung sicher, als sie schon im Jahr darauf von London über Gibraltar, Malta, Alexandria, Suez, Aden ein Seekabel nach Bombay legte, das so gut wie keinen Kontakt mit nicht-britischen Küsten hatte (die Schwachstelle Ägypten wurde bekanntlich 1882 beseitigt). Im Maße die Einsicht wuchs, daß »the maintenance of submarine cable communication throughout the world in time of war is of the highest importance to the strategic and commercial interests of every portion of the British Empire«, ³¹⁰ verfolgte das Colonial Office mehr und mehr das Ziel, die britischen Kolonien vollständig mit »all red routes« zu verkabeln: ³¹¹ das hieß nichts Geringeres, als die ganze Welt mit einem Netzwerk aus Telegraphenkabeln zu überziehen, die nur britischen Boden berührten. Das »all red system«, das – wie Kennedy schreibt – für die Army, die Navy und das Colonial Office zu einem wahren Fetisch wurde, ³¹² entbarg die weltgeschichtliche Bedeutung von so obskuren Eilanden wie Ascension, Norfolk, Rodriguez, Fanning und die Kokos-Inseln: nachdem sie Anlandepunkte der All-red-Kabel geworden waren, hing nichts weniger von

³⁰⁸ Vgl. Siemens, 1892/1956: 119 und 124-128 (die Abhandlung erschien erst 1874 im Druck).

³⁰⁹ Vgl. Siemens, 1892/1956: 185-188. ³¹⁰ Colonial Defence Committee memorandum 417M, secret, 7 July 1910, zit. nach: Kennedy, 1979: 76.

³¹¹ Vgl. Kennedy, 1979: 77. ³¹² Vgl. Kennedy, 1979: 79.

³⁰⁴ Hubbard, 1965: 31. ³⁰⁵ Pyncheon, 1973/1981: 171.

³⁰⁶ Vgl. Siemens, 1892/1956: 109 und 111. ³⁰⁷ Vgl. Fischer, 1879: 114.

ihnen ab als Großbritanniens »Existenz als einer Nation«.³¹³ Das konnte schließlich auch dem Dichter nicht verborgen bleiben, der wie kein anderer den Briten ihre imperiale Existenz als Nation nahegebracht hat. Für einmal ging daher Rudyard Kipling auf Tauchstation und damit dem Empire und seiner Literatur auf den buchstäblichen Grund.

Here in the womb of the world – here on the tie-ribs of earth
Words, and the words of men, flicker and flutter and beat -
Warning, sorrow, and gain, salutation and mirth -
For a Power troubles the Still that has neither voice nor feet.
They have wakened the timeless Things; they have killed their father Time;
joining hands in the gloom, a league from the last of the sun.
Hush! Men talk to-day o'er the waste of the ultimate slime,
And a new Word runs between: whispering, »Let us be one!«³¹⁴

Wobei einzig das letzte Wort falsch ist. Nicht eins zu werden lautet der Befehl, der die *Deep Sea Cables* des gleichnamigen Sonetts in die »deserts of the deep« schickt, sondern »British«. 1911 war das »all red system« komplett.³¹⁵ Über 70 % aller Kabel der Welt waren in britischen Händen,³¹⁶ ganz zu schweigen vom britischen Monopol auf Guttapercha, dem einzigen Isolationsmaterial.³¹⁷ Eine Überlegenheit, deren Ausmaß schon bald, nämlich am Morgen nach der englischen Kriegserklärung am 4. 8. 1914, sichtbar werden sollte. Denn während das Deutsche Reich 1914 zwar die Verbindung eines jeden Teils seines Netzes mit der Heimat und mit jedem anderen Teil des Netzes ohne Inanspruchnahme englischer Kabel erreicht hatte,³¹⁸ so waren die deutschen Kabelgesellschaften im Ausland trotzdem fast durchweg auf Anlandepunkte an fremden Küsten angewiesen. Folglich war es ein Leichtes, das Reich kabeltechnisch zu dissoziieren: am 5. 8. 1914 durchschnitt der Kabeldampfer »Alert« die den Kanal durchque-

313 Report of the Inter-Departmental Committee on Cable Communications, 26 March 1902, zit. nach: Kennedy, 1979: 76. 314 Kipling, 1969: 174. 315 Nachdem London mit dem Kap der Guten Hoffnung über Madeira, die Kapverdischen Inseln, Ascension und St. Helena verbunden war, das Kap seinerseits mit Australien über Mauritius, Rodriguez und die Kokos-Inseln, das Kap mit Indien über Mauritius, die Seychellen und Ceylon, Halifax mit St. Lucia über die Bermudas und London schließlich mit Indien sogar »in the opposite direction« über Kanada und Australien (um nur einige der »all red routes« zu nennen). 316 Vgl. Oberliesen, 1982: 122 (Stand von 1898). 317 Schon 1880 hatte die India Rubber, Gutta Percha & Telegraph Works Co., eine Tochter der Telegraph Construction & Maintenance Co., praktisch das Monopol über die gesamte Guttaperchaproduktion erlangt (Vgl. Kieve, 1973: 117). 318 Vgl. Kunert, 1962: 351.

renden deutschen Kabel, das Kabel Monróvia-Pernambuco wurde am 13. 9. 1915 gekappt, die Kabelstationen der deutschen Gesellschaften im Ausland wurden geschlossen und beschlagnahmt.³¹⁹ Die Zerstörung der englischen Kabelstationen auf Fanning am 7. 9. 1914 durch den Kreuzer »Nürnberg« und am 9. 11. 1914 auf den Kokos Inseln durch die »Emden« blieb dagegen fast vollkommen ohne Wirkung.³²⁰

Mit dem Aufbau des »all red system« entstand zugleich die Logistik eines Sherlock Holmes, dieses virtuosens Benutzers der Telegraphie, bzw. die Möglichkeit, daß ein Gehirn von der Art des Poe'schen Dupin (der noch auf die Reichweite seiner Füße und mithin auf den Raum einer europäischen Kapitale beschränkt war) sich über den ganzen Erdball ausbreiten konnte. Durch die Telegraphie wurde das neue, auf Photographie und Anthropometrie gegründete Wissen der Polizei erst effektiv: Das ein Individuum identifizierende, es seiner selbst überführende Wissen kann jetzt an jedem Ort der Welt bereitgestellt werden. Daß das Wissen von den Dingen und Leuten unendlich viel schneller gesendet werden kann als die Dinge und Leute selber, ermöglicht nicht nur weltweite Manipulationen des Warenverkehrs, sondern auch einen neuen, ortsunabhängigen Begriff vom Individuum. »Der Telegraph hat den Arm der Polizei lang gemacht«, schrieb bereits 1857 der Statistiker Karl Knies, Sherlock Holmes Methode der Identifizierung und Verfolgung z. B. in *Study of Scarlet oder The Five Orange Pips* vorwegnehmend,³²¹ »so lang, daß er bis in die fernsten Bezirke des Continents und bis auf die Schiffe im Hafen der Seestädte reicht.«³²² Bezeichnenderweise stellte ein 1842 auf der Eisenbahnstrecke Slough-London/Paddington in Betrieb genommener Zweinadeltelegraph von Wheatstone und Cooke den Nutzen der elektrischen Telegraphie erst dadurch unter Beweis, daß er einen Verbrecher an den Galgen brachte. Dem Mörder Towell, der in Slough seine Geliebte Sarah Hart umgebracht hatte, nützte es zum ersten Mal nichts mehr, auf der Eisenbahn zu fliehen, da sein »telegraphisches Signalement« Paddington so viel früher erreichte, daß er bei seiner Ankunft sofort verhaftet werden konnte.³²³ Für keine Zeit, schrieb Knies, konnte der Telegraph so wichtig sein als für die, »welche gerade durch die Erfindung der

319 Vgl. Kunert, 1962: 349-358. 320 Vgl. Kunert, 1962: 709f.

321 Vgl. Doyle, 1887/1981: I 141 und Doyle, 1891/1981: II 216.

322 Knies, 1857: 222. 323 Vgl. Hennig, 1908: 125f.

Eisenbahnen einen fast unmeßbar vervielfältigten und beschleunigten Personentransportverkehr hatte auftreten sehen.«³²⁴ Personen- und Nachrichtenverkehr, noch zwanzig Jahre zuvor ein und dasselbe, nämlich Post, fallen in zwei sich gegenseitig bekämpfende Lager auseinander: Eisenbahn und Telegraphie. Die erste verbreitet das Böse, die Körper, die zweite die Macht des Gesetzes, die Zeichen. Seit Erinnerungsbilder von Ansichtskarten standardisiert worden sind und die Technik der Individualisierung an polizeiliche Bild-Archive gefallen ist, die durch eine Bildtelegraphie ubiquitär geworden sind,³²⁵ sind die Orte rar geworden, wo einen die Medien der Spurensicherung vergessen: überallhin »(eilt) die scharfe Zeichnung des Conterfei's [...] dem Verbrecher voraus.«³²⁶

Wenn Telegraphie gerade keine Top-secret-Informationen des Militärs und keine Fahndungsphotos der Polizei übermittelt, dann tickern – jedes Kind weiß es – Börsenkurse über ihre Leitungen. 1815, am Tag nach der Schlacht von Waterloo, gelang dem zweiten Londoner Rothschild, Nathan Mayer, die bis dahin größte Börsenspekulation aller Zeiten, einfach weil Napoleons optische Telegraphen – nicht anders als die der englischen Admiralität³²⁷ – einzig dem Staat zur Verfügung standen und Kleists Bombenpostvorschlag von niemandem in die Tat umgesetzt worden war.

Die Kurse der englischen Staatsrente hatten unter dem Eindruck von pessimistischen Gerüchten, die seit der Niederlage Blüchers bei Ligny umliefen, einen Tiefstand erreicht. Rothschild kaufte das ganze Angebot, weil er früher als das Publikum über den Sieg der Alliierten informiert war. Er hatte nämlich dafür gesorgt, daß die Nachricht mit einigen Stunden Vorsprung in London eintreffen konnte, dank einem sorgfältig vorbereiteten System von Wechselpferden über Land und einem schnellen Segler über die Nordsee.³²⁸

Seit 1889 die Western Union Telegraph Co. das zweite transatlantische Kabel direkt ins New Yorker Börsengebäude gelegt hatte und damit eine instantane Reaktionsfähigkeit internationaler Märkte zur Regel machte,³²⁹

324 Knies, 1857: 222. 325 Bereits 1847 erfand Frederick C. Bakewell ein Verfahren, Bilder telegraphisch zu übertragen. »Bei diesem System wurde eine Metallfolie mit einer »Isoliertinte« beschriftet, die dann um einen Rotationszylinder gewickelt wurde. Anschließend wurde der Zylinder mittels eines Laufwerks gedreht und die Folie dabei mit einem Metallstift abgetastet. Beim Empfangsgerät fuhr ein ähnlicher Metallstift über chemisch präpariertes Papier (Abramson, 1990: 147).

326 Knies, 1857: 222. 327 Vgl. Aschoff, 1974: 24f.

328 de Man, 1951: 93. 329 Vgl. Voigt, 1965: 866.

wurde Derartiges zum Alltag. *Die Diagnose unserer Zeit* angesichts dieses Zergehens des Postmonopols auf jegliche Datenübertragung lautet für den Onkel eines amerikanischen Literaturwissenschaftlers selbstredend »Kulturverfall«, während sie 1874, im Gründungsjahr des Weltpostvereins, Gottfried Keller den Beginn der Posthistoire offenbarte. Geschichte wie auch Geschichtsfiktion als eine Narration, die die Dinge kontemplativ aufzeichnet, wie sie erscheinen, zeugte anstatt von der Natur der Dinge nur von einem bestimmten Stand der Medientechnik als ihrer Möglichkeitsbedingungen: einer Relaispost, die Nachrichten- und Güterverkehr umfaßte und parallel führte. In dem Jahr, in dem nicht nur ein Internationaler Telegraphenverein in Paris gegründet wurde, sondern auch die Anglo-American Telegraph Corporation das erste auf die Dauer funktionierende transatlantische Kabel zwischen Irland und Neufundland legte, hatte Keller in den »Mißbrauchten Liebesbriefen« bereits die Geschichte der Literatur als Epoche der Unzustellbarkeit selbiger Liebesbriefe definiert. Jetzt, im Vorwort ihrer Buchausgabe, erscheint noch dieser literarische Metadiskurs selber als das Postskriptum jener für immer vergangenen Epoche. Weil die Zustellung von res gestae wie Waterloo an eine Telegraphie gefallen ist und daher »das Eröffnen oder Absenden von Depeschen und hundert ähnliche Dinge [...] den Tag ausfüllen, [...] ereignet sich nichts mehr unter [den Leuten von Seldwyla], was der beschaulichen Aufzeichnung würdig wäre, und es ist daher an der Zeit, in ihrer Vergangenheit [...] noch eine kleine Nachernte zu halten.«³³⁰ Die Ereignisse sind für Dichter ohne Telegraphenanschluß unzustellbar geworden. Weil Schrift, seit es Telegraphie gibt, nicht mehr in jedem Fall der gemeinsame Träger von res gestae und res narratae ist, wird auch Geschichtsfiktionen wie den Seldwyler Novellen der Rekurs auf die Ereignishaftigkeit des Erzählten unmöglich. Die Novelle als Aufzeichnungs- und Verarbeitungssystem von Ereignissen kann nur noch auf Vergangenes, das heißt auf schon Geschriebenes zurückgreifen. Die Novelle wird historistisch. Doch während die Prosa mit dem blauen Auge namens Historismus noch ganz gut davonkommt, wird der Poesie von der Telegraphie ein weitaus grausameres Schicksal bereitet. Sie erwartet der Kochtopf. Das jedenfalls ist einer Novelle mit dem Titel *Die Kurstauben* von Karl Gutzkow zufolge

330 Keller, 1874/1963: 252f.

die Lage von 1852, nur drei Jahre nach dem Beginn der öffentlichen Nutzung preußischer Telegraphie. Leontine Simonis, einsame Palme aus dem Morgenland Heinrich Heines und Tochter eines reichen jüdischen Geschäftsmannes, fühlt sich unter den »Eisenbahnaktien, Kurszetteln, Bankausweisen« ihrer Brüder, Vettern und Oheime einsam und unverstanden. Verständnis findet ihre schwärmerische Seele allein bei einem gedichteschreibenden und selbstredend mittellosen Doktor der Philosophie namens Moritz Sancho. Doch weil während eines Sommeraufenthalts »von einem Briefwechsel keine Rede sein konnte«, da »Leontine kaum gewagt hätte, eine Zeile anzunehmen, die ihr von Sancho auf postalischem Wege zugekommen wäre«, ³³¹ ist die romantische Dame plötzlich mit einem höchst prosaischen Kaufmann getraut und der Philosophen-Dichter in seelischen Nöten. Schließlich, nach langer Trennung, wagt er einen neuen poetischen Annäherungsversuch. Schon lange

hatte er beobachtet, daß Leontine tagtäglich einen kleinen an ihrer Villa angebrachten allerliebsten Turm bestieg, wo sie eine Anzahl Tauben hielt und diese regelmäßig fütterte. Diese Taubenzucht war ihm das Symbol einer dauernd und unzerstörbar in Leontinens Seele verbliebenen Poesie. ³³²

Also wird zum Schloß flugs der passende Schlüssel, das heißt ein Gedicht gefeilt, das die Tauben als Boten einer künftigen Liebeskorrespondenz beschwört:

Von meinem Auge will es nimmer schwinden
Das Bild: Gefangner Troubadour,
Dem ach! die Hoffnung einer Taube nur!
Sie kommt! Ein Blatt! Es flattert in den Winden -
Was würd' ich wohl! auf ihm geschrieben finden? ³³³

Doch der Poet, der 1852 das Hantieren von Frauen an Medien als möglichen Dienst an männlicher Autorschaft interpretiert, läuft in die Falle. Beim selben Diner im Hause des Kaufmanns, das er benutzt, um seiner Angebeteten sein poetisches Verkehrsangebot zukommen zu lassen, will man ihm die heiligen Symbole der Poesie als Beilage zum Gemüse servieren. Alle

Vertuschungsversuche Leontinens in letzter Minute bringen nur die schreckliche Wahrheit ans Licht: Die vermeintlichen »Vögel Aphroditens« ³³⁴ stellen sich als »unsere in drei Tagen mit Eröffnung des elektrischen Telegraphen ausgedienten alten Kurstauben« heraus. »Haben Sie nie meine Frau gesehen«, erläutert der Ehemann dem aus allen Wolken gefallenem Dichter,

wenn sie mittags um zwölf Uhr auf unsern kleinen Turm stieg und die Kurse abwartete, die mir meine Tauben von Brüssel brachten? Von Paris nach Brüssel signalisiert sie der Telegraph, von dort nach hierher ist jetzt erst der elektrische Draht fertig geworden. ³³⁵

Weshalb die längst von ihrem Ehemann zu häuslicherem Ehrgeiz umgezogene Brieftaubenbriefpartnerin in spe die Dichterpost wenige Stunden zuvor geschlachtet und in den Kochtopf gesteckt hat. Ein krasseres Beispiel für das Ende der Dichtung als Epoche der Post ist kaum denkbar. Ein Postverzehr macht einer Dichtung vor, was sie war, und damit zugleich ein Ende. Eine Poesie, die wie Goethes an Mädchenbriefen zehrte, läuft ins Leere, wenn die ehemals briefschreibenden Musen und Leserinnen im Dienst elektrischer Telegraphie und ihrer Ökonomie stehen. Seit Werner Siemens Guttaperchapresse ist es gefährlich, Frauendienst an postalischen Trägern als Pflege poetischer Symbole zu interpretieren. Wenn Frauen vom Postdienst an der Autorschaft zur Telegraphen-Assistenz des internationalen Börsengeschäfts übergelaufen sind, ist es schlicht ihr Job, obsolete postalische Nachrichtensysteme (auch wenn eine Poesie von ihnen zehrt) beim Auftauchen elektrischer zu opfern.

Wenn die Goethezeit dem Zeitalter der Telegraphie zum Diner serviert wird, ist die Alternative zu Kellers Entscheidung, die erzählte Zeit der Literatur als Vorzeit technischer Medien zu definieren, eine Literatur, die unter dem historischen Apriori der Zeichenökonomie eines Rowland Hill oder eines Internationalen Telegraphenvereins steht und so selber zum Ereignis unter hochtechnischen Bedingungen wird. Die von den Standards der Weltpostformate und der Übertragungskapazität abhängige Zeichenökonomie heißt literaturgeschichtlich expressionistischer Stil und medienhistorisch: Telegrammstil.

331 Gutzkow, 1852: 156. 332 Gutzkow, 1852: 170. 333 Gutzkow, 1852: 176.

334 Gutzkow, 1852: 170. 335 Gutzkow, 1852: 173.

Der unüberbotene Lakonismus der Gedichte August Stramms befolgt einfach nur die ökonomischen Gesetze, die das Medium Telegraphie dem Diskurs auferlegt hat, insofern er durch die Engführung des Signifikanten oder das Kabelnetz der Welttelegraphie passiert.³³⁶

Und das nicht zufällig: denn im Jahre 1909 promovierte der Oberpostpraktikant Stramm in Halle mit *Historischen, Kritischen und Finanzpolitischen Untersuchungen über die Briefpostgebührensätze des Weltpostvereins und ihre Grundlagen*; Grundlagen, die nichts anders sind, als die von den technischen Standards der Telegraphie diktierten zeichenökonomischen Gesetze. Während schon »[e]in oberflächlicher Blick auf die früheren und jetzigen Telegrammtarife aller Länder zeigt, daß die Weite der Beförderungstrecke [...] vielfach gänzlich unberücksichtigt bleibt«,³³⁷ einfach, weil es – wie schon Sömmering feststellte – gar keinen Unterschied macht, ob elektrischer Strom einen oder viele tausend Fuß weit fließt, machte die strikte Serialität der Datenübermittlung eine rigorose Preisstandardisierung der Nachrichten notwendig. »Der Telegraph ist ein mit den Schwingen des Blitzes beflügelter Bote«, zitiert Knies Kleist, »aber er nimmt immer nur einen Brief mit.«³³⁸ Ein Umstand, der dazu führte, daß das Deutsche Reich am 1. März 1876 vom bisherigen Gruppentarif für Telegramme – eine Pauschale für 20 Wörter, die nur den Effekt hatte, »daß den Depeschencorrespondenten dadurch die Gewohnheit eigentlich aufocroyirt wurde, sich bei Telegrammen unnützer Titulaturen, weitschweifiger Höflichkeitsphrasen und überhaupt einer zwecklosen Breite zu befleißigen«³³⁹ – zum Einworttarif übergang. Eine Initiative, der auf der Londoner Konferenz von 1879 der Internationale Telegraphenverein folgte.³⁴⁰ Die Folgen dieser technogenen Zeichenökonomie waren erstens, daß die Durchschnittslänge eines Telegramms von 18,32 Worten auf 11,9 Worte im Jahr 1881 herabsank, und zweitens die Gedichte August Stramms, die manchmal, wie im Fall von »Feuer«, nur 8 Worte zählen (und daher nur 40 Pfennig Telegrammgebühr plus 20 Pfennig Grundgebühr gekostet hätten).

Schon der optische Telegraph Preußens mit seinen endlosen Übertragungszeiten von bis zu 13 Stunden pro Telegramm produzierte solche Wortver-

knappungen, denen auch der Stil königlicher Herren und die ihnen zukommende Etikette nicht entging. Aus einem Telegrammtext wie dem folgenden:

Seine Königliche Hoheit der Herzog von Cambridge haben im hiesigen Forste eine große Jagd gehalten und bei dieser Gelegenheit den K. Preußischen Telegraphen, der unfern dem Amte Liebenburg liegt, in Augenschein genommen. Allerhöchst dieselben gaben den anwesenden Telegraphisten Ihr Wohlgefallen an der zweckmäßigen Einrichtung und der Pünktlichkeit, mit der sie ihren Dienst verrichteten zu erkennen,

wurde nach prinzipieller Beschneidung um alle Höflichkeitsformen und dem Durchgang durch O'Etzels Codebuch folgender Lakonismus:

Herzog Cambridge hat gehalten hier im Forst Jagd war in Station 23 hat zu erkennen gegeben den Telegraphisten Wohlgefallen an gute Einrichtung und pünktlichen Dienst 18. Okt. halb vier Uhr Schlußzeichen.³⁴¹

35 Jahre später löste solche telegraphentechnisch verordnete Ignoranz von Monarchen gegenüber angemessenen Umgangsformen den deutsch-französischen Krieg aus.³⁴²

Daß die Preisstandardisierung von Nachrichten durch die Briefmarke und die Ignorierung der Entfernungsunterschiede auch im Gebiet des Weltpostvereins unter dem Einfluß der telegraphogenen Zeichenökonomie vollzogen wurde, ist im Fall der Briefe möglich und im Fall der Postkarte sogar belegt. 1837, im Jahr von Rowland Hills Denkschrift über eine Post Office Reform diskutierte Charles Wheatstone mit Hill im Kreis der *Social Community*, einer Art Wohngemeinschaft für Wissenschaftler, über den Nutzen des elektrischen Telegraphen für das »öffentliche Wohl«.³⁴³ Und die Postkarte sollte im Entwurf von Hermann 1869 ja gar nichts anderes sein als ein »Posttelegramm«, das – entsprechend dem gängigen Gruppentarif für Telegramme – »mit Einschluß der Adresse und der Unterschrift des Absenders nicht mehr als 20 Worte enthalten« hätte dürfen sollen,³⁴⁴ so daß auf ihr gerade eben die 8 Worte von »Im Feuer« Platz gefunden hätten.

336 Vgl. Lacan, 1958/1975: 209 und Kittler, 1986 b: 361. 337 Schöttle, 1883: 286.

338 Knies, 1857: 206f. 339 Schöttle, 1883: 299. 340 Vgl. Schöttle, 1883: 300.

341 Übungsbeispiel aus der »Instruction« der preußischen Telegraphisten (1835), zit. nach: Oberliesen, 1982: 71-73.

342 Vgl. Kittler, 1986 b: 362f. 343 Vgl. Hill/Hill, 1880: 1210.

344 Hermann, zit. nach: Kalckhoff, 1911: 8 und 10. Vgl. oben S. 120.

336 Vgl. Lacan, 1958/1975: 209 und Kittler, 1986 b: 361. 337 Schöttle, 1883: 286.

338 Knies, 1857: 206f. 339 Schöttle, 1883: 299. 340 Vgl. Schöttle, 1883: 300.

Nachrichtenverkehr, schrieb Stramm in seiner Dissertation, untersteht dem »Prinzip der Wirtschaftlichkeit, bei möglichst geringem Aufwand möglichst große Werte zu schaffen«³⁴⁵ – expressionistische Lyrik nicht minder. Das expressionistische »Kunstwerk wird nicht dadurch bedeutend, daß es sich deuten läßt« oder »daß man weiß, was es bedeuten soll«, schrieb Stramms Freund und Verleger Herwarth Walden, sondern durch ein möglichst ökonomisches Verhältnis zwischen Aufwand an Worten und deren Wirkung. Es hat einfach deswegen »mit [...] Seele nichts zu tun«,³⁴⁶ weil es mit Telegraphie alles zu tun hat.

Der charakteristische Stil Strammscher Lyrik – Zusammenziehungen von Nomen, Verben und/oder Adjektiven – ist nichts als ein Effekt der Worttaxe, der den Telegraphisten tagtäglich begegnet, und den die Reichspost- und Telegraphenverwaltung durch veritable Lexika expressionistischer Lyrik regelte. Weil »je größere Fortschritte das Publicum darin macht, sich eines möglichst lakonischen Depeschentyps, voraus verabredeter Chiffren oder abgekürzter Redensarten zu bedienen«, mit anderen Worten: sich zu expressionistischen Wortkünstlern zu bilden, »desto mehr auch die Bruttoeinnahmen des Telegraphen sich mindern«,³⁴⁷ enthält der sogenannte *Kleine Stephan*, ein Posthandbuch, das in der Epoche des Expressionismus auf jedem Büroschreibtisch und mit Sicherheit auf dem des Oberpostpraktikanten Stramm lag, ausführliche Vokabellisten, denen auf der rechten Seite bloß keine Signifikate, sondern Definitionen der Wortanzahl entsprechen. Ihre Konfrontation mit einer Auswahl Strammscher Neologismen überführt das Prinzip, bei möglichst geringem Aufwand möglichst große Werte zu schaffen, als ihrer beider Urheber.

Warum läuft ein Postinspektor zur Lyrik über? Weil deren Leser ihm ein Wort wie »Sonnsieglänge« als ein Wort (und mithin als Kunst) abnehmen, das die Telegraphenverwaltung der Deutschen Reichspost gnadenlos wie eine »Zehnpfundgans« behandeln würde, nämlich als Dreiwörterwort. Daher enthält auch die Lyrik des *Kleinen Stephan* im Unterschied zur Lyrik Stramms ihre eigene Definition: billigstmöglicher Drangdraht – zu zählen als 4 Wörter.

Expressionismus (Stramm) RPTV

	zu zählen als		zu zählen als
blauspielfroh	1 Wort	abhier	2 Wörter
hagelgelb	1 "	anglogerman	2 "
tottoll	1 "	billigstmöglich	2 "
hartscharfkantig	1 "	lebendfrisch	1 Wort
Sonnsieglänge	1 "	Zehnpfundgans	3 Wörter
blaublaß	1 "	braunblond	1 Wort
lichtgeblendet	1 "	eilreist	2 Wörter
frechgespreizt	1 "	seeverpackt	2 "
trügeneckend	1 "	morgenabend	2 "
glühewehe	1 "	gutbonig	1 Wort
gähnmüd	1 "	ersttätig	1 "
goldhellrot	1 "	aprilalt	2 Wörter
schreikroll	1 "	einsmodel	2 "
schamzerpört	1 "	zweizink	2 "
Allwege	1 "	Drangdraht	2 "
flammzerissen	1 "	starkmusterig	1 Wort
welttiefohe ³⁴⁸	1 "	Russenfläue	2 Wörter ³⁴⁹

Die Jungfrauenmaschine

Die durch ihre Sequentialität bedingte Effizienzschwäche der telegraphischen Übertragung zeitigte nicht nur Folgeerscheinungen wie die Worttaxe und die im *Sturm* publizierte expressionistische Wortkunst. Sie führte auch zu den Erfindungen der direkten Schallaufzeichnung einerseits und der direkten Schallübertragung andererseits. Das Prinzip des Phonographen wurde Edison bekanntlich durch eine Apparatur beschert, die durch Automatisierung der Eingabeoperation die Telegraphiergeschwindigkeit über alles Menschenhändenmögliche hinaus steigerte. Die von der Hand getasteten Morsezeichen speicherte Edison in Form perforierter Papierstreifen zwischen, um sie dann in einem Tempo ablaufen zu lassen, das einerseits selbst

345 Stramm, 1909: 26. 346 Walden, 1917/1924: 124. 347 Schöttle, 1883: 303.

348 Vgl. Stramm, 1963: 7-117. 349 Posthandbuch *Der kleine Stephan*, 1888/1911-12: 217-221.

die Geschwindigkeitsrekorde des Telegraphisten Edison hinter sich ließ³⁵⁰ und andererseits seine Kollegen von ihrem Berufsleiden, der Telegraphisten-Neurose – Verlust der Willenskontrolle über die Hand am Taster, gefolgt von Krämpfen u. ä.³⁵¹ –, zu erlösen versprach. Dabei bemerkte Edison, daß die schnell unter einer den Papierstreifen andrückenden Stahlfeder vorbeigezogenen *dots and dashes* »einen leichten musikalischen, rhythmischen Ton, der einer undeutlichen menschlichen Stimme ähnelte«,³⁵² erzeugten. Die »Wieder«gabe einer Stimme, die nichts und niemand zuvor phonographiert hatte, schickte Edison auf den Weg der Phonographenerfindung. Ungefähr zur gleichen Zeit (um 1873) experimentierte in Boston ein aus Schottland stammender Taubstummenpädagoge mit einer anderen Methode, die Übertragungskapazität der teuren Telegraphenkupferkabel zu steigern: der Vielfachtelegraphie. Während Baudot und auch Edison Zeitmultiplex-Verfahren entwickelten, arbeitete Alexander Graham Bell in seiner Freizeit an dem, was er einen »harmonischen Telegraphen« nannte und was später einmal Frequenzmultiplex heißen sollte. Die Idee, einen harmonischen Akkord zu übertragen und auf der Empfängerseite durch Resonatoren in seine verschiedenen Teiltöne zu zerlegen, um diese als Trägerfrequenzen für Signale zu nutzen, verfolgte Bell, seit ihn der große Phonetiker Alexander J. Ellis persönlich auf Helmholtz' *Lehre von den Tonempfindungen* hingewiesen hatte. Fast gleichzeitig hatte der junge Bell den nicht minder berühmten Charles Wheatstone kennengelernt, der ihm ein verbessertes Modell von Kempelens Sprechmaschine vorgeführt hatte.³⁵³ Vielleicht mißverstand der junge Bell deshalb Ellis in der Weise, daß er meinte, Helmholtz sei es mit seiner Resonatorenklaviatur gelungen, Vokale elektrisch zu übertragen.³⁵⁴ Auf jeden Fall verursachte und verhinderte die Helmholtz-Initiation zugleich, daß Bell das Telephon erfand. Zwar experimentierte er (nach seiner Flucht aus dem tuberkulosebrütenden London in die Neue Welt) so nebenher mit Léon Scotts Phonautographen, den er durch Implementierung eines menschlichen Leichenohrs verbesserte, um bei seinen taubstummen Schülern Rückkopplungen zwischen geschriebenen und gesprochenen Schwingungskurven

zustande zu bringen.³⁵⁵ Aber nachrichtentechnisch blieb Bell, der immer wieder auf das Prinzip intermittierender Ströme zurückkam – selbst als zufällig schon die Möglichkeit der Sprachübertragung durch »undulierende« Ströme erwiesen war –, »unfähig, in Terms eines Membran-Senders und -Empfängers zu denken«.³⁵⁶ Mit der Folge, daß es nie ein Telephon-Patent gegeben hat. Alle von Bell eingereichten Patente betreffen »Verbesserungen der Telegraphie« und erhalten seine Telephonerfindungen nur in Zusatzklauseln. Aber nicht einmal deren Urheber kann mit vollem Recht Bell heißen. Denn dem mußte in seiner Unfähigkeit, den human ear phonograph anders zu denken denn als Speichermedium für Sprachschwingungen, das Telephon erst vermittelt werden. Das Amt der Telephonvermittlung fiel einer Frau zu: Mabel Hubbard, *operator* aller zukünftigen *operators*.

Alexander Graham Bell lernte sie 1871 in Boston an Sarah Fullers »School for Deaf-Mutes« kennen, wo sie seine Schülerin wurde.³⁵⁷ Sie hatte im Alter von fünf Jahren infolge eines Scharlachfiebers ihr Gehör verloren, worauf ihr Vater, Gardiner Greene Hubbard – ein Anwalt, der mit Patentstreitfällen ein Vermögen gemacht hatte –, daran ging, das amerikanische Taubstummenwesen zu reformieren. Um seine Tochter vor dem gänzlichen Verlust der Sprache zu bewahren – ein Schicksal, das als unvermeidlich angesehen wurde –, importierte Hubbard aus Europa die sog. »orale Methode« und damit die skandalöse Auffassung, daß Taube dann und nur dann sprächen, wenn sie keine eigene Sprache – das heißt keine Zeichensprache – hätten. »A fair trial can only be made«, forderte Hubbard, »where articulation and reading from the lips form the only medium of communication taught, and the only one allowed.«³⁵⁸ Mit anderen Worten: Gehörlose sprechen als *operators* oder gar nicht.

Grund genug für Hubbard, mit Bell Kontakt aufzunehmen, dessen oralistische Unterrichtsmethode nach dem »Visible Speech«-System seines Vaters Melville Bell gerade aufsehenerregende Erfolge feierte. Schon bald merkte Hubbard, daß aus den Telephonexperimenten des ansonsten bitterarmen Lehrers Kapital zu schlagen wäre. Allein, Bell wollte nichts, als Taubstumme zum Sprechen und sein Frequenzmultiplex zum Funktionieren zu bringen.

350 Vgl. Clark, 1977: 23. 351 Vgl. Cronbach, 1903: 271 und passim.

352 Zit. nach: Vögtle, 1982: 42. 353 Vgl. Bruce, 1973: 35.

354 Helmholtz, wie jedermann weiß, war es gelungen, mit Resonatoren, die auf den Eigentönen elektrischer Stimmgabeln gestimmt waren, und über eine Klaviatur geöffnet oder geschlossen wurden, Vokale zu synthetisieren, und zwar u, o, ö und a. Vgl. Helmholtz, 1862/1968: 195-200.

355 Vgl. Snyder, 1974: 12. 356 Bruce, 1973: 123.

357 Vgl. Snyder, 1974: 10 und Bruce, 1973: 100. 358 Bell, 1898: 20.

Und Bell wollte Mabel Hubbard. So kam es schließlich zum Deal, aus dem der größte Medienkonzern aller Zeiten hervorging: Mabel schrieb dem von ihr eher gefürchteten als geliebten Bell unter dem Diktat ihres Vaters, sie würde ihn nicht heiraten, es sei denn, er würde ein zur Patentanmeldung reifes Telephon entwickelt haben.³⁵⁹ Hubbard verkaufte seine Tochter an Bell um den Preis des Telephons. Nicht erst seit, sondern schon vor der Erfindung des Telephons waren Frauen »especially good at making it work.«³⁶⁰ In der Folge finanzierte Hubbard Bells Telephonexperimente und gründete 1875 die Bell Patent Association, an der er, Bell und Thomas Sanders mit je 30 % und Bells technischer Assistent Thomas A. Watson mit 10 % beteiligt waren. Dennoch war das 1876 (von Hubbard) zum Patent angemeldete Telephon nichts als ein um 90° gekippter und an eine Membran gelöteter harmonischer Telegraph. 1877 heiratete Alexander Graham Bell eine Frau, die so taubstumm war wie sonst nur seine Mutter (Eliza Grace Bell, die später als Blumenmädchen Eliza zu literarischem Weltruhm kommen sollte³⁶¹). Am selben Tag gründete sein Schwiegervater die Bell Telephone Company. Kein Wunder also, daß Bell an seine Braut schrieb: »The telephone is mixed up in a most curious way in my thoughts with you.«³⁶² Der Rest ist Geschichte: aus der 1879 gegründeten National Bell Telephone Co. (zu deren technischer Abteilung übrigens ein gewisser Emile Berliner gehörte – der spätere Erfinder der Grammophonplatte³⁶³) ging ein Jahr später die American Bell Telephone Co. hervor, die 1885 als Tochtergesellschaft für den Bau von long lines die American Telephone and Telegraph Company in die Welt setzte (1899 schluckte die Tochter ihre Eltern).³⁶⁴ Die Abkehr vom Frequenzmultiplex, die zur Entwicklung des serienreifen Telephons führte – indem es »in a most curious way« eine taubstumme Frau ersetzte –, war in Wahrheit der entscheidende Schritt in seine Richtung gewesen. 1915 holte das Telephon seinen eigenen Ur- bzw. Nicht-Ursprung ein: mit der Erfindung des »Wellenfilters«, der das möglich machte, was Bell mit seinen Helmholtz'schen Stimmgabelsendern und -empfängern nie gelingen wollte und konnte: die Zerlegung der Übertragungsstrecke in

359 Vgl. Bruce, 1973: 186. 360 Maddox, 1977: 262. 361 Über die vielfältigen Beziehungen Shaws und speziell seines *Pygmalion* zur Bell-Family vgl. Anmerkung 51 meines Aufsatzes »Hold me in your arms, Ma Bell. Telefonie und Literatur« (Siegert, 1989: 346). 362 Zit. Bruce, 1973: 209. 363 Vgl. Fagen, 1975: I 30. 364 Vgl. Fagen, 1975: I 34.

verschiedene Frequenzbänder.³⁶⁵ Das hieß für die Telegraphie, daß sie in Zukunft auf Telephonleitungen gesendet werden konnte: entweder als Unterlagerungstelegraphie im Band von 0–150 Hertz, das für Sprachübertragungen keine Rolle spielt, oder als 18-Kanal-Tonfrequenztelegraphie auf einem einzigen ungenutzten Telephonkanal. Telegraphie wurde eine Frequenzteilmenge der Telephonie. Ausgerechnet die Optimierung ihrer Effizienz wurde ihr – Ironie des Schicksals – als selbständigem Medium zum Verhängnis. Auf ihrer Schwäche hatte ihre Existenz beruht. In der Folgezeit ging die Zahl der Leitungskilometer der Telegraphie immer weiter zurück: Die Erfüllung von Bells Frequenzmultiplexträumen durch sein »Improvement of Telegraphy« führte – was er sich wohl kaum hätte träumen lassen – dazu, »daß die besonderen Telegraphennetze überall aufgesaugt wurden.«³⁶⁶ Ein Jahr bevor aus Mabel Ma Bell wurde, 1898, veröffentlichte sie die Geschichte jenes Sprechens, deren erstes Subjekt sie selber gewesen war: *The Story of the Rise of the Oral Method in America*. Ein Text, der selber unter das Gesetz des Diskurses fällt, den er beschreibt – weshalb immer dann, wenn das Pronomen »ich« auftaucht, jemand anderes spricht. Weil Mabel ihr Sprechen als erste Versuchsperson der *Oral Method in America* von den Lippen ihres Vaters abgelesen hatte, kann sie im Diskurs, den sie über diese Methode hält, nicht anders als in der Dritten Person vorkommen.

My own interest in the education of the deaf and my earnest efforts to introduce what I believed to be a better method of instruction than the one then in use, sprang from my anxiety for my little deaf child.³⁶⁷

Weil das Ich vom Vater besetzt ist, bleibt Mabel nur das Sprechen auf fremden Leitungen, nicht anders als nach ihr Zehntausenden von *operators* in den Vermittlungsämtern, die prinzipiell weder Sender noch Empfänger eines Diskurses sind, sondern jene Dritten Personen, in denen alle Ersten und Zweiten Personen gründen und zugrunde gehen. Das Amt des *operators*, der Telephonistin, praktiziert die Wahrheit, daß »[n]ur dadurch, daß im alltäglichen Sprechen die Sprache selber sich *nicht* zur Sprache bringt, vielmehr an sich hält, wir gerade eine Sprache zu sprechen (vermögen)«.³⁶⁸

365 Vgl. Hagemeyer, 1979: 112. 366 Küpfmüller/Ebeling/Cramer, Internationale Lehrkurse für den elektrischen Nachrichtenverkehr. Zit. nach: Hagemeyer, 1979: 114. 367 Bell, 1898: 15. 368 Heidegger, 1959/1982: 161.

Mit anderen Worten: »The operator was not allowed to use her own words.«³⁶⁹ Dieses Ansichhalten oder diese Epoche der Post eröffnete unzähligen Frauen die Chance, Rollen im Diskurs zu besetzen, die bisher ausschließlich Männern vorbehalten waren. Schon aus technischen Gründen machte das Telephon die Verbeamtung der Dritten Person, der die Eigenschaft abgeht, eine individuelle Rede zu begründen, unumgänglich. Weil der Verzicht auf die Diskursinstanz des *ich*, mit der »jeder Sprecher auf seine Verantwortung die ganze Sprache übernimmt«,³⁷⁰ männlichen Bildungsbeamten nicht zugemutet werden konnte, die nach wie vor vom Staat zu Eigenverantwortung und zur Fähigkeit, sich die Sprache anzueignen, ausgebildet wurden, wurden Frauen als Dritte Personen unverzichtbar. Allein Frauen konnten den seit 1881 vorgeschriebenen, Benveniste zufolge vollkommen unmöglichen Sprechakt »Hier Amt, was beliebt?«³⁷¹ begehen, der eine Dritte Person mit einer Deixis verbindet.³⁷² Weil Beamte während ihrer Ausbildung häufig versetzt wurden und nach ihrer Ausbildung zu einem *Ich* gebildet waren, gegen das ein Verbot, eigene Worte zu verwenden, schwerlich durchzusetzen war,³⁷³ brachte DAS AMT Fichtes Verdikt gegen Frauen im Staatsdienst zu Fall, indem es Frauen eine Stellung schuf, deren Unmöglichkeit der Unmöglichkeit der von ihnen geäußerten Sätze entsprach: die des kündbaren Beamten oder des Beamten-Angestellten – das heißt die des *operators*. Als Telephonistinnen professionalisierten Frauen eine Diskursinstanz, die, laut einer Diagnose Kafkas der postalischen Lage um 1900, überhaupt alles Sprechen definiert.

Es wurde ihnen die Wahl gestellt, Könige oder der Könige Kuriere zu werden. Nach Art der Kinder wollten alle Kuriere sein. Deshalb gibt es lauter Kuriere, sie jagen durch die Welt und rufen, da es keine Könige gibt, einander selbst die sinnlos gewordenen Meldungen zu. Gerne würden sie ihrem elenden Leben ein Ende machen, aber sie wagen es nicht wegen des Dienst-eides.³⁷⁴

Diensteide schwören bekanntlich Beamte. Beamte, die dadurch von Staats wegen zu Diskursinstanzen der Ersten Person ernannt werden, die eine

individuelle und vom Sprecher eigenverantwortete Rede begründet – im Namen des Königs. Kafkas Postbeamte dagegen sind nicht Subjekte, sondern Operatoren ihres Sprechens. Lauter Dritte Personen, die nur eine Rede mit dem Status von Postkarten begründen können: ohne Referenz, ohne Eigentümer, ohne zugewiesenen Empfänger.³⁷⁵ Den Status von Diskursen, die von ihrem Sprecher oder *operator* nicht verantwortet werden, weil sie in der Dritten Person gründen, reflektiert schon Raban – ebenfalls Angestellter eines anonymen Amtes – in Kafkas erstem Romanfragment:

Man arbeitet so übertrieben im Amt, daß man dann sogar zu müde ist, um seine Ferien gut zu genießen. Aber durch alle Arbeit erlangt man noch keinen Anspruch darauf, von allen mit Liebe behandelt zu werden, vielleicht ist man allein, gänzlich fremd und nur Gegenstand der Neugierde. Und solange du *man* sagst an Stelle von *ich*, ist es nichts und man kann diese Geschichte aufsagen, sobald du aber dir eingestehst, daß du selbst es bist, dann wirst du förmlich durchbohrt und bist entsetzt.³⁷⁶

Raban ist nur ein weiterer Kurier ohne König. Die Geschichten, die er auf-sagt, haben den Status von Standard-Texten: ohne Autor oder Eigentümer sind sie eben nichts als aufgesagt, das heißt (seit Herder) nicht verinnerlicht. Wer *man* sagt, sagt nichts, er sagt nur weiter. Umgekehrt aber sagt auch, wer *ich* sagt, nichts mehr: weil es keinen König gibt, in dessen Namen das beamtete *Ich* seine Reden verantwortet, wird der Sprecher, der auf seine Verantwortung die ganze Sprache übernimmt, förmlich erschlagen. Daher sind Kafkas Kuriere wie Kinder bzw. – was ja laut Buchstaben des BGB in bezug auf die Geschäftsunfähigkeit dasselbe ist – wie Wahnsinnige: schon von Rechts wegen unfähig, Absender von Briefen zu werden oder Eigentum an Briefen zu erlangen, die an sie adressiert sind. Daß Kinder Kuriere sein wollen, hat den Grund, daß sie es per Gesetz sind. Kafkas Kurier-Metapher hat eine ganz unmetaphorische Bewandnis. Denn die Einsicht, daß Autoren Kuriere von Postkarten namens Literatur sind, ist völlig konsistent mit der Lage der deutschen Postbeamten seit 1871. Über den Diensteid der Kuriere bestimmte in diesem Jahr die »Verfassungs-Urkunde für das Deutsche Reich« folgendes:

375 Vgl. Wolf Kittler, 1985: 7-9. 376 Kafka, M 1907/1980: 8.

369 Maddox, 1977: 271. 370 Benveniste, 1972/1974: 284.
371 Vgl. Leclerc, 1977: 147. 372 Vgl. Benveniste, 1972/1974: 286.
373 Vgl. Sautter, 1951: 348. 374 Kafka, M 1917-18/1980: 66.

Sämtliche Beamte der Post- und Telegraphenverwaltung sind verpflichtet, den kaiserlichen Anordnungen Folge zu leisten. Diese Verpflichtung ist in den Dienstest aufzunehmen.³⁷⁷

Allein, ein Gesetz desselben Jahres besagt, daß eben diese kaiserlichen Anordnungen gar nie mehr ergehen sollen. »[B]ei den schnellen Fortschritten, welche Verkehr, Handel und Industrie machen, ferner bei der Ausbildung und Vervollkommenung, welche das gesamte Transportwesen erfährt«, heißt es dank Moltke in der Begründung des Gesetzentwurfs, erschien es notwendig, »Vorschriften über einzelne Teile der Handhabung und Ausübung des Postdienstes nicht mehr im Wege der Gesetzgebung feststellen zu lassen, sondern in ein Reglement zu verweisen«, ³⁷⁸ welches das Reichspostamt selbst verabschieden kann.

Es würde [...] für die Postverwaltung [...] ein wesentliches Hemmnis in der Beweglichkeit und in der schnellen Erfassung und Berücksichtigung sich darbietender Mängel oder herausstellender Bedürfnisse bilden, wenn über [...] Gegenstände des Postbetriebs im Wege der Gesetzgebung bestimmt [...] würde.³⁷⁹

Im Namen des Kaisers: im Namen des Kaisers geführte Reden – Gesetze z. B. – sind für das Handeln der Post ein Hemmnis. Ein kaiserliches Gesetz dekretiert, daß die Post nicht mehr durch kaiserliche Gesetze regiert wird. Fortan handeln Postbeamte im Namen des Kaisers, wenn sie nicht im Namen des Kaisers handeln; die einzige kaiserliche Anordnung, der Folge zu leisten sie durch den Dienstest verpflichtet sind, ist, keinen kaiserlichen Anordnungen mehr Folge zu leisten: voilà, Kafkas auf Königslosigkeit vereidigte Kuriere.

Das Telephon verhalf schließlich diesem juristischen Paradox des Postbeamtenstatus zu endlich vielen Inkarnationen. Die Schaltungstechnik machte aus dem Ende auktorialer Rede einen Frauenberuf – schon allein deshalb, weil Frauen im Unterschied zu diskurs herrschaftsgewohnten Beamten und Dichtern dem »elenden Leben« als *operator* nicht nur nicht »gern ein Ende machen würden«, sondern vielmehr einen Anfang als Professionelle. Den

Anfang schlechthin machte 1878 Miss Emma Nutt, die erste Telephonistin der Geschichte. Sie wurde von der ersten Gesellschaft angestellt, die mit von Hubbard und Bell vergebenen Lizenzen gegründet worden war, der Bostoner Telephone Despatch Company. Ihr folgten bald Tausende aus dem Heer arbeitssuchender Frauen, das der amerikanische Bürgerkrieg hinterlassen hatte. Und das umso leichter, weil Männer als *operators* am switchboard (mit den schönen Worten einer der ersten Telephonistinnen) »complete and consistent failures« waren.³⁸⁰ In Deutschland stand einer solchen Ausschaltung von Männern im Nachrichtenverkehr zunächst noch ein Staatssekretär Heinrich von Stephan im Wege. Schon 1872, noch in der Vorzeit des Telephons, erklärte er vor dem Reichstag – als hätte er den Doppelsinn von Verkehr im Auge –, »daß keine Anstalten weniger als die Reichs-Verkehrsanstalten dazu geeignet sind, Frauen in Beschäftigung zu setzen.«³⁸¹ (Übrigens wurde die Zweideutigkeit der Frauen beschäftigten Verkehrsanstalten zur dauernden Quelle öffentlicher Diskussionen und unzähliger Cartoons.) Nachdem Stephan eine 1874 durch die Einstellung von 250 Telegraphistinnen in seine Frauenblockade geschlagene Bresche schon zwei Jahre später wieder stopfen konnte, fiel 1881 endlich die Vorentscheidung. Im gleichen Jahr, in dem die Verkaufsabteilung der Firma Remington entdeckte, daß die Heere arbeitsloser Frauen geradezu prädestiniert dafür wären, aus der ersten serienreifen Schreibmaschine einen Verkaufsschlager zu machen,³⁸² wurden in der Französischen Straße in Berlin die ersten Klappenschränke aufgestellt.³⁸³ Nachdem 1885 dann auch noch der Vielfachumschalter (der die Herstellung mehrerer Tausend Anschlüsse von einem Sitzplatz aus ermöglichte) eingeführt wurde, mußte Stephan schließlich auf Drängen der Kronprinzessin und späteren Kaiserin seinen Verteidigungswall räumen. 1887 wurden die ersten »Hilfsarbeiterinnen für den Fernsprechdienst« als nicht-etatmäßige Beamtinnen eingestellt.³⁸⁴ Der Masseneinzug von Frauen in die Räume der spröden Postverwaltung setzte dennoch erst nach dem Tod von Stephans im Jahr 1897 ein. Sein Nachfolger Generalmajor Victor von Podbielski gab schon im Februar 1898 per Erlaß fast sämtliche Bereiche der Postverwaltung für Frauen frei.

377 Zit. nach: Aschenborn, 1908: 15. 378 Zit. nach: Aschenborn, 1908: 303.

379 Zit. nach: Aschenborn, 1908: 303.

380 Zit. nach: Maddox, 1977: 266. 381 Stephan, zit. nach: Leclerc, 1977: 139.

382 Vgl. Kittler, 1986 a: 286. 383 Vgl. Genth/Hoppe, 1986: 135. 384 Vgl. Leclerc, 1977: 141.

Als erstes Tätigkeitsgebiet im Postdienste wurde den Frauen durch den Februarerlaß von 1898 die Bedienung der Schreibmaschinen in den Amtskanzleien (Amtszimmern) der Postämter I, der Bahnpostämter und besonders der Oberpostdirektion eingeräumt. [...] Hier ist ständig eine Reihe Kanzlisten mit Schreibarbeiten beschäftigt, wovon sich vieles für Schreibmaschinenschrift eignet.³⁸⁵

Seit das Preußische Ministerium für Handel und Gewerbe durch eine Verfügung vom 17. Juli 1897 – Stephan war sozusagen noch nicht kalt in seinem Grab – Schreibmaschinenschrift im Verkehr mit der Regierung als zulässig erachtet hatte,³⁸⁶ schreiben Frauen nicht nur wie Kanzlisten – wie Gritli Störteler seinerzeit in der Postverwaltung der *Mißbrauchten Liebesbriefe* –, sondern auch anstelle von Kanzlisten. Mit Lillian Sholes, der Tochter des Remingtonerfinders und ersten Schreibmaschinistin der Geschichte,³⁸⁷ und Mabel Hubbard, der Tochter des Gründers der nachmaligen AT&T und erstem *operator* der Geschichte, kam der Anfang vom Ende der asymmetrischen Verteilung der Geschlechter im Diskurs. Während die Schreibmaschine nicht nur Dichtern, sondern auch Stenotypistinnen »die Einsatzmittel einer Druckerpresse«³⁸⁸ an die Hand gab und den Mißbrauch der Faksimilierung ihrer Liebesbriefe gar nicht erst aufkommen ließ, führte der Vielfachumschalter, das switchboard, zur Durchlöcherung der Geschlechtergrenze im Deutschen Beamtenrecht. Zwei Entwicklungen, die sich im übrigen noch gegenseitig potenzieren, wie denn überhaupt die neuen Medien grundsätzlich untereinander solidarisch und verschaltbar sind: Das Telefon »half mit, den Aufgabenbereich der Stenotypistin gewaltig auszudehnen [...]. Im Nu ließ das Telefon die zu erledigende Arbeit zu riesigen Ausmaßen anwachsen. Pyramiden von Schreibarbeiten türmten sich auf der Grundlage eines kleinen Netzes von Hausanschlüssen einer einzigen Firma.«³⁸⁹ Die Beschleunigung der Geschäfts- und Befehlswege durch das Telefon, der nur Schreibmaschinistinnen mit ihren Rekordanschlügen pro Minute gewachsen waren, ließ kalligraphisch, aber langsam schreibende Kanzlisten mit ihrem Elitenbewußtsein arbeitslos werden. 1907 hielten die Frauen mit 10.489 kündbaren Beamten bereits einen Anteil von 87 % der im

Fernsprechdienst beschäftigten Beamten überhaupt.³⁹⁰ Unkündbare, und das heißt männliche Beamte, überlebten nur in den ökologischen Nischen, die sie allein der Prüderie der Direktion verdankten. »Die Bedienung des Fernsprechverkehrs ist heute ausschließlich zu einem Frauenberuf geworden«, frohlockte 1905 schon der Frauenteil einer *Illustrierten*, »sind doch die männlichen Kollegen nur noch Aufsicht führend oder als Unterbeamte für den Nachtdienst tätig.«³⁹¹ 1912 übertrumpfte die »größere Gewandtheit (der Frauen) an den Maschinen«³⁹² einmal mehr die höhere Bildung der Männer, als die Rechenmaschine ihnen den Einzug in die 1909 eröffneten Postscheckämter verschaffte.³⁹³

Die Räumung der letzten Bastionen des Frauenausschlusses von Verkehrsanstalten, die eine von technischen Medien bestimmte Lage, die allerorten Kuriere und keine Könige erforderte, noch vergessen hatte, erzwang schließlich der I. Weltkrieg. An seinem Ende standen rund 75.000 Beamtinnen und Kriegsaushelferinnen im Dienst der RPTV, die auch nach Kriegsende nicht wieder entlassen wurden – dafür hatte eine mit Blick auf die Kriegslage erlassene Verordnung vom 15. Dezember 1917 gesorgt.³⁹⁴

Allerdings galt diese Verordnung wie auch alle anderen sozialen Absicherungen der Frauen nur unter einer einschränkenden Bedingung: der ihrer Ledigkeit. Bis 1929 »(löste) Heirat das Dienstverhältnis mit dem Tag der Eheschließung«.³⁹⁵ Werden die unreduzierbar vielen Frauen an den Umschaltern von ihrer höchsten Bestimmung eingeholt, dem Staat neue Beamte zu schenken und zu erziehen, sind sie nach wie vor im Fichteschen Sinn für die Bedienung staatlicher Maschinen »vernichtet«. 1899 fließt noch einmal im Kampf gegen Telefon und Schreibmaschine Kleists »höchste Bestimmung« und Fichtes Konsequenz aus derselben aus der Feder des Bildungsbeamten und Geheimen Hofrats Pierstorff:

Der Mann widmet sich der Berufsarbeit Zeit seines Lebens und ist sich dessen von vornherein bewußt. Heiratet er, so wird seine Berufstätigkeit hiervon nicht wesentlich berührt. Anders bei den Frauen. Die Mehrzahl heiratet früher oder später [...]. Die Eheschließung zieht aber für die Frauen, welche im Berufsleben stehen, fast immer die Aufgabe des bisherigen Berufes nach

385 Otto Wagner, 1913: 18. 386 Vgl. Kittler, 1986 a: 318. 387 Vgl. Kittler, 1986 a: 286.
388 McLuhan, 1964/1970: 283. 389 McLuhan, 1964/1970: 286.

390 Vgl. Leclerc, 1977: 141. 391 Julien, 1905: 7. 392 Sautter, 1951: 350.

393 Vgl. Oskar Wagner, 1913: 18f. 394 Vgl. Oskar Wagner, 1913: 237 und Sautter, 1951: 351.

395 Sautter, 1951: 349.

sich. Denn es wartet ihrer die andere Lebensaufgabe, in deren Erfüllung des Weibes höchste Bestimmung und Befriedigung liegt jetzt und immerdar, der Beruf der Gattin, der Hausmutter.³⁹⁶

Die Wahr der transzendentalen Bedingung des Beamtenstaates fordert, Mütter aus dem Verkehr zu ziehen. Verheiratung wird zum einzigen und staatstragenden Geschlechtsmerkmal:

Der Unterschied aber zwischen Mann und Frau im Staatsdienst, der nicht hinweggeräumt werden kann, ohne die Grundlage eines geordneten Staatsdienstes zu erschüttern, liegt in der Ausschließung der verheirateten Frau.³⁹⁷

Frauen sind entweder mit ihren Maschinen verheiratet oder mit einem Mann. Dabei ist der durch den Ausschluß von Frauen formierten Priesterkaste von zur Heiligung Der Frau berufenen Staatsdienern längst das Sakrament, auf dem ihre Kirche gegründet war, durch die Telephontechnik entzogen worden. Denn seit analoge Nachrichtenkanäle das unvordenkliche Übertragungsmonopol diskreter Zeichen zerschlagen haben, ist, was einst als transzendentaler Ursprung einer Selbstpräsenz des Sinns (namens Individuum oder Beamter) den Ausschluß der Frauen von staatlichen Institutionen begründet hatte, Grund für ihren Einschluß: die Stimme. Da der Frequenzbereich der Frauenstimme vollständiger von dem Frequenzband abgedeckt wurde, das das Telephon übertrug (anfänglich 1000 bis 1500 Hz, nach Einführung der ersten Zwischenverstärker bis 2000 Hz, ab 1929 bis 2400 Hz³⁹⁸), war sie für die telephonische Übertragung einfach besser geeignet als die Männerstimme. Daher erklärte schon 1894 – also noch zu Leb- und Widerstandszeiten von Stephans – ein Unterstaatssekretär Fischer dem ahnungslosen Abgeordneten Bebel³⁹⁹ den Zusammenhang zwischen Mädchen und Medien erstens mit Physik und zweitens mit Erotik:

396 Zit. nach: Kleemann, 1914: 3f. 397 Braun, 1912: 35.

398 Vgl. Küpfmüller/Storch, 1939: 7. Als »notwendig und hinreichend« erschien dem Telegraphendirektor Ulphilas Meyer 1921 der Bereich zwischen den Kreisfrequenzen 3000 bis 13.000 ω , also ungefähr zwischen 500 und 2000 Hertz ($\omega = 2\pi \cdot f$) (Vgl. Meyer, 1921: 170).

399 Zur Medien- und Mädchenblindheit Bebels vgl. dessen Werk *Die Frau und der Sozialismus*, dessen Sozialismus die neuen Medientechnologien auch noch in der 50. Auflage von 1909 ausgiebig verschläft – in dieser (und nur in dieser) Hinsicht ein prophetisches Buch. Verliebt in die Produktion im allgemeinen und in die klassischen Produktionszweige des 18. und 19. Jahrhunderts (Landwirtschaft und Textilindustrie) im besonderen, sind ihm Angestellte in Dienstleistungsbereichen wie dem »Verkehrswesen« lange vor Michel Serres »mehr oder weniger Parasiten« (Bebel, 1879/1977:

[...] Seine Anfrage bezieht sich auf diejenigen jungen Mädchen, die seit etwa drei Jahren im Fernsprechkreis beschäftigt werden, und zwar, wie ich sagen darf, mit sehr gutem Erfolg, einmal weil durch die höhere Stimmlage des weiblichen Organs die Schallwellen leichter verständlich sind, und sodann, weil der Teilnehmer freundlich wird, wenn ihm aus dem Telephon eine Frauenstimme entgegönt. Also die Versuche sind ganz günstige.⁴⁰⁰

1898, nach Stephans Tod, konnte es der Reichstag dann auch aus dem Munde des Staatssekretärs des Reichspostamtes selber hören:

Die Damenfrage betreffend muß ich wiederholen, daß gerade die Damen zum Fernsprechkreis besonders geeignet sind, weil ihre Stimmlage drei Töne höher liegt und infolgedessen sie leichter verständlich sind als die Männer.⁴⁰¹

Die technischen Standards des Kanals und seine Erotisierung als Eigenwerbung des Mediums sind solidarisch. Nicht zufällig: denn die Stimme wird im selben Zug zu einem neuen erotischen Partialobjekt, wie sie durch Grammophon und Telephon als Reales speicher- und übertragbar und damit zu einem Forschungsgegenstand der Physik wurde. Daß die Stimme Frauen in den Diskurs ein- anstatt ausschließt, impliziert mithin eine fundamentale Verschiebung der sprachwissenschaftlichen *episteme*.

Solange die Stimme ein Dasein war, das verschwindet, indem es ist, fiel die Bestimmung ihres wahren Seins in den Zuständigkeitsbereich von Philosophie, klassisch-romantischer Poesie, Psychologie und Anthropologie: sei es als »erfüllte Äußerung der sich kundgebenden Innerlichkeit«,⁴⁰² sei es als vorartikulatorischer Grund von Lautwahrnehmung überhaupt, der zum sinnstiftenden Ursprung von Welt wird (wie in Pestalozzis pädagogischer Theorie der Mutterstimme⁴⁰³), sei es als erinnertes und infantilisieren-

450). Während Bebel traditionelle Frauenberufe in der Landwirtschaft, Wäschekonfektion, Putzmacherei oder den »häuslichen Diensten« trotz relativ stagnierender Beschäftigungszahlen feiert, übergeht er den – auf die Schreibmaschine zurückzuführenden – Frauen-Boom im Bereich »Handel und Transport« (252) mit Stillschweigen. Der Frauenanteil von 76,7 % bei den »Stenographen« in Amerika um 1900 wird im Rahmen einer Statistik gerade noch erwähnt (vgl. 254); im Zusammenhang mit »Telegraphen, Telephonwesen, Eisenbahnen, Posten« (450) fällt jedoch kein Wort mehr über Frauen, ganz zu schweigen von der Tatsache, daß »[b]ecause of the typewriter as well as the telephone, the percentage of American woman working in jobs other than agriculture or domestic service rose from 20 percent (when it was first surveyed by the United States Census) to 42 percent.« (Maddox, 1977: 269).

400 Zit. nach: Oskar Wagner, 1913: 76. 401 Zit. nach: Oskar Wagner, 1913: 76.

402 Hegel, 1830/1975: § 459. 403 Vgl. Pestalozzi, 1808/1983: 247.

der Ursprung der Poesie (wie in Tiecks *Sternbald*⁴⁰⁴) oder sei es als »heilige Musik«, mit der Die Mutter namens Natur Den Menschen nach seiner onto- wie phylogenetischen Geburt umfing (wie in E.T.A. Hoffmanns höherer Automatentheorie bzw. Naturmetaphysik⁴⁰⁵).

Das ändert sich ab 1877 schlagartig. Schallaufzeichnungs- und -übertragungsmedien offenbaren Physikern und Physiologen nicht nur, daß das Sein der Stimme auf den Parametern Frequenz, Amplitude und Phase beruht, schlimmer noch, sie erlauben überdies, diese Parameter einzeln zu manipulieren und damit eine Analyse dessen, was dem romantischen Zeitalter als unzerlegbarer Grund aller Synthesen gegolten hatte. Sicher, Stimmphysiologen hat es schon vor der Erfindung des Telephons gegeben, ebenso wie eine physikalische Tonforschung. Nur waren ihre Klangquellen im Prinzip nie über den technischen Stand romantischen Automatenzaubers oder von Jahrmarktssensationen hinausgekommen: Johannes Müller, der »große rheinische Physiologe und persönliche Gesprächspartner Goethes«, verschaffte sich 1835 Leichenkehlköpfe, »um die Produktionsbedingungen spezifischer Vokalklänge in concreto zu studieren«⁴⁰⁶ – es hörte sich an »wie eine Jahrmarktspfeife mit Gummimembran«.⁴⁰⁷ Helmholtz experimentierte mit Stimmgabeln, deren Klangenergie von Resonatoren geregelt wurde, andere, wie Toepler und Boltzmann 1870 oder Rayleigh 1877, hantierten noch immer mit den Orgelpfeifen, die schon von Kempelen benutzt hatte.⁴⁰⁸ Die Stimme selber als Forschungsgegenstand oder als Standard-Output fiel mangels entsprechender Apparate aus. Kein Wunder also, daß nach 1877 geradezu ein run von Physiologen, Medizinern und Physikern auf die neuen Schallübertragungs- und -speichermedien einsetzte (vier Jahre bevor Stephan daranging, das Telephon als Nachrichtenmedium unter den Rest der Leute zu bringen). Schon 1877 führte Du Bois-Reymond per Telephon den Nachweis der Helmholtz'schen These, daß die Klangfarbe unabhängig von der Phasenverschiebung sei, die aufgrund der Induktion zwischen Sender und Hörer stattfindet.⁴⁰⁹ 1878 stellte Ludomar Hermann die kühne These auf, daß am Telephon entweder das allgemeine Induktionsgesetz ausfalle oder Helmholtz' Theorie der von den Intensitäten der

Partialtöne abhängigen Klangfarben. Denn wenn auch nicht die Phasenverschiebung allein eine Veränderung der Klangfarbe bewirke, so müßte dies denn doch durch die dadurch bewirkte Veränderung der Amplitudenverhältnisse der Partialtöne geschehen.⁴¹⁰ Worauf auch Helmholtz zum Telephon griff, um seine Vokaltheorie zu verteidigen.⁴¹¹ Nebenbei telephonierten die Gelehrten mit den Fröschen: Während Tarchanow in St. Petersburg das Telephon als Empfänger der Froschmuskelströme (als Galvanoskop also) einsetzte – und »im Telephon einen deutlich musikalischen Ton« hörte⁴¹² – verwendete Hermann es umgekehrt als Sender: »Von den Vokalen wirkt am stärksten auf das Froschpräparat a, dann o, ou, e, am schwächsten i.«⁴¹³ 1891 legte Hermann schließlich seine auf der Basis telephonischer Übertragungen gewonnene Theorie der Vokale vor, nach welcher »das Wesen der Vocale« nicht etwa »in bestimmten Intensitätsverhältnissen der harmonischen Partialtöne eines Klanges« liege, sondern »ein in der Periode seiner Note oscillierender oder intermittierender fester Ton« sei.⁴¹⁴ Ein erster Schritt in die Richtung der Formanttheorie. 1892, im folgenden Jahr, begann Hermann Gutzmann, der erste Privatdozent für Phoniatrie, das auf den Bereich von 1000 bis 1500 hz begrenzte Frequenzband des Telephons für seine »Untersuchungen über die Grenzen der sprachlichen Perzeptionen« zu nutzen – nachdem ihn die ständigen perzeptiven Entstellungen seines Namens zu »Butzmann« oder »Dutzmann« am Telephon darauf aufmerksam gemacht hatten, daß dabei »stets Laute mit ähnlichem akustischen Charakter verwechselt wurden«⁴¹⁵ (also im Fall b, d, g die stimmhaften Verschußlaute).

1921 griff schließlich Carl Stumpf zum Telephon, um seine Formanttheorie der Konsonanten zu bestätigen.⁴¹⁶ Woraufhin der Präsident des Telegraphentechnischen Reichsamtes Karl Willy Wagner seinerseits zur Formanttheorie griff: in die Telephonleitung eingeschaltete Drosselketten brachten anstandslos die von Stumpf vorhergesagten Formantregionen zu Gehör, die es Wagner erlaubten, auf ihrer Grundlage das, für eine nun hinreichende Verständlichkeit am Telephon, notwendige Frequenzband neu zu bestimmen.⁴¹⁷

404 Vgl. Tieck, 1798/1979: 169f. 405 Vgl. Hoffmann, 1814/1985: 349.

406 Scherer, 1987: 49. 407 Johannes Müller, zit. nach: Scherer, 1987: 49.

408 Vgl. Fagen, 1975: I 936. 409 Vgl. Du Bois-Reymond, 1877: 573 und 582.

410 Vgl. Hermann, 1878: 98. 411 Vgl. Helmholtz, 1878: 488f. 412 Tarchanow, 1879: 94.

413 Hermann, 1878: 98. 414 Hermann, 1891: 544. 415 Gutzmann, 1906: 250, vgl. auch 247.

416 Vgl. Stumpf, 1921: 639. 417 Vgl. Karl Willy Wagner, 1924: 451-454.

Aber solche Rückkopplungen zwischen Maß und Gemessenem, zwischen Technik und Physiologie, sind an der Tagesordnung, seit der Bostoner Otologe Clarence John Blake 1874 Alexander Graham Bell das Leichenohr verschafft hatte, das diesem die Möglichkeit von membrangesteuerten Strömen offenbarte, und seit Blake seinerseits diese Möglichkeit in Gestalt des Telephons dafür verwendet hatte, eine überindividuelle Hörprüfungsmethode zu entwickeln.⁴¹⁸ Nicht weniger schlecht lief die Zusammenarbeit in Deutschland: auf den persönlichen Rat von Helmholtz hin gab Werner Siemens der Membran seines Telephons die Form des Trommelfells.⁴¹⁹ Aber solche Schaltungen zwischen Ingenieuren und Physiologen waren erst der Anfang eines Ineinanderwachsens zweier ganzer Forschungsdisziplinen. Im selben Maße nämlich wie an den physiologischen und anatomischen Instituten der Universitäten technische Labors eingerichtet wurden, entstanden bei den Medienkonzernen und den staatlichen Forschungsämtern Departments zur Erforschung des Sprechens und Hörens. 1905 begann das britische General Post Office mit der Durchführung von Artikulationstests. Doch die eigentliche medieneigene und -gerechte Stimm- und Hörphysiologie wurde 1913 gegründet, als der Physik- und Chemieprofessor Irving B. Crandall in den Forschungsstab von Western Electric (einer AT&T-Tochter selbstredend) mit dem erklärten Ziel eintrat, eine »akkurate physikalische Beschreibung und ein Maß der mechanischen Operation der menschlichen Ohren in solchen Terms zu erlangen, daß wir sie direkt auf unsere elektrischen und akustischen Instrumente beziehen können«.⁴²⁰ Stimme und Ohr wurden inter pares zu Elementen eines technischen Kommunikationssystems:

[I]t was apparent that great advantages would come from similarly analyzing speech and hearing; for an accurate knowledge of every part of a system, from the voice through the telephone instruments to and including the ear, would permit more intelligent design of the parts under control.⁴²¹

Und spätestens seit Harvey Fletcher, der Nachfolger Crandalls, der 1916 zum Department of physical research von Western Electric stieß, die »erste

418 Vgl. Blake, 1876: 434-9 und 1879: 5-12 sowie Blake, 1882: 29-31.

419 Vgl. Siemens, 1878: 47. 420 Zit. nach: Fagen, 1975: 1929. 421 Fagen, 1975: 1928.

große Phase der Untersuchung von Sprache, Sprechen und Verständlichkeit«⁴²² initiierte, ist »the Nature of Speech« nicht mehr die Seele oder »sich kundgebende Innerlichkeit«, sondern Verhältnisse von Frequenz und Amplitude. Weshalb »its Interpretation« auch nicht mehr Aufgabe von Philosophen und Literaturwissenschaftlern, sondern von Ingenieuren und Physikern ist, für die die Stimme nichts weiter als ein Teil des Telephonsystems ist. Und eben als solche schließt sie Frauen ins System ein statt aus. Ihre Stimmlage liegt nämlich nicht nur besser im Frequenzband des Telephons, sie trägt, wie Fletcher feststellte, auch wesentlich mehr zur Artikulation der Sprache bei.

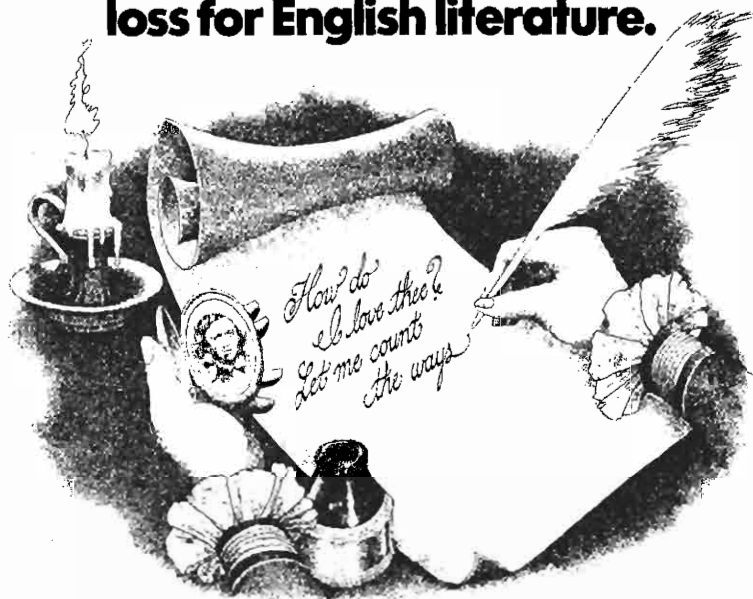
A filter system which eliminates all frequencies below 500 cycles per second eliminates 60 per cent. of the energy in speech, but only reduces the articulation 2 per cent. A system which eliminates frequencies above 1500 cycles per second eliminates only 10 per cent. of the speech energy, but reduces the articulation 35 per cent.⁴²³

Schlußfolgerung: seit der Erfindung der Verstärkerröhre spricht nichts mehr für Männerstimmen am Telephon. Frauenstimmen dagegen sind nicht nur nicht der obskure vorartikulatorische Ursprung der klaren und distinkten Artikulation von Männern, sondern sind selber *claire et distincte par excellence*. Daher sind Frauen in einer Epoche der Post, in der psychogene Stimmem nichts, systemkompatible Stimmen aber umso mehr zählen, prädestiniert für die Rollen von Kurieren, die ohne König operieren. Technische Medien, die ihre eigenen – ihnen gerechten – Körper- und folglich auch Seelenkonzepte produzieren, schaffen an eben derselben Stelle, wo sie auktoriale Reden verabschieden, Frauenberufe. Schon aus diesem Grunde können Medienkonzerne mit der Verhinderung von Literatur Eigenwerbung betreiben.

Deutlicher kann man es nicht sagen: wer bei AT&T einen Telephonanschluß mietet, unterschreibt damit einen »fürchterlichen Verlust« für die Literatur. Die postalische Epoche der Sonette ist definiert als Abwesenheit von Telefonie – und daher unwiderruflich vergangen. Denn trotz aller Uner-schöpflichkeit der Wege, auf denen Lyrik Sinn überträgt, ist sie gegenüber

422 Hagemeyer, 1979: 141. 423 Fletcher, 1922: 744.

**If Elizabeth Barrett
and Robert Browning had
AT&T's 60% and 40% discounts,
it would have been a terrible
loss for English literature.**



And of course, she wouldn't have had to restrict her feelings to a mere sonnet's length, either.

After all, you can always think of one more way to tell someone you love them when you're on the phone.

Let us count the ways you can save. Just call weekends till 5pm Sundays, or from 11pm to 8am, Sunday through Friday, and you'll save 60% off AT&T's Day Rate

on your state-to-state calls.

Call between 5pm and 11pm, Sunday through Friday, and you'll save 40% on your state-to-state calls.

So when you're asked to choose a long distance company, choose AT&T. Because with AT&T's 60% and 40% discounts, you can satisfy your heart's desire without exhausting your means.

Reach out and touch someone.*



AT&T
The right choice.

der Konkurrenz von Discount-Prozenten, die AT&T Standard-Preisen für Signifikanten-pro-Zeiteinheit gewährt, machtlos. Gerade weil die Kapazitäten von Telefonkabeln nicht unerschöpflich, sondern begrenzt sind, bleibt Literatur als Liebesbrief auf der Strecke. So wie Schreibmaschinistinnen aus Dichtung eine abzählbare Menge von Anschlägen machen, die alle ihren Preis haben,⁴²⁴ macht die Telephonistin bzw. ihr automatischer Gebührenzähler aus Liebeserklärungen eine abgezählte Menge von Diskursminuten (oder, im Zeitalter von ISDN, bits per second), die nicht minder ihren Preis haben: Thema ungezählter Popsongs (»...and the operator says ›forty cents more for the next three minutes‹...«⁴²⁵). Geld, bekanntlich der »annihilierendste [...] Signifikant, den es in bezug auf Signifikation überhaupt gibt«, ⁴²⁶ annihiliert auch und gerade romantische Liebe, die ja schon per definitionem Poesie – also »Signifikation« im Höchstmaß – ist. Nur hindert das Telephonkonzerne – wie besagte Popsongs belegen – nicht, gute Geschäfte zu machen. Weil die Kabel-ways Stimmen nicht als phantasierte Zaubermelodien, sondern als abgespaltene Objekte übertragen, sind sie ein Weg oder Medium, mit dem die Brief-ways der Liebe nicht konkurrieren können. »The right choice« heißt deshalb nicht Elizabeth Barrett, sondern Ma Bell. Nicht umsonst sind in den USA (und neuerdings auch im Deutschland einer langsam zu Ende gehenden Ära Stephan) Post und Telephonie konkurrierende Verkehrsanstalten. Dabei betreibt diese Konkurrenzreklame, die immerhin mit der Abschaffung der Briefromanze der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts wirbt, eine ziemlich präzise Analyse der Schreibszene des romantischen Briefs. Das Sonett entsteht im Feld zwischen zwei Polen: dem Federkiel einerseits und dem Miniaturportrait des Geliebten im Medaillon andererseits. Sie organisieren zwei Blicklinien, die im Auge der Schreiberin – das zugleich das des Betrachters ist – zusammenfallen. Urszene empfindsam-romantischer Briefstellerei: der wandernde Blick der Schreiberin verwebt den ununterbrochenen oder individuellen Schriftfaden mit dem Imaginären. Das Papier gewinnt, indem es sich zusammenrollt, einen Innenraum: es ist das Medium einer Innerlichkeit und nicht etwa eine Postkarte. Und Gellerts Tintenfaß steht – mit der Feder und dem Bild

424 Vgl. Kittler, 1986 a: 268.

425 So Dr. Hook and the Medicine Show vor langen Jahren.

426 Lacan, V. 1956/1993: 37.

zusammen ein rechtwinkliges Dreieck bildend – bereit, umzukippen, falls der Brief fertig zu werden droht. Briefe sind Blicke, die den Blick des anderen spiegeln. Daher ist der Brief, den Elizabeth Barrett schreibt, auch gar kein Brief, sondern die Seele selber. Das Postgebiet der Liebe ist nicht die Penny-Post, sondern das Imaginäre: »I love thee to the depth and breadth and height / My soul can reach, when feeling out of sight / for the end of Being and ideal Grace.«⁴²⁷ Dagegen ist der »one more way«, den AT&T-Kunden mehr zählen als die Dichterin, gar kein »way to tell«, sondern, wie der Konzern selber sagt, ein way to »reach out and touch someone«. Und das nicht mit der Seele wie im Sonett oder metaphorisch, sondern mit der elektromechanischen Übertragung von nackten Sinnesreizen. Die Reichweite der imaginären Stimme, die sich bis an die Grenzen des Daseins und bis zur Ewigkeit erstreckte und Den Menschen als Sterblichen und – qua Poesie – Göttlichen zugleich umriß, wird kassiert von der Reichweite des technogenen Partialobjekts, die mit der des weltweiten Kabel- und Richtfunkstreckennetzes zusammenfällt. Sprechen heißt seitdem fühlen.

Die Genealogie des AT&T-Slogans reicht indes bis in die Anfangsphase elektrischer Nachrichtentechnik zurück. 1795 machte der Spanier Francisco Salvá vor der Real-Academia von Barcelona den Vorschlag, zum Telegraphieren zwischen Mataró und Barcelona 22 Leydener Flaschen in Mataró zu verwenden, an denen in Barcelona mittels Kabel 22 Menschen hängen sollten, die je einen Buchstaben bezeichneten:⁴²⁸ eine Fernschreibmaschine aus Menschenleibern, die unter Stromschlägen zu Signifikanten geworden wären. Über hundert Jahre später wurde Ma Bells »touch« von einem würdigen Nachfolger Alexander Graham Bells, dem sächsischen Taubstummenlehrer Rudolf Lindner, implementiert, der, um seinen Schülern eine realistische Vorstellung der Laute zu übermitteln, das Telefon zum »Fernastapparat« umbaute. Eine Reihe von einkontaktigen Mikrofonen, die nur bei Ansingen ihres Eigentones ansprachen (ihre Membranen waren auf verschiedene Eigentöne gestimmt worden), ersetzten dabei den Hörer. In jeden Stromkreis der Mikrophone wurde eine Induktionsspule geschaltet und deren Ströme auf je einen Finger des zu alphabetisierenden Taubstummen geleitet. Sprach der Lehrer in das Telefon, »so fühlte man jeden Ton

in einem besonderen Finger.«⁴²⁹ Und 1980 schließlich überführte Dieter Wellershoffs Novelle *Die Sirene* die historische Wahrheit, daß auf elektrischen Kanälen alles Sprechen ein Fühlen ist, in literarischen Telephonsex.

Er zog das Telefon zu sich heran und wählte ihre Nummer.

Ihr weiches, gehauchtes »Ja« empfing ihn. [...]

Der Ton berührte ihn, traf ihn, und der Rest seines Widerstandes und seiner Vorsicht verflog... Aufseufzend sagte er: »Ich kann nicht schlafen. Ich muß dauernd an dich denken. Ich bin wie verrückt.«

»Ich auch«, sagte sie. »Ich habe dich herbeigerufen. Jede Minute rufe ich dich.«

»Ich spüre es« sagte er, »wie machst du das?«

»Ich bin nackt. Ich berühre mich.«

»Ich spüre es«, sagte er.

»Tu es auch«, sagte sie. »Bitte.«

»Ja«, sagte er.⁴³⁰

Genauer kann man den AT&T-Befehl »Reach out and touch someone« wohl kaum befolgen.

Seit Frauen zu Medienkonzernen überlaufen, die mit der Abschaffung von literarischen Werken durch Telephonsex Werbung gemacht haben werden, herrscht zwischen Autoren und Leserinnen ein Medienkrieg statt einer poetischen Liebesbeziehung. Nicht zufällig kann Wellershoffs Pädagogik-Professor die Telefonsirene nur durch Einsatz eines anderen Mediums, des Grammophons, schlagen. Das Phantasma der romantischen Liebe, auf dem Feld der Literatur könnten Frauen am phallischen Genießen des Einen Geistes teilnehmen, zergeht, wenn Frauen aufhören, dem Wissen zu Willen zu sein. Weil sie eher davon träumen, von Medienkonzernen wie Remington, AT&T oder Staatsbetrieben wie der RPTV als Diskursangestellte begehrt zu werden, als vom Geist des Autors ver- bzw. beschriftet zu werden, läuft der Autorschaftsdiskurs ins Leere.

Die Schrift hat ihre Macht über Frauen verloren. Die Feststellung Rabans, dessen Name ja bloß eine Chiffre für den Namen Kafkas ist,⁴³¹ daß Schriftsteller, die Diskursangestellte in anonymen Ämtern sind, »durch alle Arbeit [...] noch keinen Anspruch darauf [erlangen], von allen mit Liebe

427 Barrett Browning, 1850/1900: III 248. 428 Vgl. Salvá, V 1795/1878: 3f.

429 Lindner, 1913: 100. 430 Wellershoff, 1980/1982: 79f. 431 Vgl. Binder, 1975/1982: 64.

behandelt zu werden«,⁴³² drückt eben diese für Autoren außerordentlich schmerzliche Einsicht aus. Denn eben dieser Liebesanspruch der auktorialen Rede, die Dichtern seit Goethes *Werther* die Herzen ihrer Leserinnen zufliegen ließ, hatte ja eine ganze Klassik mit ihrem Kult um Autornamen begründet. Wenn Frauen ihrer »Gewandtheit an den Maschinen« wegen zu unverzichtbaren Agenten von Medien und Verkehrsanstalten werden, geraten die Halbgötter der Handschrift ins Abseits.

Schriftstellern bleibt in dieser kritischen Lage nur, selber Medienspezialisten zu werden. An die Stelle der Liebe muß die Post treten. Die romantische Logistik des Dichtertraums kippt um in den »Irrsinn«⁴³³ eines postalischen Nervenkriegs.

Post jenseits des Menschenverkehrs



... Geschriebene
Küsse kommen
nicht an ihren
Ort, ... sondern
werden von den
Gespenstern auf
dem Wege aus-
getrunken ...

432 Kafka, M 1907/1980: 8. 433 Kafka, B 19. Nov. 1912/1976: 105.

Schreibmaschine und Kohlepapier

Ende Juni 1912 ging Franz Kafka auf eine sogenannte »Thaliareise« nach Weimar und Halberstadt. Besuch der guten Stuben großer deutscher Dichter. Ergebnis dieser Reise war ein folgenschwerer Verdacht: »Wenn es wahr wäre, daß man Mädchen mit der Schrift binden kann?«¹ schrieb er an Max Brod aus dem Sanatorium Jungborn. Gemeint war die Tochter des Hausmeisters des Goethehauses in Weimar,² die überdies auch noch Margarethe hieß und die Kafka – obschon er ihr so »gleichgültig wie ein Topf« war – Postkarten schrieb, wie er es wünschte.³ Im Schatten des Urautors keimte beim angehenden Buchautor die Erkenntnis, worin das Geheimnis klassisch-romantischer Autorschaft bestanden hatte: in einer Briefliebe zwischen Geist und Natur bzw. in einer postalischen Rückkopplung zwischen Autor und Leserin. Daher sind auch die Zeilen, die Kafka von Goethes postumer Angestellten bekam, »von Anfang bis zu Ende Literatur«.⁴ Allein, für das, was Kafka nur zwei Monate später in Bewegung setzen wird, ist »Schrift« ein ziemlich massiver Euphemismus. Um ein Mädchen zu binden, exhaustiert Kafka ab dem 20. September 1912 das gesamte übertragungstechnische Potential seiner Zeit. Nicht allein sämtliche Briefsorten und sämtliche technischen Medien werden zum Einsatz gebracht, sondern vor allem die medialen Standards der Post selber: Übertragungsgeschwindigkeiten und Zustellfrequenzen. Ein Autor rüstet seinen Schreibtisch zur Kommandozentrale über das gesamte zur Verfügung stehende Mediensystem hoch. Und das mit gutem Grund. Denn die Macht, das weiß ihr »größte(r) Experte« unter allen Dichtern⁵ sehr gut, wohnt nicht mehr im Goethehaus in Weimar, sondern in Häusern wie dem der Carl Lindström A.-G. in Berlin. Ihre weiblichen Verbündeten heißen nicht mehr Gretchen, sondern Stenotypistinnen und *operators*. Um eine von ihnen, Fräulein Felice Bauer, zu binden, reicht ein Teufel oder die alte Dichtertraumlogistik nicht mehr aus. Anstatt die Übersetzungen ihrer Privatsachen in auktoriale Dichterhandschrift anzubeten, bringen Frauen selber Typendruck zu Papier. Deshalb muß auf seiten des

Raoul Hausmann. »Ich liebe Dich!«, 1918. Feder, Collage auf zwei orangebraunen Postkarten, je 9,3 x 13,4 cm. Postkarte an Hannah Höch in Friedenau aus Berlin vom 29.9.1918.

1 Kafka, B 13, Juli 1912/1975: 97. 2 Vgl. dazu Kafka, T 29, Juni – 6. Juli 1912/1980: 408–414.

3 Vgl. Kafka, B 13, Juli 1912/1975: 97. 4 Kafka, B 13, Juli 1912/1975: 97.

5 Canetti, 1968/1981: 137.

Schriftstellers an die Stelle der Übersetzung eine historische Transposition treten. Stück für Stück muß das Postwesen der romantischen Literatur auf die Bedingungen des Nachrichtenverkehrs im Zeitalter des Weltpostvereins und der technischen Medien umgestellt werden. Dabei ersetzt – wie schon Politzer auffiel⁶ – der Brief den Liebesanspruch, die Standards der Post den transzendentalen Ursprung der Schrift, der Wahnsinn das Phantasma, der tote, tagsüber verwesende Körper, der nur nachts zur Schrift erwacht (nicht zum Leben), das biopolitisch disziplinierte Individuum, die Strategie des postalischen dispatching die Halluzination oder Kindheitserinnerung einer Stimme, und: eine Diskursangestellte Die Frau/Mutter/Natur. Schriftstellerlieben sind, seit Schreiben desexualisiert ist, bestenfalls Medienverbünde, schlimmstenfalls Medienkriege. Das galt schon um 1900 für den Postpraktikanten August Stramm. Seine Geliebte und spätere Frau Else Krafft, die Tochter eines Bremer Zeitungsverlegers, schrieb bereits mit 17 Jahren auf ihrer Schreibmaschine Artikel und Gedichte und galt als gewandte Journalistin.

Wenn gerade nichts Wichtigeres zu tun war, sang ihre Schreibmaschine, und im Nu war eine Seite mit Versen oder Prosa gefüllt.⁷

Seit Frauen nicht mehr von Diskurstechnologien ausgeschlossen sind, fällt die Eine als anderes und Grund aller Wörter und Drucksachen aus.⁸ Daher blieb Stramm angesichts solcher *écriture automatique* Else Kraffts nur eine Versproduktion, die ebenso medienprofessionell betrieben wurde, aber von der Zeichenökonomie desjenigen Mediums diktiert wurde, dessen Angestellter er seinerseits als Postbeamter war. Wie es heißt, war Frau Else Stramm vom Telegrammstil ihres Mannes nicht sehr erbaut.⁹ Auch Kafka wird erst dann zum Autor, nachdem er sein Schreiben auf die Basis von Textverarbeitungstechniken gestellt hat, wie sie den bureaualltäglichen Umgang mit Schrift in seinem Angestelltendasein in der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt prägen. Und auch dazu bedurfte es erst noch der Intervention einer Schreibmaschinistin. Felice Bauer hat eine Karriere gemacht, wie sie Frauen erst offensteht, seit es technische Medien gibt, an

denen sich Männer als »complete and consistent failure« erweisen, und Konzerne, die solches Versagen durch positive Rückkopplung zwischen Frauen, die die Serienproduktion von technischen Medien verwalten, und technischen Medien, die wiederum nach Frauen rufen, exponentiell eskalieren lassen. Nach Beendigung ihrer Schulausbildung fing Bauer als Stenotypistin bei der Phonographenfirma Odeon in Berlin-Weissensee an. 1909 wechselte sie zur Carl Lindström A.-G., wo sie innerhalb von drei Jahren bis zur Prokuristin aufstieg. Willy Haas mutmaßte sogar, daß sie es bis zur Direktorin hätte bringen können.¹⁰ Ende 1912 war die Carl Lindström A.-G. »die grösste deutsche Fabrik von phonographischen Apparaten«¹¹ – sie produzierte in großem Umfang Diktiermaschinen (den Erfolgsschlag »Parlograph«) und Phonographen (1913 erreichte das Modell »Parlophon« eine Jahresproduktionsziffer von 400.000 Stück), darunter auch »vollautomatische Phonographenautomaten für Salons, Restaurants usw.« mit Münzeinwurf. Außerdem Schall Dosen, Nadeln und sonstige Ersatzteile. Eine selbständige Abteilung des Konzerns bildete die Plattenfabrik. Das Jahr, in das der Hauptteil des Kafka-Bauer-Briefwechsels fällt, 1913, war zugleich ein Jahr der außerordentlichen Expansion der A.-G. Sie fusionierte mit der Firma Grünbaum & Thomas, wodurch sie Hauptaktionär der Favorite-Talking-Machines, der Lyrophon-Werke und der Dacapo-Record-Co. wurde.¹² Im folgenden Jahr schluckte Lindström überdies noch den Polyphon-Konzern. Apparate der A.-G. waren in allen fünf Erdteilen präsent. Besonders stolz wies die Firma dabei auf ihre Exporte in afrikanische und überseeische Kolonien hin – 1914 wird Kafkas Reisender in der »Strafkolonie« prompt einen Phonographen als Foltermaschine wiederfinden.¹³ Nicht umsonst hatte Kafka von Bauer »Prospekte der Fabrik«¹⁴ angefordert und neben diesen wahrscheinlich auch einen Artikel der *Phonographischen Zeitschrift* vom 12. Dezember 1912 erhalten, der von einer großen Ver-

6 Vgl. Politzer, 1969: 198. 7 Inge Stramm, zit. nach Stramm, 1963: 407 (Anhang).
8 Vgl. Kittler, 1986 a: 310. 9 Vgl. Stramm, 1963: 408 (Anhang).

10 Vgl. Politzer, 1969: 197. 11 *Phonographische Zeitschrift* 14, 1913, Nr. 9: 215.

12 Außerdem hielt die Carl Lindström A.-G. bereits die Aktienmehrheiten der Beka-Rekord, der International Talking Machines Co. Odeon (Bauers früherem Arbeitgeber also), und bekam später noch die der Homophon Comp. GmbH und der Fonotopia hinzu. Man sieht: aller deutschen Propaganda zum Trotz waren die Medienkonzerne nach dem Vorbild der Siemens-Bros. längst multinational geworden. Alle Angaben über die A.-G. sind anonymen und unbetitelten Kurzmeldungen der Jahrgänge 14 (1913) bis 20 (1919) der *Phonographischen Zeitschrift* entnommen.

13 Vgl. dazu Wolf Kittler, 1990: 117–140. 14 Kafka, B 24. Nov. 1912/1976: 123.

breitung von Grammophonen in der französischen Strafkolonie auf Neukaledonien berichtete.¹⁵

Die Prokuristin der erfolgreichen Parlographenabteilung dieses multinationalen Unternehmens kommt auf einer Reise nach Budapest am 13. August 1912 nach Prag, wo sie die Familie Brod besucht (sie ist die Cousine des Kaufmanns Max Friedmann, der Max Brods Schwester geheiratet hatte). Ein folgenreicher Tag für die deutschsprachige Literatur: Abends um 9 Uhr erscheint Kafka mitsamt seinen Manuskripten der Stücke für die *Betrachtung*, seine erste Buchveröffentlichung, deren Reihenfolge er mit Brod besprechen will.¹⁶

Doch der Verkehr zwischen Kafka und Bauer wird weder durch gesprochene noch durch geschriebene Worte eröffnet, sondern durch die Photographien von Kafkas »Thaliareise« nach Weimar, die er ihr »eine nach der andern« herüberreicht. Darunter ist auch eine von ihm und Margharete Kirchner:¹⁷ sie zeigt, wenn auch unscharf, beide auf einer Bank sitzend; die Tochter des Goethehausmeisters schaut auf Kafka, Kafka dagegen in Richtung Kamera. Damit ist das Spiel der Lockungen eröffnet: Wenn Felice Bauer auf das Photo blickt, wiederholt sie gezwungenermaßen den Blick der darauf abgebildeten Frau. Eine Unterwerfung, die sie nicht unerwidert lassen wird. Nachdem Kafka ihr seine Macht demonstriert hat, den Blick von Frauen zu fesseln, demonstriert sie wenig später ihre Macht, sogar das Wort von Männern zu bannen. Denn später, als Kafka seine Manuskripte ausbreitet, erwähnt Bauer etwas,

über das ich so staunte, daß ich auf den Tisch schlug. Sie sagten nämlich, Abschreiben von Manuskripten mache Ihnen Vergnügen, Sie schrieben auch in Berlin Manuskripte ab für irgendeinen Herrn (verdammter Klang dieses Wortes, wenn kein Name und keine Erklärung dabei ist!) und Sie baten Max, Ihnen Manuskripte zu schicken.¹⁸

Ein Schlag auf den Tisch und ein lästerlicher Fluch quittieren die sensationelle Eröffnung, daß die Schreibmaschine Frauen ein Vergnügen macht, das

¹⁵ Vgl. Wolf Kittler, 1990: 138f. ¹⁶ Acht der Stücke waren 1908 in der von Franz Blei und Carl Sternheim herausgegebenen Zeitschrift *Hyperion* unter dem Titel »Betrachtung«, fünf von ihnen 1910 als »Betrachtungen« in der Prager *Bohemia* erschienen (Vgl. Rolleston in: Binder, 1979: II 249). ¹⁷ Reproduziert bei Wagenbach, 1983: 122. ¹⁸ Kafka, B 27. Okt. 1912/1976: 58.

sie von Herren bereitet bekommen, deren Namenlosigkeit auf jenen Herrn oder Adonai verweist, der für jeden Juden schlechthin namenlos ist, weil er Den Namen selber ersetzt. Als großer Anderer, der die Lust der Frauen regiert, zieht er sofort Kafkas Verfluchung auf sich. Denn gegen die Macht der Schreibmaschine kommt seine Photomacht nicht an. Die Eifersucht auf die Herrschaft ihres Vergnügens, die sie dem Freund anträgt, während sie seine Manuskripte, die auf dem Tisch liegen, mit Nichtachtung straft, mobilisiert Kafkas Kampfgeist: auch er, man wird es noch sehen, ist ein Herr über gedruckte Diskurse, ein Herr über Frauengelüste. Diesen Kampfgeist dokumentiert das Begleitschreiben, mit dem Kafka am nächsten Tag seine Manuskripte an Ernst Rowohlt schickt:

Sehr geehrter Herr Rowohlt!

Hier lege ich Ihnen die kleine Prosa vor, die Sie zu sehen wünschten; sie ergibt wohl schon ein kleines Buch. Während ich sie für diesen Zweck zusammenstellte, hatte ich manchmal die Wahl zwischen der Beruhigung des Verantwortungsgefühls und der Gier, unter Ihren schönen Büchern auch ein Buch zu haben.¹⁹

Mit einem Buch auf eine Schreibmaschine zu antworten, impliziert eine tragische Verwechslung zwischen Lesen und (Ab-)Schreiben, wie sich noch herausstellen wird. Doch der Kampf geht weiter. Am selben Tag noch erhält Max Brod es schriftlich, daß die Verwebung von Buch und Frau nicht seine, Brods, Manuskripte angeht, sondern Kafkas:

Guten Morgen! Lieber Max, ich stand gestern beim Ordnen der Stückchen unter dem Einfluß des Fräuleins, es ist leicht möglich, daß irgendeine Dummheit, eine vielleicht nur im Geheimen komische Aufeinanderfolge dadurch entstanden ist. Bitte schau das noch nach und laß mich den Dank dafür in den ganz großen Dank einschließen, den ich Dir schuldig bin.²⁰

Eine Hauptlinie des Netzwerks romantischer Autorschaft ist damit gelegt: eine geheime Liebesbeziehung zwischen der Frau als Muse und dem Dichter. Als Übersetzer intimer Erlebnisse in öffentliche Charaden oder Werke stellt der Dichter diese Verbindung einerseits dem Verleger durch und offenbart

¹⁹ Kafka, B 14. Aug. 1912/1975: 103. ²⁰ Kafka, B 14. Aug. 1912/1975: 102.

sie andererseits seinem Leser und Interpreten: Die klassische Konstruktion von Literatur als ein auf Interzeption berechneter Liebesbrief.

Doch damit ist das Postsystem erst zur Hälfte rekonstruiert und der Kampf noch nicht einmal halb, weil nur gegen den männlichen Leser gewonnen. Was fehlt, ist selbstredend die Rückkopplung zwischen Dichter und Frau, durch die ihr Vergnügen zu seinem Vergnügen erklärt und damit unter seine Herrschaft gebracht wird. In diesem Zweifrontenkrieg, den der Briefschreiber um seine Autorschaft kämpft, erhält der Schriftstellerkollege, der in der Schreibmaschine selbstredend nur ein Mittel sieht, Kantorbeamte arbeitslos zu machen bzw. »der Menschheit den Geist durch mechanische Arbeit auszutreiben«, ²¹ den altmodischsten Nachweis eines Schriftstellerdaseins, die Prokuristin dagegen den allmodernsten. Doch dessen Lieferung muß Kafka zunächst noch aufschieben. Zuerst muß seine Identität als Autor juristisch verbrieft worden sein. Aller Wahrscheinlichkeit nach schreibt Kafka am 20. September 1912 nicht nur den ersten Brief an seine zukünftige Geliebte, sondern auch seinen Namen unter den Verlagsvertrag seines ersten Buches. ²² Mit dieser Unterschrift investiert, kann er Felice Bauer nun endlich mitteilen – und zwar maschinenschriftlich –, daß die Schreibmaschine oder das Vergnügen von Frauen Möglichkeitsbedingung für das Schreiben von Autoren wie ihn, Kafka, ist.

Eines muß ich nur eingestehen, so schlecht es an sich klingt und so schlecht es überdies zum Vorigen paßt: ich bin ein unpünktlicher Briefschreiber. Ja es wäre noch ärger, als es ist, wenn ich nicht die Schreibmaschine hätte; denn wenn auch einmal meine Launen zu einem Brief nicht hinreichen sollten, so sind schließlich die Fingerspitzen zum Schreiben immer noch da. ²³

Das Schreiben mit der Maschine ist eine *écriture automatique*, anstatt unter dem Einfluß der Launen eines schöpferischen Subjekts zu stehen. Die Maschine verabschiedet die der Goethezeit teure Regel, daß im Brief die Seele selber schreibt, indem sie anstelle des Zusammenhangs von Körper und Seele, Fingern und Laune, eine Differenz setzt. ²⁴ Damit löst das manichäische Instrument das Problem, das Kafkas früherem Schreiben stets

zum Verhängnis wurde: die Unmöglichkeit, zwischen einem Subjekt des Ausgesagten und einem Subjekt der Aussage zu unterscheiden – oder: die Unmöglichkeit, Kopien in Umlauf zu bringen. Eben das war ja das Dilemma, in dem Raban alias Kafka steckengeblieben war: der Schreiber des Textes konnte das Pronomen »ich« nicht an seine Kopie im Text weitergeben, als sei seine Shifter-Funktion aufgehoben. Die Unmöglichkeit, das »ich« zu vervielfältigen, vereitelte den Versuch, einen Doppelgänger namens Raban in Umlauf zu bringen. Die gleiche Unmöglichkeit, die Schrift vom Körper zu lösen, reflektierte die *Beschreibung eines Kampfes*:

Es ist so wie in der Gesellschaft der vorigen Woche. Jemand liest aus einer Abschrift etwas vor. Eine Seite habe ich auf seine Bitte selbst abgeschrieben. Wie ich die Schrift unter den von ihm geschriebenen Seiten lese, erschrecke ich. Es ist haltlos. Die Leute beugen sich darüber von den drei Seiten des Tisches her. Ich schwöre weinend, es sei nicht meine Schrift. ²⁵

Würden Abschriften, die für andere angefertigt werden, ständig auf die Person des Kopisten bezogen, wie es dem Dicken passiert, weil er keine Schreibmaschine benutzt, wäre der Beruf Felice Bauers unmöglich, nämlich Abschriften von Phonogrammen »pp Carl Lindström«, »pp Strauß« oder »pp Heinemann« ²⁶ zu unterzeichnen. Eben das blieb den Doppelgängern der *Beschreibung eines Kampfes* und Raban versagt: per procura Franz Kafka zu sprechen. Erst Georg Bendemann und Gregor Samsa sind Prokuristen, und zwar sowohl auf der konstituierten Ebene der Texte – Bevollmächtigter des Vaters im Geschäft der eine, als Reisender per procura seiner Firma der andere – als auch auf der konstituierenden Ebene als Doppelgänger und Vertreter ihres Autors. Die Schreibmaschine trennt das Geschriebene von der Person des Unterzeichneten; sie läßt die Möglichkeit zu, für sich selbst pp zu unterzeichnen – als sei der, der spricht und der ich-sagend die Verantwortung für sein Sprechen übernimmt, ein anderer als die Person, die von der Unterschrift benannt wird. Als ein solches Mittel der Entlastung des Unterzeichners durch den Entzug seiner Identität (bzw. der Charaktere, die seine Identifizierung erlauben), sieht Kafka die Schreibmaschine an:

21 Vgl. Brod, 1917-18: 49 und Brod/Borst, 1917-18: 494. 22 Vgl. Wolf Kittler, 1990: 88.

23 Kafka, B 20. Sept. 1912/1976: 43. 24 Vgl. Wolf Kittler, 1990: 94.

25 Kafka, M 1904-05/1969: 116. 26 Direktoren der Carl Lindström A.-G. Vgl. Kafka, B 10.-11. Dez. 1912/1976: 174 und B 22. Dez. 1912/1976: 199.

So selbständig wie Du wohl arbeitest, könnte ich gar nicht arbeiten. Verantwortung weiche ich aus wie eine Schlange, ich habe vielerlei zu unterschreiben, aber jede vermiedene Unterschrift scheint mir ein Gewinn, ich unterschreibe auch alles (trotzdem es eigentlich nicht sein darf) nur mit FK, als könnte mich das entlasten, deshalb fühle ich mich auch in allen Bureau-sachen so zur Schreibmaschine hingezogen, weil ihre Arbeit, gar durch die Hand des Schreibmaschinisten ausgeführt, so anonym ist. Ergänzt und aufgehoben wird allerdings diese sonst lobenswerte Vorsicht dadurch, daß ich mit jenem FK auch die wichtigsten Sachen, ohne sie durchzulesen, unterschreibe und daß infolge meiner Vergeßlichkeit alles, was einmal von meinem Tische wegkommt, für mich niemals vorhanden gewesen ist. Ob ich, der ich mich letztthin um einen Platz in Deinem Bureau beworben habe, durch das alles sehr empfehlenswert werde?²⁷

Die Antwort ist einfach, aber dreifach zu geben: als Bureauangestellter ja, als Schriftsteller sogar im höchsten Maße, als Liebhaber jedoch nein. Denn Liebesbriefe – und was sonst sollen die »wichtigsten Sachen« sein, die Kafka in seinem Bureau schreibt und unterschreibt? –, die mit der Schreibmaschine geschrieben sind und durch ein so radikales Vergessen von ihrem Absender getrennt sind, daß sie, einmal abgeschickt, für diesen niemals vorhanden gewesen sind, solche Liebesbriefe sind gar keine.

Aber aus dem gleichen Grund, warum solche Texte nicht zu Liebesbriefen taugen, taugen sie dazu, Literatur zu promovieren. Das in zweierlei Hinsicht. Maschinelle Textverarbeitung ist einerseits, wie Bauer am 13. August selber bekannt hatte, das geeignete Mittel, um im Jahre 1912 Mädchen mit der Schrift zu binden. Sie erlaubt Kafka, im Zeichen der Autorschaft seinen Schreibtisch in der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt mit der Carl Lindström A.-G. zu fusionieren – mit jener Macht, die Mädchen scharenweise bindet –, um so eine ihrer Angestellten zur Angestellten seines Schreibens zu machen (Nicht nur studiert Kafka Prospekte der A.-G. und macht Bauer Vorschläge für weitreichende Medienverbundsysteme, er phantasiert sich auch als ihr Vorgesetzter²⁸). Diese Kopplung verschafft ihm eine strategische Position außerhalb des Diskursmachtraums der Familie, von der aus dieser Machtraum literarisch reflektiert werden kann, und zwar als Macht über Medien. Die Eröffnung einer strategischen Position eröffnet als erstes

das Denken von Strategien selber. Das »Urteil«, bekanntlich zwei Tage nach dem ersten Brief an Bauer in einer Nacht niedergeschrieben, handelt ja von einem Kampf zwischen einem Vater und einem Sohn um die Verfügung über die Post.

Wer über die Post verfügt, verfügt auch über die Existenz ihrer Adressen und damit über Leben und Tod ihrer Absender. Georg unterliegt, weil er vergessen hat, dem Vater »das Schreibzeug wegzunehmen«²⁹ – was diesem erlaubt, den Nachrichtenkanal nach Rußland zu okkupieren und Georgs Briefe für unzustellbar zu erklären. Hätte Georg seinen Brief mit der Schreibmaschine geschrieben, einem »Schreibzeug«, das wie kein anderes zur Vernichtung väterlicher Despotenmacht berufen ist (wie Bram Stokers *Dracula* mit allem Nachdruck demonstriert), so wäre die Post nach Rußland außer der Reichweite des Vaters geblieben.

Grund genug für Kafka, seine mit der Hand geschriebenen Texte dem Zugriff des väterlichen Schreibzeugs zu entziehen, indem er von ihnen Abschriften auf der Schreibmaschine anfertigt, oder, wie im Fall der »Verwandlung«, anfertigen läßt.³⁰ Handgeschriebene Lettern sind »dead letters«, während die Schreibmaschine Briefe und Literatur postierbar macht. Mit ihr hat die Post die strategische Bedingung der Möglichkeit für Kafkas Literatur geschaffen. Immerhin war Christopher Latham Sholes, der Erfinder der ersten serienreifen Schreibmaschine (der Remington No. 2), von Beruf Postmeister gewesen.³¹

Und genau das, was Georg im »Urteil« vergißt – das Schreibzeug des Vaters zu entmachten, indem er die Schreibmaschine benutzt, um an den Freund zu schreiben –, hat Kafka zwei Tage vorher in die Tat umgesetzt. Am selben Tag, an dem der erste Brief an Bauer abgeht, schreibt er eben jenen Schreibmaschinenbrief, der im »Urteil« fehlt, an seinen Freund Max Brod, der gerade mit Felix Weltsch in Italien unterwegs ist. Seine Botschaft ist die Abschrift der Botschaft des Briefs an die Prokuristin – wie um zu beweisen, daß es seit Sholes keines Schwurs in Tränen mehr bedarf, um Abschriften zu postieren.

29 Kafka, 1913/1953: 66. 30 Vgl. Wolf Kittler, 1984: 57f.

31 Vgl. Martin, 1922-23/1949: I 51. Sholes wurde 1844 im Alter von 25 Jahren Postmeister in Madison und vier Jahre später Postmeister der Stadt Milwaukee.

27 Kafka, B 20.-21. Dez. 1912/1976: 196. 28 Vgl. Kafka, B 22. Dez. 1912/1976: 199.

Meine lieben Glücklichen!

Ich mache mir die allerdings sehr nervöse Freude, euch mitten in den Büro-
stunden zu schreiben. Ich würde es nicht tun, wenn ich noch Briefe ohne
Schreibmaschine schreiben könnte. Aber dieses Vergnügen ist zu groß. Reicht
einmal und meistens die Laune nicht ganz aus, die Fingerspitzen sind immer
da. Ich muß annehmen, daß euch das sehr interessiert, weil ich euch das so
in Eile schreibe.³²

Der Brief handelt von nichts als von der Möglichkeit, daß es ihn gibt. Er chif-
friert den Netzplan des Schreibens, dessen Negativ das »Urteil« enthält.
Dazu zitiert er nicht nur die gerade eben für Berlin aufgeschriebene frohe
Botschaft von der *écriture automatique* als Chance des Schreibens selber,
er zitiert außerdem das Vergnügen am Schreibmaschinenschreiben, das die
erste Adressatin dieser Botschaft am 13. August in Brods Wohnung bekun-
det hatte, und richtet sich drittens mit der Anrede, die die Freunde zu
Felice macht, auch noch an ihre Adresse. Anstatt wie im »Urteil« dem Va-
ter, fallen alle Briefe der geliebten Stenotypistin zu. Ihr Vergnügen schließt
den mit der Schreibmaschine bewaffneten Autor nicht mehr aus, sondern
ein. Fortan steht er mit einer Macht im Bunde, die der Vater nicht nur nicht
für sich reklamieren kann, sondern die – unter der Chiffre Odradek – sogar
zur ausgesprochenen »Sorge des Hausvaters« werden soll. Dieses Macht-
bündnis hätte das »Urteil« ursprünglich im Klartext benennen sollen: Frie-
da Brandenfeld wird in der Handschrift zuerst als Tochter eines Juweliers,
dann eines Fabrikanten und schließlich eines »Kinematographenbesitzers«
bezeichnet (bevor Kafka den ganzen Einschub aus Gründen der Tarnung
durch die Umschreibung »einem Mädchen aus wohlhabender Familie«
ersetzt).³³ Die Carl Lindström A.-G. wurde 1904 als Lindström-Gesellschaft
mbH durch Vereinigung der Lindström-Werkstätten mit einer Salon-
Kinematograph Co. gegründet.³⁴ Doch der Brief an die beiden Felice Brod
und Weltsch ist nicht die einzige Kopie, die Kafka von dem schicksalhaften
Satz anfertigt. Es existiert noch eine dritte Ausfertigung dieses Textes, und
zwar als Durchschlagkopie des ersten Briefes an Bauer, wie Kafka ihr fünf-
einhalb Monate später en passant mitteilt.

32 Kafka, B 20. Sept. 1912/1975: 104. 33 Vgl. Neumann, 1981: 34.

34 Vgl. Wolf Kittler, 1990: III. Eine Herkunft, die im Jahr 1917 noch einmal deutlich zutage trat,
als Lindström sich als einer der Hauptgeldgeber an der Ufa-Gründung beteiligte.

Aber ich war doch ein anderer damals, als ich Dir den ersten Brief schrieb,
den ich vor paar Tagen beim oberflächlichen Ordnen meines Schreibtisches
(anders als oberflächlich wird er nicht geordnet) in der Durchschlagkopie
gefunden habe (es ist die einzige Kopie eines Briefes, die ich habe).³⁵

Wenn Kafka im Laufe des Briefwechsels Kopien oder (was häufiger vor-
kommt) nicht abgeschickte Briefe in seinem Schreibtisch wiederfindet, so
geschieht das nie zufällig. Im selben Brief nämlich, etwas weiter unten, äußert
Kafka die Befürchtung, Bauer könnte der Täuschung unterliegen,

daß ich einmal doch noch ein brauchbarer Mensch werden kann, mit dem ein
gleichmäßiger, ruhiger, lebendiger Verkehr möglich ist. Wenn Du das glaubst,
so täuschst Du Dich schrecklich, ich sagte Dir schon, mein gegenwärtiger
Zustand (und heute ist er noch vergleichsweise paradiesisch) ist kein Aus-
nahmestand. Ergib Dich, Felice, nicht solchen Täuschungen!³⁶

Die Warnung kommt nicht von ungefähr. Denn Anfang März 1913 hatte
der Briefwechsel gerade seinen ersten Tiefpunkt – gemessen an der Masse
der gewechselten Briefe³⁷ – erreicht. Die drohende Kassation des Schrift-
verkehrs durch Hochzeitsvorbereitungen und das Zuschnappen der fami-
liären Falle begann sich abzuzeichnen. In dieser kritischen Phase erinnert
der »Zufallsfund« des Durchschlags vom ersten Schreibmaschinenbrief
daran, daß der eigentliche Ort des Briefeschreibens das Bureau ist, wo die
anonyme Verarbeitung von Texten zu Durchschriften zum professionellen
Diskursalltag gehört, seit der englische Chemiker und Physiker Sir Joseph
Wilson Swan 1864 bei seinen Experimenten mit elektrischem Licht neben-
bei das Kohlepapier erfunden hatte.³⁸ (Derselbe Swan präsentierte 1878 in
England fast zeitgleich mit Edison in den USA eine serienreife Glühbirne.³⁹)
Eine Bureautechnik, die, wenn sie im Verbund mit der Schreibmaschine auf
Liebesbriefe angewendet wird, den Briefschreiber wenig »empfehlenswert«
für einen »gleichmäßigen, ruhigen, lebendigen Verkehr« erscheinen läßt,

35 Kafka, B 6.-7. März 1913/1976: 328 36 Kafka, B 6.-7. März 1913/1976: 328f.

37 Nachdem die Schreibfrequenz Kafkas im Dezember 1912 mit 51 Briefen ihr absolutes Maximum
erreicht hatte, fiel sie im Januar auf 34 und im Februar auf 30 Briefe, um im März noch einmal auf
35 anzusteigen, bevor sie im Mai, der das zweite Treffen von Kafka und Bauer in Berlin brachte,
auf 16 herabsank.

38 Vgl. Faulstich-Wieland/Horstkemper, 1987: 27. Kohlepapier ist einfach eine Zweckentfremdung
des Materials, aus dem Swan gewöhnlich die Glühfäden für seine Vakuumbirnen herstellte.

wie Kafka im Brief vom 20. und 21. Dezember mit Hinweis auf die Anonymität des Schreibmaschinenbriefs erklärt hatte. Schließlich sind Briefe, die zugleich als Durchschlag existieren, per definitionem »nicht persönlicher Art [...] wie private Briefe, sondern [...] bürokratischer Art«:⁴⁰ es sind offene Rechnungen, deren Begleichung der Aussteller aufgrund seiner Durchschläge im Bedarfsfall einklagen kann.

Die Insistenz der Kopie in Kafkas Schreibtisch ist die Insistenz der »ursprünglichen Differenz« zwischen den Fingerspitzen, die das Schreiben besorgen, und den Launen eines verantwortlich zeichnenden Individuums. Daher kann Kafka auch sehr bald wieder zur Handschrift zurückkehren: er hat ja eine Kopie im Schreibtisch, die das Schreibmaschinenapriori des Briefwechsels dokumentiert.

Der Brief vom 20. September eröffnet nicht den Briefwechsel, sondern legt die Regeln des Briefwechsels fest, indem er das bürokratische Apriori alles Privaten fixiert. Die Grundlage des Briefwechsels zwischen Kafka und Bauer ist kein Vertrag, an dessen Horizont der Heiratsvertrag erschiene, sondern ein Pakt,⁴¹ der auf ein Versprechen gegründet ist: er ist solange gültig, wie das Versprochene eintrifft, nämlich, daß das Versprechen einer Nähe, das Briefe geben, nie eingelöst werden muß. Die Rechnung wird dadurch erfüllt, daß sie offen bleibt. Der Pakt lautet demgemäß folgendermaßen: Schreiben soll heißen, die Bedingung anzuerkennen, daß zwischen Subjekt der Aussage und Subjekt des Ausgesagten eine Differenz besteht,⁴² daß das Subjekt, das im Brief eine Nähe, eine Sehnsucht, eine Liebe verspricht, nicht identisch ist mit dem Subjekt des Briefschreibers, dem Subjekt der Aussage. Das heißt, daß sie prinzipiell Literatur oder gefälscht sind.

Was die Kopie eines Schreibmaschinenbriefs verspricht, ist nichts anderes als das, was zur gleichen Zeit der Erkenntnisstand kriminalistischen Expertenwissens ist: daß nämlich die Möglichkeit des Betrugs zur Bedingung des Schreibens wird.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Schreibmaschine immer mehr zur Herstellung gefälschter Schriftstücke verwendet wird.⁴³

Während Spurensicherungsexperten und Kriminalkommissare einerseits auf der Nachweisbarkeit der Individualität einer jeden Schreibmaschine insistieren, lassen sie andererseits keinen Zweifel daran, was Individualität im Zeitalter der standardisierten Serienproduktion ist: ein Maschinendefekt. Osborn wendet alle nur denkbaren Raffinessen der Spurensicherung auf, um die von Kafka vertretene Meinung zu widerlegen, daß die »Arbeit« der Schreibmaschine »so anonym« sei, bzw. daß »die Maschinenschrift dem Fälscher« einen »undurchdringlichen Schutz (gewährt), hinter dem er sich verbergen könnte.«⁴⁴ Das gilt allenfalls für fabrikneue Maschinen. Ist die Maschine aber einmal in Gebrauch genommen,

(kann) durch Abweichungen und Buchstabendefekte infolge des gewöhnlichen Gebrauchs oder durch zufällige Beschädigungen [...] endlich die Individualität einer Schreibmaschine mit unbedingter Sicherheit nachgewiesen werden.⁴⁵

So wie Freud die unbewußte Individualität aus den Defekten der Rede entzifferte, entziffern Kriminalisten die Individualität aus den Defekten der Maschinen.⁴⁶ Im von der Technologisierung des Diskurses verantworteten Indizienparadigma der Wissenschaften um 1900 existiert Individualität allenfalls als pathologisches Symptom im Alltagsleben von Menschen und Maschinen. Das Individuum ist ein Zeichen des Niedergangs, des Verfalls, der schleichenden Zerstörung, die der normale Gebrauch oder das normale Leben ist.

Insofern die Individualität des Schreibers eines Schreibmaschinenbriefs nicht durch Geständnisprozeduren, sondern allein durch Defekte reiner Signifikanten nachgewiesen werden kann, schafft das Versprechen, das die Schreibmaschine und ihre Maschinistin Bauer Kafka gegeben haben, die Regeln ab, nach denen es selber funktioniert: es befreit den Postverkehr »von der Illusion [...], daß das Signifikante seine Existenz im Namen irgendeiner Bedeutung zu verantworten habe.«⁴⁷

Weil das Individuum bestenfalls eine Verschleißerscheinung oder eine Tippfehlerserie (wie nachweislich der Fall in Kafkas Brief vom 20. Septem-

44 Osborn, 1908/1909: 389. 45 Osborn, 1908/1909: 401.

46 Über den Zusammenhang von psychoanalytischer und kriminalistischer Spurensicherung vgl. den inzwischen klassischen Aufsatz von Ginzburg, 1978/1980: passim.

47 Lacan, 1966/1975: 22.

40 Faulstich-Wieland/Horstkemper, 1987: 22 und 27. 41 Vgl. Deleuze/Guattari, 1975/1976: 41.

42 Eben diese Differenz konstituiert Todorov zufolge ja erzählende Literatur. Vgl. Todorov, 1968/1981: 128f. 43 Osborn, 1908/1909: 390.

ber⁴⁸) ist, verantwortet das Signifikante seine Existenz einzig und allein im Namen von Schreibmaschine und Kohlepapier. Infolgedessen sind Liebesreden keine Geständnisse, sondern Machenschaften einer Bureautechnokratie. Terminus ad quem dieser betrügerischen Machenschaften wären Hochzeitsvorbereitungen, die unabgeschlossen sind, weil die Verdoppelung der Schrift am Ursprung des Briefwechsels von vornherein die Vergewisserung, daß der Schreiber die Aufrichtigkeitsbedingungen der Rede einhält, ebenso dekonstruiert wie die Garantie dafür, daß der Sinn der Worte wirklich der vom Schreiber intendierte ist.

Nur: Da die Stornierung des Versprechens, das der Briefwechsel wie jeder Sprachgebrauch impliziert, selber Gegenstand eines Versprechens ist, das von einem Brief verkörpert wird, funktioniert das Versprechen, das die Sprechaktregel des Versprechens außer Kraft setzt, nur solange, wie man sich nicht auf es beruft. Weil sowohl der Pakt als auch das, worauf er sich bezieht, von ein und demselben Medium prozessiert werden (der Post), widerruft Kafka den Inhalt des Versprechens in dem Moment, in dem er sich auf seine Existenz beruft, das heißt in dem Moment, in dem er die Kopie des Schreibmaschinenbriefs aus der Schublade holt. Das Verlobungsversprechen, dessen Erfüllung aufzuschieben das Kohlepapier versprochen hatte, muß gehalten werden, sobald das vom Kohlepapier ausgehende Versprechen beschworen wird. Ein Brief, der die Differenz verspricht, verspricht sich notwendig.

Daher setzt der anfängliche Pakt keine juristische Ordnung des Briefverkehrs ein, in der die Reden von einer dritten Instanz legitimiert würden, sondern eine agonale Ordnung. Der Schauplatz der Reden wird zum Schauplatz eines Dramas, in dem die Subjekte nichts als Strategien verkörpern. Die Rolle des Schreibmaschinenbriefs war mithin weniger, eine Differenz zu konstatieren, als vielmehr diese Differenz dem gesamten Postverkehr einzuschreiben. Er löst einen Krieg aus, in dem Kafka das gesamte dispatching der Post zum Einsatz bringen wird.

Dichterdrucksachen in Not

Kafka konnte das Schlachtfeld seines privaten postalischen Krieges (am Großen Krieg teilzunehmen war ihm ja zu seinem Leidwesen versagt worden) erst verlassen, als er 1917 die Verwundung seines Lungenspitzenkatarrhs davontrug. Damit endete ein fünfjähriger Kampf um die Rekonstruktion des Postsystems klassischer Autorschaft unter den Bedingungen des Weltpostzeitalters. Felice Bauer heiratete wenig später einen Berliner Kaufmann, Kafka erklärte seinen »allgemeinen Bankrott«.⁴⁹ Die Felicitas, Mädchen mit der Schrift zu binden und selber anonym zu bleiben, verhiß die Schreibmaschine dem Schriftsteller nur um den Preis der Postalität von Literatur, das heißt um den Preis von Autorenvergötterung und Leserinnenliebe. Bauer verschwendet keinen Gedanken daran, ihre Schreibmaschinistinnenkünste in den Dienst der Dichtkunst zu stellen, weder als Muse noch als Leserin. Nichts und niemand hindert sie, Kafka für einen besseren Fabrikbesitzer als einen Dichter zu halten.⁵⁰ Nichts und niemand hindert sie, dem Autor Brod ins Gesicht zu sagen, sie hätte sein *Schloß Nornepygge* nicht zu Ende lesen können – worauf der schockierte Jungautor Kafka angesichts dieser Obstruktion der Funktion Leserin »tatsächlich für mich, für Sie und für alle (erstarnte)«.⁵¹ Aus der einstigen brieflichen Inspiration ist die Zusendung von Zeitungsartikeln und Prospekten der Fabrik geworden; aus der Adressierung von Dichtwerken an Leserinnen hätte bestenfalls ein Diktat in Bauers Parlograph werden können: weder das eine noch das andere hat mit Liebe zu tun.

Nur können Dichter sich einen desexualisierten Nachrichtenverkehr zwischen Frauen und Männern nicht träumen lassen. Das Diktat eines Berliner Professors, das Bauers Schreibmaschine dreimal in der Woche aufnimmt, zieht den eifersüchtigen Verdacht Kafkas auf sich, daß es – als wäre es romantische Dichtung – nur aus dem einen Grund ergeht, Bauer in der Schlinge des Imaginären zu fangen.

48 Vgl. das Faksimile in Kittler, 1986 a: 324f.

49 Kafka, B 30. Sept. oder 1. Okt. 1917/1976: 756. 50 Vgl. Kafka, B 25. Jan. 1915/1976: 625.

51 Kafka, B 27. Okt. 1912/1976: 59.

Aber ich habe gerade Ihren letzten Brief ein wenig wieder vorgenommen und es ist mir eingefallen, ob Sie nicht die Arbeit bei dem Professor lassen sollten. Ich weiß zwar noch nicht, was es für eine Arbeit ist, aber wenn er Ihnen Abend für Abend goldene Worte diktieren würde, es stünde nicht dafür, daß es Sie müde macht.⁵²

»Nichts als Eifersucht«⁵³ auf die »guten Verlockungen beim Professor«,⁵⁴ die er der Stenotypistin unterstellt, regiert Kafkas Verhältnis zu Bauers Stenotypistinnenberuf; daher scheint ihm vorgeschützte Unwissenheit über die Art dieser Arbeit noch die beste Strategie zu sein, Bauers Augen und Ohren seinen eigenen »goldenen Worten« zuzuneigen. Kein Wunder, daß die Post, die über alle Maßen zupaß kommende, Fehlleistung begeht, ausgerechnet jenen Brief zu verlieren, in dem Bauer über ihre Arbeit beim Professor berichtet.⁵⁵ Kein Wunder, denn Kafka erklärt ja bereits im dritten Brief an Bauer, daß Briefe – wenn überhaupt – nur dem Bewußtsein verlorengehen;⁵⁶ im Unbewußten dagegen sind scheinbar verlorene Briefe entweder solche, die nie hätten geschrieben werden sollen, oder solche, die nie geschrieben worden sind. Aber Verdrängung allein reicht nicht aus, die Macht namenloser Herren über die Sinne der Geliebten zu brechen. Der literarische Text muß direkt in Konkurrenz zu den Diktaten treten, die sie jeden zweiten Tag okkupieren. Dem Schriftsteller bleibt nichts anderes übrig, als die Postalität, die Literatur an Schreibmaschinen- und Parlographendiktate verloren hat, am Rand seiner Dichtkunst zu konstruieren.

Im Frühjahr spätestens erscheint bei Rowohlt in Leipzig ein »Jahrbuch für Dichtkunst«, das Max herausgibt. Darin wird eine kleine Geschichte von mir sein: »Das Urteil«, welche die Widmung haben wird: »für Fräulein Felice B.«. Heißt das mit Ihren Rechten allzu herrisch umgegangen? Besonders da diese Widmung schon seit einem Monat auf der Geschichte steht und das Manuskript gar nicht mehr in meinem Besitze ist? Ist es vielleicht eine Entschuldigung, die man gelten lassen kann, daß ich mich bezwungen habe, den Zusatz (für Fräulein Felice B.) »damit sie nicht immer nur von andern Geschenke bekommt« wegzulassen?⁵⁷

Die goldenen Worte des Dichters sollen die goldenen Worte des Professors verdrängen, die abzutippen das erklärte Vergnügen Bauers ist. Daran besteht umso weniger ein Zweifel, insofern »diese Widmung schon seit einem Monat auf der Geschichte steht«, das heißt seit der Niederschrift des »Urteils« bzw. – wie Bauer sich anhand des Briefdatums leicht ausrechnen kann – etwa seit dem Tag, an dem sie den ersten maschinenschriftlichen Brief Kafkas erhalten hat, dessen Bezugnahme auf ihre Äußerung über das Abschreiben mit der Maschine vom 20. August evident ist. Nur daß Kafka die Worte, die eine Stenotypistin zu hören und abzuschreiben bekommt, für Geschenke hält, ist die für einen Dichter typische Verknennung der Professionalität des weiblichen Umgangs mit Schrift um 1900. Schreibmaschinistinnen, für die jede Silbe ihren Preis hat, halten gemeinhin nicht eben viel von Wortgeschenken. Daher auch Kafkas Vorsicht, ihr von der Widmung erst zu berichten, nachdem sie ein *fait accompli* geworden und nicht mehr rückgängig zu machen ist.

Die Widmung macht eine Drucksache zur Briefsache. Sie ist der »Randung des Titels« unterstellt und gehört doch nicht zum Text, sondern steht vermittelnd zwischen dem Titel, durch den der Text dem Staat und den Archiven des Rechts gehört,⁵⁸ und dem Text selber, den sie ihrerseits einem privaten Briefarchiv inseriert. Was aber genau verschenkt eine Widmung? Schließlich übereignet sie nicht wie eine echte Briefadresse das Körperliche eines Textes (wenn auch bis heute über allen Drucken des »Urteils« »für F.« steht, gehören sie dennoch nicht alle der Bauer), ebensowenig wie die individuelle Form der Wendungen und Wortverbindungen (sie sind vom Urheberrecht geschützt und bleiben im Besitz des Autors bzw. des Verlags). Die Widmung vermacht das »Materielle des Inhalts«, die »Gedanken«, die »auf den Leser übergehen, wenn er sie sich durch geistige Arbeit aneignet.«⁵⁹ Die Widmung schafft genau jene Postalität, wie sie Goethes Dichtungen etwa – wie Bettinas Leserinnenrückkopplungen bezeugen – dank Thurn und Taxis noch implizierten. Sie bekundet zugleich, daß diese »Gedanken« auf geheimnisvolle Weise der in der Widmung genannten

52 Kafka, B 3. Nov. 1912/1976: 73. 53 Kafka, B 7. Nov. 1912/1976: 80.

54 Kafka, B 6. Nov. 1912/1976: 76f. 55 Vgl. Kafka, B 29. Okt. 1912/1976: 63.

56 Vgl. Kafka, B 13. Okt. 1912/1976: 47. 57 Kafka, B 24. Okt. 1912/1976: 53. Das »Urteil« erschien Anfang Juni 1913 mit der Widmung in der von Kafka genannten Form in Brods Jahrbuch *Arkadia*. Für die selbständige Veröffentlichung in Kurt Wolffs Buchreihe »Der jüngste Tag« 1916 änderte Kafka die Widmung in »für F.« Vgl. Kafka, K 22. Sept. 1916/1976: 704.

58 Vgl. Derrida, 1980: 24f. 59 Bosse, 1981: 60. Die entscheidende Dreiteilung in das Körperliche des Buchs (das bedruckte Papier), »in das Materielle, den Inhalt des Buches, die Gedanken, die es vorträgt; und in die Form dieser Gedanken, die Art wie, die Verbindung in welcher, die Wendungen und Worte, mit denen es sie vorträgt«, auf der das moderne Urheberrecht beruht, ist zuerst von J. G. Fichte in seinem *Beweis der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks* (1793) aufgestellt worden.

Person geschuldet sind.⁶⁰ »An Dorothea« und »für F.« sind isomorph. Die Widmung restauriert – notfalls mit Gewalt – in der Topologie des Textrandes die verlorene Macht des Autornamens, eine Geschichte als privaten Liebesbrief an Leserinnen adressieren zu können.

Gestern bekam ich den Korrekturbogen Deiner kleinen Geschichte. Wie schön im Titel unsere Namen sich aneinander schließen! Möchtest Du, bis Du die Geschichte lesen wirst, nicht bedauern, Deine Zustimmung zur Nennung Deines Namens (es heißt natürlich nur Felice B.) gegeben haben, denn die Geschichte wird niemandem, und solltest Du sie zeigen, wem Du willst, gefallen können. Dein Trost oder eine Art von Trost liegt darin, daß ich Deinen Namen hinzugesetzt hätte, auch wenn Du es mir verboten hättest, denn die Widmung ist zwar ein winziges, zwar ein fragwürdiges, aber ein zweifelloses Zeichen meiner Liebe zu Dir.⁶¹

Eine Geschichte, die niemandem gefallen wird, hat eine Widmung nötig, um wenigstens eine Leserin zu erreichen. Den Parlographendiktatoren, die mit ihren professionellen Frauenadressierungen der Literatur ihre Leserinnen abspenstig machen, zeigt Kafka den kriegerischen Wimpel des Autors, ein »zweifellooses Zeichen« einer Liebe zwischen Dichter und Leserin. Im Unterschied zum »Urteil« ist die *Betrachtung*, Kafkas erstes Buch, schon seit der ersten Begegnung mit Bauer Einsatz im Kampf um die Sinne einer Frau. Über den Seiten der *Betrachtung* hatte der Kampf begonnen, an ihnen muß er entschieden werden, mit und auf ihnen beweist Kafka daher, daß Brief- und Drucksachen für ihn nur die zwei Seiten ein und desselben Papiers sind. Und zwar buchstäblich. Unter dem Vorwand, daß kein Briefpapier zur Hand sei, schreibt Kafka einen Brief an Bauer auf die Rückseite einer Satzprobe des Textes »Kinder auf der Landstraße«.

Wie gefällt Ihnen die Satzprobe (das Papier wird natürlich anders sein)? Sie ist zweifellos ein wenig übertrieben schön und würde besser für die Gesetzestafeln Moses passen als für meine kleinen Winkelzüge. Nun wird es aber schon so gedruckt.⁶²

Damit ist es heraus: ein Namenloser HErr diktiert nicht nur Felice Bauer,

60 Vgl. Kafka, T 14. Aug. 1913/1980: 198: »Folgerungen aus dem »Urteil« für meinen Fall. Ich verdanke die Geschichte auf Umwegen ihr.«

61 Kafka, B 13.-14. Feb. 1913/1976: 298. 62 Kafka, B 8. Nov. 1912/1976: 83.

sondern auch Franz Kafka. Aber die Selbstdarstellung eines Autors als Schreibmaschinist Gottes, der über eine Druckerpresse verfügt, um die advokatorischen »Winkelzüge« der Handschrift in die (wahrhaft) übergroßen Drucklettern der Gesetzsschrift zu verwandeln, beeindruckt eine Schreibmaschinistin, die selbst täglich stoßweise Handschriften in Typendruckschrift verwandelt, nur wenig. Zumal sie als Prokuristin eines Medienkonzerns ziemlich sicher weiß, daß die Macht nicht mehr in göttlichen Gesetzen, sondern in den neuen technischen Medien haust. Daher bleibt der Anspruch des Dichters, für sein Buch mit Küssen belohnt zu werden,⁶³ ohne jede Resonanz, ebenso wie alle anderen Bitten Kafkas um einen Kommentar Bauers zu seinem Werk. Bevor sie sich der Autor-Leserinnenrückkopplung unterwirft, liest sie lieber erst einmal alle anderen möglichen Bücher. Dem einen wirklichen Autor, der ihr handgreifliche Briefe schreibt, zieht sie die *Schattenbilder* einer ganzen Autorenpalette vor. Herbert Eulenberg's Bildungsschnellkurs für »Kulturbedürftige in Deutschland«, der in Form von »literarischen Skizzen« 45 Dichter in einem Schreibmaschinistinnengerechten Tempo abhandelt, begeistert Bauer ungemein mehr als Kafkas »Lichtblicke in eine unendliche Verwirrung.«⁶⁴ Denn wie sie selber sagt, schätzt sie Eulenberg's Buch, weil es das genaue Gegenteil einer »unendlichen Verwirrung« sei, nämlich »knapp und klar«⁶⁵, und damit den stilistischen Anforderungen von stenographierten Geschäftsbriefen oder Telegrammen entspricht. Die Lage der Dichtkunst in den Zeiten solcher Leserinnenlieben bedichtet Eulenberg selber in der Vorrede zur ersten Auflage:

Man kauft, nicht neu ist diese Totenklage, / in Deutschland ungern nur gelehrte Bücher, / Nach guten vollends ist fast nie die Frage, / Die gehen schlecht, sind alte Leichentücher [...].⁶⁶

Umso besser gehen die Tücher oder Texte der Leichenfledderer: Eulenberg's Skizzen, eben weil »sie jeder lesen kann«,⁶⁷ erleben von 1910 bis 1912 nicht weniger als neun Auflagen.

Grund genug für den Leichentuchproduzenten Kafka in Eifersucht auszu-

63 Vgl. Kafka, B 6.-7. Dez. 1912/1976: 164. 64 Kafka, B 29.-30. Dez. 1912/1976: 218.

65 Vgl. Kafka, B 28.-29. Dez. 1912/1976: 214. 66 Eulenberg, 1910/1912: VII.

67 Eulenberg, 1910/1912: XXIII.

brechen: auf »Männer und Mädchen«, Geschäftsleute und Sekretärinnen, Schriftstelleridole und ihre Leserinnen.

[I]ch bin eifersüchtig wegen des Werfel, des Sophokles, der Ricarda Huch, der Lagerlöf, des Jacobsen. Kindisch freut sich meine Eifersucht dessen, daß Du Eulenberg Hermann statt Herbert nennst, während Dir Franz zweifellos eingegraben ist. [...] Aber Du sollst die »Schattenbilder« nicht lesen. Nun sehe ich aber gar, daß Du »ganz begeistert« von ihm bist [...]. Aber in Deinem Brief kommen ja noch weitere Leute vor, mit allen, allen möchte ich zu raufen anfangen, nicht um ihnen etwas Böses zu tun, sondern um sie von Dir wegzustoßen, um Dich von ihnen freizubekommen, um nur Briefe zu lesen, in denen bloß von Dir, Deiner Familie und den zwei Kleinen und natürlich! und natürlich! von mir die Rede ist.⁶⁸

Seit Medienmacht und Bildung nicht mehr ein und dasselbe sind, ist es vorbei mit der Herrschaft der Dichter und Denker über sämtliche Diskurse, vorbei mit ihrer selbsterteilten pädagogischen Entscheidungsgewalt über den Lesestoff ihrer Subjekte oder Untertanen, insbesondere der weiblichen. Vergeblich fordert Kafka zum Beispiel wiederholt von Bauer eine Liste ihrer Bücher an.⁶⁹ Ohnmächtig wüten Autoren gegen Konkurrenten, die den Erfolg bei Leserinnen nicht mehr durch Anhaltung zum Eindringen in den Geist des Autors mittels Hermeneutik suchen, sondern durch Texte, die den durch Schreibmaschinen, Kinematographen und Grammophonen entstellten Sinnen ihrer Leserinnen Genüge tun.⁷⁰ Entsetzt und konsterniert müssen Schriftsteller feststellen, daß es, seit Frauen an Schreib- oder Schreibmaschinen Karriere machen, auch ein Urteil über Drucksachen von Frauen gibt, die ihre Kompetenz nicht aus Pädagogenmund (und das heißt aus anderen Drucksachen), sondern aufgrund einer Frauen eigenen Medienprofessionalität erlangt haben. Kafka ist da kein Einzelfall. Weil Vladimir Nabokov laut eigenem Bekunden auf der Schreibmaschine, mit der er das »Chaos von

Geschmier und Gesudel« abzutippen pflegte, das seine Bücher in ihrer handschriftlichen Fassung darstellten, »an die dreihundert Wörter pro Stunde« schaffte, beschloß er (während er im Paris der 30er Jahre dem Brotberuf eines russischen Schriftstellers nachging), »eine erfahrene Typistin anzustellen, der [er] [s]ein korrigiertes Manuskript im Laufe von zirka dreißig sorgsam geplanten Nachmittagen diktieren konnte.«⁷¹ Aus den 30 Nachmittagen wurden – wie die halb-autobiographischen Memoiren berichten, die statt Dichtung und Wahrheit Dichtung und Frauen miteinander verweben, 4 Jahre und aus der Schreibmaschinistin Anna Iwanowna Blagowo Vadim Vadimowitschs zweite Frau. Eine Ehe, die aber nicht das Ergebnis gegenseitiger Liebe, sondern gegenseitiger Rücksichtslosigkeit ist. Vor lauter »Lust« wird der Dichter »rücksichtslos«⁷² gegen die Rücksichtslosigkeit der Typistin gegen seine Sprachgewalt. Denn wahrlich, der rapport sexuel schreibt sich nicht – die Schreibmaschine schreibt es auf.

Unsere erste Sitzung geriet ziemlich schlimm [...]. Sie bat mich, nicht so schnell zu sein. Sie brachte mich durch alberne Bemerkungen aus der Reihe: »So ein Wort gibt es im Russischen nicht« oder »Niemand kennt diesen Ausdruck (vsodjenj, eine Woge) – warum sagen Sie nicht einfach »große Welle«, wenn Sie das meinen?« [...] Nach drei Stunden Arbeit prüfte ich das Ergebnis ihres zimperlichen, impertinenten Geratters. Es strotzte von Schreib- und Tippfehlern und häßlichen Radierstellen. Sehr sanft bemerkte ich, sie scheine nicht daran gewöhnt, mit literarischem (also nicht-alltäglichem) Stoff umzugehen. Sie antwortete, das sei ein Irrtum, sie liebe Literatur [...]. Ob sie wohl Dichtkunst kannte? Nein, sie machte sich nicht viel aus Poesie, in welcher Form auch immer; sie stehe im Widerspruch zum Tempo des modernen Lebens. Ich schalt sie, weil sie noch keine einzige Geschichte und keinen einzigen Roman von mir gelesen hatte [...].⁷³

Frauen, die wie das Fräulein Blagowo oder das Fräulein Bauer voll und ganz durch ihre Maschinen gerechtfertigt sind, sind völlig immun gegen den Eros der männlichen Sprachgewalt, wenn diese nicht »knapp und klar« ist oder, was dasselbe besagt, wenn sie im Widerspruch zum »Tempo des modernen Lebens« steht. Daher müssen Schriftsteller eifersüchtig über das Schicksal ihrer Literatur, Verschickung, wachen. Nicht zufällig entsendet Kafka im

68 Kafka, B 28.-29. Dez. 1912/1976: 214f. 69 Vgl. Kafka, B 10.-11. Feb. 1913/1976: 293, B 14.-15. Feb. 1913/1976: 301 und B 13.-14. März 1913/1976: 336.

70 Zur Wut von Schriftstellern über das Kino vgl. Kaes, 1978: etwa 77ff. (Moritz Heimann, Der Kinematographen-Unfug) oder 160-163 (Adolf Behne, Die Stellung des Publikums zur modernen deutschen Literatur). Zum Verhältnis Literatur und technische Medien überhaupt in der Zeit der Weimarer Republik vgl. Kaes, 1983: 159-315 (Teil II: Institution Literatur im Zeitalter der Massenkommunikation). Über die professionell bedingte Liebe von Stenotypistinnen zum Kino: 352-354 (Rudolf Braune, Was sie lesen: Drei Stenotypistinnen).

71 Nabokov, 1974/1979: 96f. 72 Nabokov, 1974/1979: 122. 73 Nabokov, 1974/1979: 116f.

Dezember 1913 mit Ernst Weiß einen erbitterten Gegner technischer Medien aller Art ins Haus der Carl Lindström A.-G., um Bauer zum Schriftverkehr zu nötigen. Zehn Jahre später wird Weiß schließlich das wahre Schicksal der Literatur in einer Unzustellbarkeit namens Wesentlichkeit entdecken. Seine Polemik ist gegen Kino, Telephon, Phonograph und »drahtlose Übermittlung von Konzerten, Predigten, Kursziffern und Börsenberichten«⁷⁴ gerichtet, gegen den Zug technischer Medien mithin, den Output Mozarts, Luthers und der New Yorker Börse ein und denselben Standards zu unterwerfen. Aber anstatt sich selbst zu erledigen, wie Weiß diesem »Schwachen, Niedrigen, Gemeinen« mutig prophezeit, macht es dem »Streben nach Wesentlichkeit« namens Literatur derart Konkurrenz, daß Weiß – ganz wie Kafka in bezug auf das »Urteil« – in die verzweifelte Frage ausbricht: »Welcher Dichter soll für ein Publikum schaffen, das er schon deshalb nicht zu fesseln vermag, weil es nicht existiert?«⁷⁵ Dichterdrucksachen in Not. Wenn Werke aufhören, als Liebesbriefe in die technisch entstellten Sinne eines Publikums zu treten, tritt ein einsames, unzustellbares Schreiben an ihre Stelle, das keine Wahrheit des Lebens mehr verkündet, weil es das Leben selber ersetzt. Eulenburgs Totenklage hatte ohne große Betrübnis ausgesprochen, daß die Gewebe der Literatur Leichentücher seien; Kafka zieht daraus die naheliegende Konsequenz, daß die Verfasser Tote sind.

Ich brauche zu meinem Schreiben Abgeschiedenheit, nicht »wie ein Einsiedler«, das wäre nicht genug, sondern wie ein Toter. Schreiben in diesem Sinne ist ein tieferer Schlaf, also Tod, und so wie man einen Toten nicht aus seinem Grabe ziehen wird und kann, so auch mich nicht vom Schreibtisch in der Nacht.⁷⁶

Das Schreibzimmer des Schriftstellers ist ein Dead Letter Office; ein Bureau unzustellbarer Lettern. Herman Melvilles *Bartleby*, der Schreiber, der ein Leben lang – bevor er als Anwaltskopsist die Stelle im Diskurssystem besetzt, die eine Generation später Stenotypistinnen einnehmen werden – Angestellter in einem Dead Letter Office war,⁷⁷ ist der Prototyp des modernen Schriftstellers.

Aber gerade deswegen tritt an die Stelle der (Dichter-)Liebe die Post. Nur Tote-Brief-Schreiber oder tote Briefschreiber müssen ihren Schreibtisch zu Kommandozentralen über komplette Postsysteme umrüsten. Sie sind gezwungen, einen Schriftkreislauf einzurichten und technisch zu kalkulieren, der den Blutkreislauf ersetzt. Literatur kann sich in ihrer eigenen Unzustellbarkeit einnisten, wenn Unzustellbarkeit zum postalischen Prinzip des Nichttendenkönnens eines Liebesbriefwechsels wird. Post wird ein Mittel zur sorgfältig geplanten Verhinderung von Kommunikation. Der Briefwechsel mit einem Tote(n)-Briefschreiber hört nicht auf, von dieser Unzustellbarkeit zu handeln.

Daher sind Kafkas Briefe das genaue Gegenteil eines romantischen Romans, anstatt sein einziger »vollendeter Roman« im Sinne der Romantik zu sein, wie Politzer meinte. Denn während die romantischen Romane, wie Jens Schreiber zeigen konnte, stets vergessen lassen, daß die Liebe – imaginäre Verkennung der Unmöglichkeit, die sexuelle Beziehung zu schreiben – allein durch die Schrift getragen wird,⁷⁸ hören Kafkas Briefe nicht auf, eben darauf zu insistieren. Die Liebe ist eine Post. Es zu sagen und dieses Sagen wiederum Liebe zu nennen, ist Wahnsinn.

Ignorant muß die Liebe sein, um das Sprechen zu vergessen [...]. Deshalb fällt Liebe, wo sie hellseht, in den Wahnsinn. Im Wahnsinn wird klar, daß Liebe nur durch das Sprechen gehalten wird, und das heißt in letzter Konsequenz so gut wie nichts.⁷⁹

»Irrsinn« nannte Kafka daher sowohl die auf der Basis der Unzustellbarkeit zirkulierenden »vielen Briefe« an Bauer als auch das gewollte Ziel seines nächtlichen Schreibens.⁸⁰ Mit gutem Grund: denn dieser Wahnsinn ist schließlich das postalische Prinzip selber, das das Nichttendenkönnen des Briefwechsels garantiert.

1922 wird Kafka an seine letzte Briefgeliebte schreiben, daß Briefeschreiben für Menschen eine Unmöglichkeit ist. 1912, zehn Jahre vorher, ist diese Unmöglichkeit eine positive Möglichkeit namens Post.

74 Vgl. Schreiber, 1983: 77f. 79 Schreiber, 1983: 214.

80 Vgl. Kafka, B 13, Juli 1913/1976: 427: »Nur die Nächte mit Schreiben durchrasen, das will ich. Und daran zugrundegehn oder irrsinnig werden, das will ich auch, weil es die notwendige längst vorausgefühlte Folge dessen ist.«

74 Weiß, 1924: 98. 75 Weiß, 1924: 99 und 100. 76 Kafka, B 26, Juni 1913/1976: 412.

77 Vgl. Melville, 1853/1967: 729f. und überhaupt.

Post oder die Unmöglichkeit, Briefe zu schreiben

How do I love thee? Die Antwort, die Michel Cournot stellvertretend für Kafka gegeben hat, ist in ihrer Klarheit nach wie vor unübertroffen: »Cette correspondance montre de quelle manière un être peut toucher, enchaîner, torturer, asservir, détruire un autre être, par utilisation systématique et totale des postes et télégraphes.«⁸¹

Ohne vorher geleistete Generalstabsarbeit jedoch ist ein total und systematisch geführter Krieg undenkbar – Kriege, die mit Post und Telegraphie geführt werden, eingeschlossen. Kafka ist daher nicht unvorbereitet. Schon vor fünf Jahren hatte er den Medieneinsatz im Kampf um das Schreiben gewissermaßen »im Sandkasten« geprobt mit einem Arsenal, das aus einer Eisenbahnlinie, einem Telegramm und zwei Briefen bestand. Die Bezeichnung, unter der das Manöver 1907 ablief, war *Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande* gewesen. Wobei der Ausgang der *Hochzeitsvorbereitungen* Kafka ungefähr die gleiche Lehre erteilte wie sieben Jahre später der Ausgang der Marne-Schlacht dem deutschen Generalstab. Denn während in Kafkas Romanplanspiel *Literatur* (blau) wegen unzureichender Vernetzung der Nachrichtenmedien vor der Übermacht der Familie (rot) und ihren Transportmedien kapitulieren mußte, verursachten das Marne-Desaster von 1914 bekanntlich unzureichende Telephon-Nachrichtenverbindungen zwischen den einzelnen Armeen untereinander und vor allem zum Großen Hauptquartier.⁸² Und genau so, wie Raban als einzigen Ausweg aus der Misere die Flucht in die Krankheit voraussieht, wird Generaloberst v. Moltke die Flucht in den Nervenzusammenbruch antreten. »Der Weltkrieg«, schrieb Kafka 1916 in einem gleichermaßen an die eigene wie an die Adresse Moltkes gerichteten Aufruf *zur Errichtung und Erhaltung einer Krieger- und Volksnervenheilanstalt*, »ist auch ein Krieg der Nerven, mehr Krieg der Nerven als je ein früherer Krieg.«⁸³ Er ist es, weil Nerven im Ersten Weltkrieg nur ein anderes Wort⁸⁴ sind für Telegraphen- und Telephonkabel, die in der Tat im

Zeitalter der Millionenheere eine wichtigere Rolle spielten als in allen früheren Kriegen. Folglich ist Nervenzusammenbruch nur ein anderes Wort für das Marne-Desaster. Und weil Literatur nicht anders als moderne Heere von der Organisation der Nachrichtenmittel abhängig ist, sind Kriegsnervenheilanstalten lebenswichtige Maßnahmen sowohl für Schriftsteller wie für Generalstabschefs. Beider Erfolg hängt davon ab, daß Nerven Personen-transportmittel ersetzen. »Der Fernsprecher«, berichtete 1916 das *Kriegstagebuch eines Telegraphisten*, »hat die Vermittlung übernommen und ersetzt in den meisten Fällen Ritte und Autofahrten von Adjutanten und Ordnonanzoffizieren. Er und die vielen, vielen Drähte bilden die Nerven des – – Heeres.«⁸⁵ Aber genau das kommt in den *Hochzeitsvorbereitungen* nicht zustande. Raban ist nicht wie Kafka im September 1912 im Besitz einer Durchschlagkopie eines Schreibmaschinenbriefs und damit des Versprechens, das das Versprechen der Briefe suspendiert. Kein Kohlepapier versichert gegen die Übermacht der Körper. Wie ein Kind oder Nervenkranker ist Raban daher vom Gebrauch der Post ausgeschlossen. Alle Briefe, die er schreibt, entwertet er dadurch, daß er sie zu Fuß oder per Eisenbahn überholt. Dem Freund Lement läuft er über den Weg, noch bevor dieser seinen am Nachmittag geschriebenen Brief erhalten konnte, durch den Raban ein solches Zusammentreffen gerade hatte verhindern wollen.⁸⁶ Von der Gegenwart des Freundes erlöst ihn jedoch noch die Berufung auf den in der Frühe geschriebenen Brief an die Braut.

»Warte, du hast früher gesagt, du rätst mir, heute Nacht noch hier zu bleiben. Ich habe es überlegt, das würde nicht gut gehen. Ich habe doch geschrieben, daß ich heute abend komme, sie werden mich erwarten.«

»Das ist doch einfach, du telegraphierst.«

»Ja, das ginge – aber es wäre nicht hübsch, wenn ich nicht fahren würde – auch bin ich müde, ich werde doch fahren; – wenn ein Telegramm käme, würden sie noch erschrecken. [...]«⁸⁷

einem gängigen metaphorischen schon Sprachgebrauch, sondern dem physiologisch/anatomischen Stand des Wissens Ende des 19. Jahrhunderts. »Ein beliebter und in der That sehr zutreffender Vergleich nennt das Welttelegraphennetz ein »Nervensystem der Erde, dieses Leibes der Menschheit, das alle Regungen jedes einzelnen Gliedes fast in demselben Momente zur Gesamttemperierung des ganzen Körpers bringt«, wie denn umgekehrt die menschlichen und thierischen Nervenstränge thatsächlich – nicht bloß bildlich – nichts anderes sind, als Telegraphenleitungen.« (Schöttle, 1883: 4f.)⁸⁵ Anonymus, 1916 a: 18 (Mit Dank an Peter Berz/Berlin).

⁸⁶ Vgl. Kafka, M 1907/1980: 13. ⁸⁷ Kafka, M 1907/1980: 15.

⁸¹ Cournot, 1972: 60. ⁸² Vgl. dazu Genth/Hoppe, 1986: 77-80. ⁸³ Kafka, 1916/1976: 764.

⁸⁴ Die Bezeichnung »Metapher« ist hier mit Schöttle absichtlich vermieden worden. Denn seit Du Bois-Reymond die Nervenfasern nicht mit Telegraphendrähten verglichen, sondern sie als solche erkannt hatte, entsprach die Bezeichnung »Nerven« für Kabel und Drähte nicht etwa bloß

Nur der Einsatz eines hochtechnischen Mediums könnte das vom Brief an die Braut gegebene Versprechen suspendieren. Doch dieser Einsatz würde erstens nur wieder in die Arme des Freundes führen und zweitens mit dem Brief eine erschreckende Verbindung eingehen. So scheint es jedenfalls. Erst nachdem er auch den Brief an die Braut überholt hat, fällt Raban ein, daß er die Reise doch noch hätte aufschieben können, wenn er nicht die Geschwindigkeit der Briefe mit der der Körper verwechselt hätte.

»Ja, es ist nach dem vielen, was ich unternommen habe, sicher, daß ich morgen zu Betty und zu Mama kommen werde, das kann niemand hindern. Nur ist es richtig und es war auch vorauszusehen, daß mein Brief erst morgen ankommen wird, ich hätte recht gut also noch in der Stadt bleiben und bei Elvy eine angenehme Nacht verbringen können [...]«. ⁸⁸

Weil Raban die Ankunftszeiten seiner Sendungen nicht kalkuliert, gelingt es ihm nur, Briefe gegen anwesende Freunde, aber nicht gegen eine abwesende Verlobte, und schon gar nicht, Briefe und Telegramm gegeneinander auszuspielen. Stattdessen gerät er zwischen den Adressaten seiner Sendungen in die Falle. Weil die Briefsubjekte sich nicht untereinander zu Zeugen aufrufen können, muß, was sie sagen, ständig vom Subjekt der Aussage, dessen »Launen« keineswegs von seinen Fingerspitzen abgekoppelt sind, verantwortet werden.

Daß Raban tragischerweise die Ankunftszeit seines Briefes mit der Ankunftszeit seiner selbst verwechselt (und damit die *Hochzeitsvorbereitungen* in die Sackgasse ihres Titels führt), ist erstens das Prinzip schriftlicher Kommunikation, das hundert Jahre zuvor im Brief einen Doppelgänger und Archivar des Individuums gesehen hatte, und zweitens – wie damals – ein Effekt der Organisation der empirischen Verkehrsinstitute. Denn während in Deutschland die Post vom Verkehrsministerium geschieden war, so fielen in Österreich Personenbeförderung und Nachrichtenübermittlung in ein Ressort. ⁸⁹ Und so wie Post und Eisenbahn ein und demselben Ministerium unterstehen, so fällt in den *Hochzeitsvorbereitungen* die Position der Braut mit der Position der Mutter zusammen; ein Kurzschluß, der unvermeidlich den Nervenzusammenbruch des Schreibens und des Helden zur

Folge hat. Diese Aufmarschbewegung von Rot ist, wie der Verlauf der Korrespondenz mit Bauer zeigen wird, vollkommen realistisch. In der Tat wird ja Kafkas Mutter versuchen, genau diesen Kurzschluß herbeizuführen: nachdem sie einen Brief Bauers abgefangen hatte, versuchte sie die Absenderin zur Geheimagentin der familialen Disziplinierungen zu machen. Schreiben wird als »Zeitvertreib« definiert und nur unter der Bedingung für unschädlich erklärt, daß es der familiären Schlaf- und Essensordnung unterstellt wird (eine Bedingung also, die im Fall Kafkas das Schreiben erwürgt). ⁹⁰

Indessen wohnt Bauer weder in Jungbunzlau noch in sonst einem Ort zwischen Prag und dem Riesengebirge (wohin Raban unterwegs ist), sondern in der Hauptstadt des Deutschen Reiches, in dem Post und Eisenbahn zum Glück für Kafka, der den Sabotageakt seiner Mutter aufdecken konnte, einander nicht in die Hände spielen. Ihre Differenz ist die organisatorische Voraussetzung, die garantiert, daß der Körper nicht an die Stelle des Briefes treten muß. Stattdessen kommt ein ganzes Postsystem zum systematischen und totalen Einsatz. Anders als Raban wird Kafka die Ankunftszeiten seiner Sendungen sehr genau kalkulieren, damit sie sich aufeinander berufen können, anstatt sich auf ein für alle Briefe, die mit Kafka (oder FK) unterzeichnet sind, verantwortliches Individuum zu berufen. »Verkehr mit Gespenstern« wird Kafka das bekanntlich später nennen.

Wie also liebte Kafka die Bauer? *Let us count the ways.*

Premièrement, Kafka établit un horaire précis de toutes les levées de la poste à Prague, et de toutes les distributions à Berlin. Deuxièmement, il note l'horaire des déplacements de Felice entre son domicile et son bureau, afin de savoir à quel moment de la journée elle sera atteinte par telle lettre, selon que cette lettre est adressée chez elle ou à son entreprise. Troisièmement, il note quel itinéraire suivent exactement les lettres, par quelles mains elles passent, aussi bien chez Felice (concierge, mère et soeur de la malheureuse) qu'au bureau (service du courrier, plantons, secrétaires). Quatrièmement, il fait un relevé du trajet et des horaires d'une part des lettres recommandées, d'autre part des lettres en exprès. Cinquièmement, il note la durée que prennent les télégrammes. Précisons en passant qu'à Prague et Berlin, à cette époque, les télégrammes et lettres exprès fonctionnent le dimanche, et qu'il y a même une distribution du dimanche matin pour les lettres ordinaires. Si l'on

88 Kafka, M 1907/1980: 22. 89 Vgl. Wolf Kittler, 1990: 83.

90 Vgl. Julie Kafka, B 16. Nov. 1912. In: Kafka, 1976: 99f.

ajoute qu'à l'intérieur des enveloppes, Kafka met non seulement des mots qu'il vient d'écrire, mais mentionne d'un ton sombre des mots qu'il a écrits et pas envoyés, et insère également au moment propice des insultes qu'il a rédigées plusieurs semaines plus tôt, si l'on ajoute du même coup qu'il place au besoin dans autant d'enveloppes séparées, mises dans différentes boîtes à des heures différentes, les dix ou douze pages d'une seule lettre, on voudra bien admettre que Kafka, faisant jouer au maximum le »*dispatching*« des toutes les modalités et de tous les horaires des postes, dispose, pour réduire Felice au désarroi, d'une artillerie formidable.⁹¹

Daß Kafka eine solch formidable Bombenpost zur Verfügung steht, ist jedoch eine »Gegebenheit«, die – anstatt sich von selbst zu verstehen – schon an und für sich einige Aufmerksamkeit verdient hätte. Nicht nur Kafka ist auf das Unterfangen, ein »Mädchen mit der Schrift zu binden«, vorbereitet, auch die Post hat ihre Vorkehrungen getroffen. Das Jahr 1912/13, in das der Hauptteil der Korrespondenz mit Fräulein Bauer fällt, ist nämlich nicht irgendeines. Es ist – zumindest was den Briefverkehr angeht – schlechthin ein Spitzenjahr der Post. 6.822.000.000 Briefe beförderte die RPTV im Jahr 1913,⁹² 208 Briefe von Kafka an Bauer mitgerechnet. Eine Zahl, die erst im Jahr 1927 wieder überschritten werden konnte. Niemals wieder wurden zur Briefbeförderung so viele Eisenbahnzüge eingesetzt wie in diesem Jahr: täglich insgesamt 17.303,⁹³ – ein absoluter Rekord in der deutschen Postgeschichte. Diese Züge schufen nicht allein durch die Geschwindigkeit, mit der sie die Post zwischen Prag und Berlin hin- und herbeförderten, eine notwendige Voraussetzung für Kafkas Postkrieg, sondern vor allem dadurch, daß sie die Ankunftszeiten der Briefe kalkulierbar machten – was erst seit ihrer Beförderung durch die Eisenbahn möglich geworden ist. »Erst jetzt kann der Correspondent – und das soll er doch heutzutage können! – auf die Stunde berechnen, wann sein Brief in die Hände des Adressaten gelangen wird.«⁹⁴ Die Zahl der gesendeten Telegramme erreichte 1913 in Österreich ein Maximum,⁹⁵ während in Deutschland der Rekord von 1913 auf diesem Gebiet nur ein Vorübergehender war. Doch nicht allein die statistische Wahrscheinlichkeit rief 1912/13 nach einer Poetologie in Gestalt eines postalischen Nervenkrieges. Worauf Germanisten bisher noch keinen Ge-

danken verschwendet haben, ist die schlichte Tatsache, daß der »im Menschlichen wie Literarischen wohl einmalige [...] Versuch eines Mannes [...], sich einer Frau durch Worte, nichts als Worte, und noch dazu vorwiegend durch Worte der Negation zu bemächtigen«,⁹⁶ schlechthin unmöglich gewesen wäre, wenn die postalische Organisation des Briefverkehrs um 1912 nicht die notwendigen Bedingungen dafür bereitgestellt hätte. Bedingungen in Gestalt von Standards, die mit der postalischen Situation eines Novalis oder Hölderlin – in deren postalischen Phantasien und Wahnsinn Politzer Kafkas »Liebesbriefe« literaturgeschichtlich verankern wollte – allerdings genau so wenig zu tun haben wie mit der postalischen Situation des Jahres 1991. In Berlin wurde die Post zwischen 1910 und 1914 sage und schreibe achtmal am Tag zugestellt, inklusive sonntags⁹⁷ – kein Wunder also, wenn »le Briefträger« zum »héros de légende« der »chronique des Postes« wird, die Bauer Tag für Tag erzählt bekommt.⁹⁸ In Prag hingegen kommt der Briefträger nur zweimal am Tag, sonntags gar nur einmal.⁹⁹

Schon deshalb ist Felice Bauer von vornherein ohne Chance: die Briefträgerarmeen sind ungleich verteilt. Acht tägliche Zustellungen sind die Bedingung dafür, daß Bauer bis zu dreimal am Tag Post bekommt, eine Frequenz, der gegenüber sie allein schon durch die ihr zur Verfügung stehende Logistik der österreichischen Post hoffnungslos in einen immer größeren Rückstand und Zugzwang geraten muß.¹⁰⁰ Kafka hätte jedenfalls das »Urteil« besser nicht ihr, sondern Rowland Hill gewidmet. Denn die Briefmarke und die durch sie bewirkte Steigerung der Zustellfrequenz ist das historische Apriori der strategischen Position, die seine Niederschrift ermöglichte und die es reflektiert.

Die übrigen Parameter des Postverkehrs lassen sich Kafkas Briefen entnehmen. Die für ihre Analyse unentbehrlichen »Interpretamente« sind I., daß ein in Prag bis spätestens 4 Uhr nachmittags eingeworfener Brief noch

96 Politzer, 1969: 197. 97 Vgl. Sautter, 1951: 160. 98 Vgl. Rogozinski, 1984: 146.

99 Vgl. Kafka, B 3. Nov. 1912/1976: 70.

100 Eine Not, zu deren Linderung beizutragen Kafka sich entschieden wehrt: Als Bauer einmal wissen will, wann ihre Briefe zugestellt werden (man lernt vom Gegner), um ihre Briefe ebenfalls kalkulieren zu können, antwortet Kafka nur mit dem demoralisierenden Hinweis, daß ihre Armee sich ja noch auf einem vorindustriellen (quasi Postkutschen-) Niveau befände: »Meine arme Liebste, Du willst wissen, wann Deine Briefe ankommen, um Dich danach zu richten? Aber die Post ist ja ganz unberechenbar, gar die österreichische, sie arbeitet vollkommen improvisiert, so wie bei-läufig die Juxpost bei Sommerunterhaltungen.« (Kafka, B 5.-6. Dez. 1912/1976: 160).

91 Cournot, 1972: 60f. 92 Vgl. Sautter, 1951: 596. In Österreich waren es im selben Jahr dagegen nur 2.049.922.720 Stück. Vgl. Anonymus, 1916 b: 296. 93 Vgl. Anonymus, 1913: 554.

94 Knies, 1857: 94. 95 Vgl. Anonymus, 1916 b: 296. Es waren genau 23.342.840 Stück.

im Laufe des nächsten Tages der Empfängerin in Berlin zugestellt wird (und umgekehrt),¹⁰¹ 2., daß am Abend eingeworfene Briefe erst am übernächsten Tag in Berlin (oder Prag) sind,¹⁰² 3., daß die Übertragungsdauer für Telegramme von Prag nach Berlin ca. 4 Stunden beträgt,¹⁰³ und 4., daß Expreßbriefe innerhalb eines Tages zugestellt werden.¹⁰⁴

Auf der Basis dieser die Feuerkraft des zur Verfügung stehenden Mediums definierenden Invariablen exhauriert Kafka vom September 1912 an sämtliche Variablen des Nachrichtenverkehrs, entfesselt er das maximale Dispatching aller Modalitäten der Post. Als da sind: einfache Briefe, eingeschriebene Briefe, Expreßbriefe, beigelegte Briefe, verspätete, verlorene, unzustellbare und abgefangene Briefe, zerstückelte Briefe, nicht abgeschickte Briefe, einfache Postkarten, Ansichtskarten, Photographien, Drucksachen und Telegramme. Eine Sonderrolle übernehmen die technischen, vor allem die analogen Medien. Das Telephon ist ein Nachrichtenmedium, dessen sich Kafka allein im Traum bedient; im wachen Leben delegiert er lieber Stellvertreter. Telephone bilden mit Grammophonen und Parlographen den Horizont des Briefverkehrs.

Mit der Ausdifferenzierung der postalischen Standards verdämmert das neuzeitliche Subjekt – sei es cartesischer oder kantischer Art – im Bereich der Weltpost. Unter dem historischen Apriori einer absoluten Maximalgeschwindigkeit, die für Nachrichten, Personen und Gegenstände gleichermaßen galt, konnte Zeit als ein jeder Erfahrbarkeit vorausliegendes Konstituens von Gegenständigkeit erscheinen – einfach, weil die dreifaltige Post den gesamten Begriff der Gegenständigkeit abdeckte. Das ausdifferenzierte Dispatching der Post um 1913 läßt dagegen Manipulationen der Zeitachse zu, deren postalische Blockierung bis 1848 mit den philosophischen Weißen einer prinzipiellen Unverfügbarkeit ausgestattet war. Sie und das Subjekt, dem diese Unverfügbarkeit attribuiert wurde, gingen in die Brüche, seit das Postsystem verschiedene Typen von Nachrichtenträgern nicht länger auf ein und derselben Zeitachse einträgt (von Nachrichten, Personen und Gütern ganz zu schweigen). Seither kann die zeitliche Ordnung der postierten Ereignisse auf Empfängerseite immer auch nicht der

zeitlichen Ordnung auf Absenderseite entsprechen. Schematisch gesprochen: zwischen die Leerungen der Briefkästen und die Zustellungen der Briefträger ist ein »Würfel« im kryptologischen Sinn geschaltet, das heißt ein Verfahren, das eine »verworfenen Folge« einer Signifikantenkette generiert, indem diese in einen durch einen Schlüssel determinierten Raster zeilenweise eingeschrieben und spaltenweise wieder ausgeschrieben wird.¹⁰⁵ Das Postsystem ist in bezug auf eine Folge von Briefen als Signifikantenkette ein Würfel in der Zeit, dessen Raster durch den Schlüssel der verschiedenen Übertragungsgeschwindigkeiten gebildet wird. Weil die Serie der postierten Aussagen nach ihrem Durchgang durch den Würfel der Post keine Abbildung der Serie der Postierungsakte mehr ist, entsteht, wenn sie dennoch als eine solche gelesen wird, ein Gespenst. Die Alchemie, der es sein Erscheinen verdankt, heißt Hermeneutik: insofern es zu ihren Prinzipien gehört, einer Kohärenz (von Aussagen) ein Subjekt jenseits des Briefkastens zu supponieren. Gespenster sind Gestalten des Imaginären, wenn sie als virtuelle Bilder eines postalischen Ursprungs von Sinn auf eine Projektionsfläche jenseits der Briefkästen geworfen werden, um dort als Bilder eines transzendentalen Ursprungs interpretiert zu werden. Eine Projektionsfläche, wie es das »leere Gesicht« Felice Bauers war:¹⁰⁶ eine Leinwand für Gespenster. Hingegen sind Gespenster moderne Gestalten des Wahnsinns im Zeitalter der Vernunft, wenn sie als Produzenten von Sinn diesseits der Briefkästen im Inneren der Postkanäle als Ursprung eben jener Bilder eines Ursprungs geortet werden. Wahnsinn ist die Hellsicht, die im Imaginären eine Funktion des Symbolischen entdeckt. Die Methode dieses postalischen Wahnsinns, von dem Kafkas Schreiben zwischen 1912 und 1914 getragen wurde, läßt sich indessen nicht mehr paraphrasieren. Sie ist nur auf der Basis eines minutiösen Protokolls des Verwürfelungsprozesses zu rekonstruieren. Die Analyse muß dafür den Standpunkt der Strategie beziehen, das heißt anstatt auf das virtuelle Bild des Briefautors Kafka, das die in der mutmaßlichen Abfolge ihrer Absendung publizierten Briefe Kafkas an Bauer erzeugen, hereinzufallen, muß sie das Gespenst am anderen Ende des Kanals

¹⁰¹ Vgl. Kafka, B 5. Nov. 1912/1976: 74. ¹⁰² Vgl. Kafka, B 28. Mai 1913/1976: 391.
¹⁰³ Vgl. Kafka, B 18. Nov. 1912/1976: 104. ¹⁰⁴ Vgl. Kafka, B 19. Nov. 1912/1976: 106.

¹⁰⁵ Vgl. Figl, 1926: 16-25 und Beilage 4. ¹⁰⁶ Vgl. Kafka, T 20. Aug. 1912/1980: 178: »Fräulein F. B. Als ich am 13. August zu Brod kam, saß sie bei Tisch und kam mir doch wie ein Dienstmädchen vor. Ich war auch gar nicht neugierig darauf, wer sie war, sondern fand mich sofort mit ihr ab. Knochiges leeres Gesicht, das seine Leere offen trug.«

rekonstruieren. Eine kritisch-paranoische Edition der *Briefe an Felice* hätte die Briefe in der Reihenfolge zu edieren, wie sie ihrer Heimgesuchten unter die Augen gekommen sind. Das Ergebnis wäre die Wiederherstellung des faktisch ergangenen Briefdiskurses; ihr Preis wäre der Autornamen Franz Kafka. Was folgt, ist mithin – bezüglich der Briefe vom 16. bis zum 28. November 1912 – eine Gespensterbeschwörung.

16. NOVEMBER, SAMSTAG. K. schreibt einen Brief (I) an B., in welchem er erstens darüber klagt, daß er keinen Brief von ihr erhalten habe (»Liebste, nicht so quälen! nicht so quälen!«), zweitens die Erwartung mitteilt, am folgenden Tag ganz gewiß einen Brief zu erhalten, und drittens für den Fall, daß diese Erwartung erfüllt würde, etwas verspricht:

Morgen wird und muß ja ein Brief kommen, sonst weiß ich mir keinen Rat; dann wird auch alles gut sein und ich werde Dich dann nicht mehr mit Bitten um so häufiges Schreiben plagen.¹⁰⁷

Die absehbare Überkreuzung der Briefe – des prophezeiten oder beschworenen und des gerade geschriebenen – durchkreuzt den Grund des Briefes und seiner Klage. »Wenn aber morgen ein Brief kommt, dann ist es wieder unnötig, Dich Montag früh mit diesen Klagen im Bureau zu begrüßen.«¹⁰⁸ Sagen wir, schreibt K., ich hätte nichts gesagt. Die Post wird schon durchkreuzt haben, was ich schreibe. Perversion des Postalischen: statt als Kommunikationsmedium fungiert die Post als ein Medium, das Kommunikation verhindert. Unnötig, dieser Brief, den ich da schreibe. Wenn ich recht habe, habe ich unrecht. Doch damit nicht genug – K. legt demselben Brief (I) einen undatierten Brief (b) aus der Anfangsphase des Briefwechsels bei, der eben diese Durchkreuzung (oder Dekonstruktion) der Kommunikation zum Prinzip des Briefverkehrs erhoben hatte: »Wieder ist es keine Antwort, die ich schreibe, lassen wir Frage und Antwort sich verfitzen nach Belieben.«¹⁰⁹ Briefe K.s sind deswegen keine Antworten, weil die Briefe, auf die sie Antworten wären, diejenigen sind, die gerade erwartet werden und die sie durchkreuzen werden. Weil er keine Antwort ist, sondern der Beweis, daß – bei acht Zustellungen pro Tag gegen zwei – immer schon die Erwartung

des nächsten Briefes die Antwort auf den vorigen kassiert hat, landete der Beilagebrief damals auch nicht im Briefkasten, sondern neben der Durchschlagkopie vom allerersten Brief in K.s Schublade.

Auch warte ich nicht zum ersten Mal auf einen Brief von Dir (wenn auch immer wie ich überzeugt bin ohne Deine Schuld) der beigelegte alte Brief beweist es.¹¹⁰

In der Tat, dort steht: »ich hatte mich damit abgefunden, daß heute kein Brief mehr von Ihnen kommt.«¹¹¹ K.s »alter Brief« widerlegt Hegel. Denn die Wahrheit, daß »heute« kein Brief mehr kommen wird, wird alles andere als schal dadurch, daß sie aufgeschrieben und in K.s Schublade aufbewahrt (um nicht »aufgehoben« zu schreiben) wurde, wie Hegel das mit der Wahrheit, daß »jetzt« die Nacht sei, demonstriert haben wollte.¹¹² Zwar dient das Schreiben K. wie Hegel einer Wahrheitsprobe, doch anstatt die Nacht zu widerlegen, beweist es ihre Unentrinnbarkeit. (Niemand wußte das schließlich besser als Kafka, dem die Nacht nie genug Nacht war.) Die Wiederholung der Lektüre beweist nicht, daß »heute« Briefe, die nicht ankommen, ein Verschwindendes sind (wie am Mittag die Nacht im Text des Philosophen), sondern umgekehrt, daß das Ausbleiben der Schrift der Fluch ist, der dem »heute« anhängt: Immer wird »heute« kein Brief ankommen – so lautet das Gesetz. Daher (weil das aufbewahrte »heute« alle Tage designiert) trägt der Beilagebrief auch kein Datum. Nur: auch dieses Gesetz ist bereits wieder von einem Brief über- und durchkreuzt worden und seine Urkunde folglich Ausnahme von sich selbst. Denn K. fand an jenem Heute »in der prachtvollen Größe Ihres Briefpapiers und mit dem erfreulichsten Gewicht« einen unerwarteten Brief von B. im Bureau und darin »die Erlaubnis, Ihnen schreiben zu dürfen, wann ich will.«¹¹³ Mit anderen Worten: Briefe zu schreiben, die keine Antworten sind. Die Berufung des einen Briefs (I) auf den anderen (b) beweist folglich, daß keine Briefe je ankommen, es sei denn B. bewiese täglich die Ausnahme von diesem Gesetz. Und weil Briefe mithin immer nur in Ausnahmefällen ankommen, ist es erlaubt – aufgrund des durchkreuzten Gesetzes, unter dem alle die Briefe

¹⁰⁷ Kafka, B 16. Nov. 1912/1976: 97. ¹⁰⁸ Kafka, B 16. Nov. 1912/1976: 97f.

¹⁰⁹ Kafka, B undatiert/1976: 98.

¹¹⁰ Kafka, B 16. Nov. 1912/1976: 98. ¹¹¹ Kafka, B undatiert/1976: 98.

¹¹² Vgl. Hegel, 1807/1975: 84. ¹¹³ Kafka, B undatiert/1976: 98.

stehen – Briefe zu schreiben, die keine Antworten sind. Weil Briefe immer auch nicht ankommen können, wie der Kafka-Leser Derrida feststellte,¹¹⁴ ist K. gerechtfertigt, Briefe zu schreiben, die keine Antworten sind, sondern Berufungen auf den Widerruf des Gesetzes, daß immer Heute kein Brief ankommt. Das ist das Gesetz oder der Fluch der Korrespondenz. Indem sie die Erlaubnis gab, die das Gesetz widerrief, hatte B. diesen Fluch auf sich geladen.

17. NOVEMBER, SONNTAG. Und der Fluch erfüllt sich auch »heute«, an diesem Tag. Denn die sonntägliche Zustellung durchkreuzt tatsächlich wie prophezeit den Brief (1) und seine Beschwörung des Gesetzes der Ewigen Unzustellbarkeit aller Briefe. B. hat das Gesetz einmal mehr widerrufen, und K. schreibt (2), daß es unnötig war, den Brief (1) zu schreiben.

17.-18. NOVEMBER, NACHT VON SONNTAG AUF MONTAG. Doch der Widerruf des Gesetzes gilt immer nur »heute«. Jede durch den Briefträger erwirkte Ausnahme eines Briefs vom Fluch, nicht anzukommen, läuft um Mitternacht ab. Daher fordert K. schon in der Nacht aufs neue den Widerruf in einem Brief (3), der keine Antwort ist: »Morgen Deine Briefe, Liebste, Liebste!«¹¹⁵

18. NOVEMBER, MONTAG. K. fängt in den morgendlichen Bureaustunden an, einen Brief (4) an B. zu schreiben, der jedoch nicht abgeschickt wird. Stattdessen gibt er um 14.30 ein Telegramm (5) auf:

dringend=rp 10 dringend
felice bauer berlin immanuel kirchstrasse 29
sind sie krank = kafka++¹¹⁶

Weil die vormittägliche Zustellung den Fluch bestätigt hat, bleibt nur ein Telegramm, um die Durchkreuzung (2) des Briefs (1) erneut zu durchkreuzen. Es überholt nämlich den erst Sonntag nachmittag eingeworfenen Brief (2) und natürlich auch den Nachtbrief (3). B. muß daher glauben, K. hätte weder am Sonntag noch am Montag früh einen Brief von ihr erhalten. So erfüllt sich ihr das Gesetz: immer kommt kein Brief an; alle Briefe gehen verloren. Zumindest ist das die Botschaft des Telegramms, dessen Frage (die ja nichts anderes ist, als eine Frage nach dem Ausbleiben des Widerrufs)

das unheilvolle Wirken des Gesetzes, daß immer heute kein Brief mehr kommt, dessen Urkunde der Briefverbund (1, b) ist, bestätigt. Indem das Telegramm (5) nach den Briefen (1, b) in B.s Hände gelangt, fungiert es als Entwertung der Entwertung der Entwertung (die das Gesetz selber ist). Anders als Rabans (potentielles) Telegramm entwertet es keinen Brief, der das Kommen des Schreibers versprochen hat, sondern Briefe, die die Entwertung des Gesetzes versprochen haben, daß Briefe immer nie ankommen. Mit dem Erfolg, daß B. sofort ein Antworttelegramm und einen Expreßbrief schickt, um die scheinbar verlorenen Briefe zu ersetzen.

18. NOVEMBER, MONTAG NACHT (23.15 UHR UND SPÄTER). K. beklagt (6) – wohl in Bezug auf seinen Sonntag nacht geschriebenen Brief (3) –, daß »diese unglückseligen Sonntage [...] auch schon (anfangen), ein regelmäßiges Unglück unseres Verkehrs zu werden«. ¹¹⁷ Ein Unglück, dessen Agent er nichtsdestoweniger selber ist, denn die mit Abstand meisten Briefe zwischen September 1912 und August 1913 (der großen Zeit des Briefwechsels) schreibt K. sonntags. ¹¹⁸ Das von diesem Sonntag erzeugte Verkehrsunglück in Gestalt des Telegramms läßt K. explizit unentschuldigt (»kein Wort der Abbitte für die Sorgen und Unannehmlichkeiten, die ich Dir mit dem Telegramm gemacht habe«), wegen des Ausbleibens angekündigter Briefe. Dabei hätte er am Montagmorgen durchaus einen Brief erhalten müssen, denn B. behauptet, am Samstagabend noch einen Brief geschrieben zu haben. K. wird dagegen behaupten, dieser Brief sei – wie es das Gesetz will – ebenfalls verloren gegangen, ¹¹⁹ wie schon der Sonntagsbrief, der ja vom Telegramm (5) in die Nacht der unentrinnbaren Briefverluste befördert worden war.

19. NOVEMBER, DIENSTAG. Ein Brief (7), der den Briefverbund (1, b) wiederholt. Wie im Brief vom 16. November verspricht K. eine Einschränkung des Briefverkehrs und ruft dafür einen »alten Brief« zum Zeugen an, nämlich den am Montag angefangenen Brief (4):

Es ist ganz recht, daß wir den Irrsinn der vielen Briefe lassen, ich habe darüber gestern selbst einen Brief angefangen und schicke Dir ihn morgen. ¹²⁰

¹¹⁴ Vgl. Derrida, 1980/1987: 220. ¹¹⁵ Kafka, B 17.-18. Nov. 1912/1976: 102.

¹¹⁶ Kafka, TG 18. Nov. 1912/1976: 104.

¹¹⁷ Kafka, B 18. Nov. 1912/1976: 104. ¹¹⁸ Von den 308 in diesen Zeitraum fallenden Briefen schreibt Kafka 60 an Sonntagen, 49 an Donnerstagen, 48 an Freitagen, 44 an Dienstagen, 42 an Montagen, 37 an Mittwochen und 28 an Samstagen.

¹¹⁹ Vgl. Kafka, B 21. Nov. 1912/1976: 108. ¹²⁰ Kafka, B 19. Nov. 1912/1976: 105.

Der Aufrichtigkeitsnachweis und damit die Gültigkeit der Aussage ist aufgeschoben, auf »morgen« vertagt. Bis dahin gilt die Einschränkung der Einschränkung, daß man auch vom Beenden des Irrsinns »ja verrückt« wird, der Wahnsinn mithin unvermeidlich ist. Zwischen dem Sprechakt und dem intentionalen Gehalt herrscht eine Differenz – »die Intention, welche die Äußerung beseelt, (wird) sich selbst und ihrem Inhalt nie vollkommen gegenwärtig sein.«¹²¹ Eben diese Differenz beherrscht das strategische Geschick des angekündigten Briefes (4): Er enthält zwar neben dem Protokoll des Montagmorgens, an dem der Fluch der Ewigen Unzustellbarkeit in Erfüllung gegangen war, auch das (vor der zweiten Postzustellung, also vor dem letztmöglichen Ausbleiben des Ausbleibens des Briefträgers, gegebene) Zugeständnis, zweimal täglich zu schreiben, sei »ein süßer Irrsinn, sonst nichts«,¹²² und würde somit die intentionale Beseeltheit der Briefäußerung vom 19. November (7) bezeugen. Entscheidend ist jedoch, daß K. sein Versprechen nicht hält und eben das nicht tut, was der Brief (7) ankündigt: nämlich B. am nächsten Tag den Brief (4) zu schicken. Stattdessen wird K. ihn neun Tage lang in der inzwischen wohlbekannten Schreibtischschublade verwahren. Der Satz, daß es »ganz recht ist, daß wir den Irrsinn der vielen Briefe lassen«, bleibt also von der Feststellung durchkreuzt, daß den Irrsinn zu lassen nur heißt, den Irrsinn zuzulassen.

20. NOVEMBER, MITTWOCH. Statt des angekündigten Briefes (4), der die Äußerung des Briefes vom Vortag (7) intentional beseelen sollte, schickt K. einen Brief (8) ab, der diese Beseelung des »es ist ganz recht« dadurch weiter aufschiebt, daß er den Irrsinn vorwegnimmt, der eine Eindämmung des »Irrsinns der vielen Briefe« bedeuten würde.

Liebste, was habe ich Dir denn getan, daß Du mich so quälst? Heute wieder kein Brief, nicht mit der ersten, nicht mit der zweiten Post. Wie Du mich leiden läßt! [...] Du hast mich satt, [...] es ist schließlich kein Wunder, unverständlich ist nur, daß Du es mir nicht schreibst. Wenn ich weiterleben will, darf ich nicht wie diese endlosen letzten Tage nutzlos auf Nachrichten von Dir warten. Aber Hoffnung, Nachricht von Dir zu bekommen, habe ich nicht mehr. Ich muß also den Abschied, den Du mir stillschweigend gibst, ausdrücklich wiederholen [...]. Ich warte also auf keine Briefe mehr.¹²³

¹²¹ Derrida, V 1971/1988: 310. ¹²² Kafka, B 18. Nov. 1912/1976: 137.

Die Beseelung der Verzichtserklärung vom Vortag hätte die Entseelung des Schreibers zur Folge. Die Vernunft der Briefe ist der Tod ihres Schreibers, so wie ihr Irrsinn sein Leben. Aber was für die Erklärung gilt, den Irrsinn lassen zu wollen, gilt auch für die Erklärung, von nun an den Fluch der Briefe bejahen zu wollen, indem man nicht länger auf sie wartet: die Suspension der Intention.

20.-21. NOVEMBER, NACHT VON MITTWOCH AUF DONNERSTAG. Denn um 1.30 wird mittels eines Entschuldigungsbriefes (9) für den Brief vom Vormittag (8) erneut die Aufrichtigkeitsregel für Sprechakte außer Kraft gesetzt und der Schreiber von dem entbunden, was er gesagt hat: Sage, ich hätte nichts gesagt.

Habe ich Dich mit meinem Vormittagsbrief gekränkt? [...] Bitte, Liebste, verzeihe mir [...]. Ich kann nur sagen, bleib bei mir und verlaß mich nicht. Und wenn irgendeiner meiner Feinde aus mir heraus Dir solche Briefe schreibt, wie es der heutige vom Vormittag war, dann glaube ihm nicht.¹²⁴

»There's someone in my head but it's not me«:¹²⁵ Nicht ich schreibe Dir Briefe, sondern ein anderer, dem man nicht glauben kann. Nur kann man nicht einmal glauben, daß man ihm nicht glauben kann, denn woher soll man wissen, ob es K. ist oder sein Feind, der das sagt?

21. NOVEMBER, DONNERSTAG. Zwei Briefe erreichen K. Daraufhin folgt der Enthüllung, daß nicht Kafka der Schreiber der Briefe *an Felice* ist, um 15 Uhr ein Expreßbrief (10), der den Entschuldigungsbrief (9) über- oder zumindest einholt. Beide werden B. am Freitagvormittag zugestellt werden. Der Expreßbrief rekapituliert das Briefgeschehen seit dem Samstag und entschuldigt den Irrsinn des Mittwochs damit, daß es für das erneute Ausbleiben des Briefträgers (nach der Montagskatastrophe) nur die eine Erklärung gegeben habe, daß B. »kraft eines mich verfolgenden Fluches [...] Schluß machen«¹²⁶ wollte. Unwiderruflich hätte der Fluch der Ewigen Unzustellbarkeit getroffen. Unter dem magischen Schutz der zwei erhaltenen Briefe stehend, darf K. sogar zugeben, daß der Fluch dies eine Mal nur darin bestanden habe, daß K. (angeblich) vergessen habe, daß der Mittwoch ein Feiertag

¹²³ Kafka, B 20. Nov. 1912/1976: 106. ¹²⁴ Kafka, B 20.-21. Nov. 1912/1976: 107.

¹²⁵ Pink Floyd, 1973, Brain Damage. Auf: *Dark Side of the Moon*. EMI LP C 064-05249.

¹²⁶ Kafka, B 21. Nov. 1912/1976: 108.

gewesen war (Buß- und Betttag), an dem die Post gar keine Sendungen befördert hatte, so daß er die dienstags geschriebenen Briefe B.s erst am Donnerstag erhalten konnte. Doch während K. all das erläutert, trifft in Berlin der – inzwischen schon nicht mehr von K. geschriebene – Abschiedsbrief (8) ein, auf den B. sofort mit einem Telegramm reagiert. Darin beteuert sie Kafkas Vorwürfen zum Trotz, ganz bestimmt am Montag geschrieben zu haben. Da K. jedoch ihren »mit Gewalt erpreßten Eilbrief«¹²⁷ nicht mitzählt, kommt ein weiterer Brief auf seine Liste verlorener Briefe, was er B. sofort per Einschreiben (11) mitteilt – aus Angst, den Expreßbrief (10), den er vergessen habe, eingeschrieben zu postieren, könne dasselbe Schicksal ereilen wie B.s Montagsbrief. Dem Einschreiben folgt schließlich noch ein gewöhnlicher Brief (12), in dem K. von seiner Entdeckung berichtet, daß auch in B.s Briefen zuweilen schon ein anderer bzw. eine andere gesprochen hat: seine eigene Mutter nämlich.

Undsowweiter undsowweiter. Man sieht: Die zwischen Prag und Berlin hin- und hergehenden Briefe sind eine einzige sich selbst registrierende, irrsinnige Postmaschine. Eine Registratur verlorener, durchkreuzter, unnötiger, falscher oder sogar von anderen geschriebener Briefe. Die Exhaustion des Repertoires mißglückter postalischer Sprechakte. Austin oder Searle fänden hier nichts, was sie nicht aus der Sprechakttheorie ausschließen müßten.¹²⁸ Post oder die Unmöglichkeit, Briefe zu schreiben.

Bleibt noch zu vermelden, was aus dem Brief (4) in K.s Schublade wurde. Er taucht – wie immer nicht ohne Grund – 14 Briefe später wieder auf: als Beilage zum Brief vom 28. November. Er antwortet, aus der Tiefe der Zeit kommend und den Namen Korrespondenz für einen Briefverkehr Lügen strafend, dessen Briefe alles andere als ko-respondieren (wenn Korrespondenz heißt, daß Briefe in einem gemeinsamen Kontext aufeinander Bezug nehmen), auf einen Brief aus Berlin, der die Nachricht überbringt, daß B. scheinbar grundlos in Tränen ausgebrochen sei.

Vielleicht ist der Grund [heißt es im am 28. November geschriebenen Brief (26)] wirklich nur unser allzu häufiges Schreiben. Ich lege einen Brief bei, den ich Dir an jenem Telegrammsonntag [sic! der 18. November war bekanntlich ein Montag] zu schreiben anfang, den ich aber damals in dem Jammer nach

der leeren zweiten Post nicht mehr zu beendigen wagte. Lies ihn als ein altes Dokument durch. Ich meine nicht mehr genau dasselbe, was darin steht, aber Dein Weinen hat mich daran erinnert.¹²⁹

Kafka oder wie man durchkreuzt, was man sagt. Post ist kein Mittel der Korrespondenz, sondern das genaue Gegenteil: ein Mittel, Antworten zu geben, die nicht korrespondieren, Sprechakte zu lancieren, die sich selbst in die Luft sprengen. Der Beilagebrief ist ein »altes Dokument«, wie schon der Beilagebrief (b) ein »alter Brief« geheißen hat. Das heißt, er hat einen Besitzer und Absender, aber keinen Autor; er wird erinnert, zitiert, aber nicht gemeint; er ist ein dead letter in der Katakomben des Kafkaschen Schreibschreins. In der Aktualität, die ihn aus dem Grab der Schublade hervorholt, ist seine Intention suspendiert: »ich meine nicht mehr, was darin steht.« Kein Wunder, denn darin steht genau die Folgerung, die der Schreiber des in der Korrespondenzpflicht stehenden Briefes (26) aus der Einsicht, daß der Grund für die grundlosen Tränen »wirklich nur unser allzu häufiges Schreiben« ist, hätte ziehen müssen und nun auf diese Weise nicht zieht.

Und darum bitte ich Dich, lassen wir von diesen häufigen Briefen, die nichts anderes bewirken als eine Täuschung, die den Kopf zittern macht. Sie sind mir unentbehrlich und doch bitte ich Dich darum. Wenn Du zustimmst, werde ich mich an das seltenere Schreiben gewöhnen, sonst natürlich nicht, denn es ist ein Gift, das in der Herzgrube sitzt. Mache einen Vorschlag, wie wir es halten sollen, Dir folge ich, mir nicht.¹³⁰

Ein altes, archiviertes Ich korrespondiert anstelle des »Rahmen-Ich« mit B. Der im Brief (9) enthüllte Wahnsinn, daß »einer meiner Feinde aus mir heraus Dir solche Briefe schreibt«, ist ein handfestes Aufschreibesystem. Wer spricht, ist ein anderer; ein aufgepfropfter anderer übernimmt die Schuld, die dem Briefschreiber im gegenwärtigen Kontext der Korrespondenz zufällt. Das Subjekt der *Briefe an Felice* ist nichts mehr als eine sinnliche Gewißheit: Seine Wahrheit ist beschränkt auf die Dauer einer einzigen Nacht, und nur in dieser Nacht erfüllt es seine Briefe mit der Seele der Intention, nur in dieser Nacht verantwortet es das Ausgesagte. Seine

¹²⁷ Kafka, B 21. Nov. 1912/1976: 108. ¹²⁸ Vgl. Searle, 1969/1983: 36.

¹²⁹ Kafka, B 28. Nov. 1912/1976: 137. ¹³⁰ Kafka, B 18. Nov. 1912/1976: 138.

Vergangenheit, seine Erinnerungen sind ein Stoß von dead letters in einer Schublade. Die anderen K.s, die darin sprechen, korrespondieren untereinander, legen Zeugnis ab und geben Versprechen, während das Subjekt, das sie einlösen müßte, bereits unter den ersten Sonnenstrahlen einer längst vergangenen Morgendämmerung zerflossen ist.

Doch damit nicht genug. Nicht zufällig bricht der Text des Beilagebriefs ausgerechnet nach dem Wort »Beschränkung« mitten im Satz ab, um – wie man weiß – in einem Telegramm seine Fortsetzung zu finden, dessen Text (»sind sie krank«) völlig inkompatibel mit dem Anerbieten einer »Beschränkung« des Briefeschreibens ist und der sich schon in einer dem Abbruch vorausgehenden Parenthese des Beilagebriefs ankündigt:

(Jetzt war die erste Post da und kein Brief von Dir, um Himmelswillen, solltest Du noch immer krank sein?)¹³¹

Notgedrungen beschwört die Lektüre dieses Briefes am 29. November das Telegramm (5) wieder herauf, in dessen Kontext er auf seiner konstituierten Ebene gehört. Im Kontext des Briefs (26) vom 28. November, in den er auf seiner postalisch konstitutiven Ebene gehört, spricht er dagegen die mit dem ersten Kontext unverträgliche (aber mit der Situation des Tages korrespondierende) Bitte aus, »die häufigen Briefe zu lassen«. Die beiden Kontexte des Briefes durchkreuzen sich gegenseitig: der Brief ist im Prinzip unzustellbar. Zugestellt wird allein der von keiner Unterschrift beglaubigte Kontext der Kontexte, den Telegramm (5) und Brief (26) miteinander erzeugen. Und der besagt schlicht, daß weder Tränen noch Krankheit vor den Augen dessen, der sein Leben aus Briefen saugt,¹³² Gnade finden werden.

Bleibt die Frage nach dem Urheber dieses Gesagten, das nur im Kontext der verwürfelten Briefe existiert. Wer verantwortet den Sinn, den die Zustellungsserie der Briefe K.s macht?

Man denke sich eine »Korrespondenz«, die von der einen Seite mit verlorenen und von der anderen Seite mit unzustellbaren Briefen geführt wird. Mit Briefen einer Frau, die dem Reich des Nichtseienden verfallen sind,

insofern sie immer nur zufällige Ausnahmen vom Gesetz ihres unentrinnbaren Ausbleibens sind, und mit Briefen eines Mannes, die immer schon

	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	Fr
K	1+b	2,3	4,5,6	7	8,9	10,11,12			
B		1+b	5	2,3	6,7	8	10,9	11,12	26+4b

durchkreuzt sind von der Schrift eines anderen, feindlichen Ichs. Man braucht indessen nur dieses feindliche andere Ich, auf das Kafka im Brief (9) verweist, mit dem Medium der »A-respondenz« und seinen Angestellten zu identifizieren, um den Urheber des Sinns der Briefserie zu erkennen. Zumal ja Kafka selber genau das tut.

Liebste, diese Post narrt uns [...]. Innerhalb dieser präzisen Postorganisation scheint irgendwo ein teuflischer Beamter zu sitzen, der mit unseren Briefen spielt und sie nur nach seiner Laune abgehn läßt, wenn er sie aber alle auch nur abgehn ließe!¹³⁴

Weil die Kohärenz der Briefserie nicht mehr durch ein transzendentes Ordnungsprinzip garantiert wird – ein unhintergebares Subjekt als eine der Vielheit dialektisch zugrundliegende Einheit (die noch in neueren Brieftheorien den literaturwissenschaftlichen Gegenstand »Briefwechsel« konstituiert¹³⁵) –, erscheint hinter dem Konvolut der Briefe ein teuflischer Postbeamter als eine Gestalt des Wahnsinns im technischen Zeitalter der Vernunft. Seine Interpunktion der Briefzustellung trägt den Diskurs des in den Briefen sprechenden Subjekts, dem kein Subjekt jenseits der Post supponiert werden kann.

Seit Zeichenprozessierung ohne König läuft, werden ihre Institutionen zum Hort parasitärer Mächte. Die Auslegung der Zeichen ist daher nicht mehr das Geschäft der Hermeneutik, sondern das einer Paranoia. Nicht mehr vom Geist des Urautors werden die Benutzer der Post verfolgt, sondern von einer Verschwörung subalternen Diskursangestellter. Kaum ein Jahr

¹³¹ Kafka, B 18, Nov. 1912/1976: 138. ¹³² Vgl. Kafka, B 22, Juni 1913/1976: 406 – »Liebste, wie ich aus Deinen Briefen mein Leben sauge, das kannst Du Dir nicht vorstellen«.

¹³³ b = Beilagebrief. ¹³⁴ Kafka, B 28, Nov. 1912/1976: 136. ¹³⁵ Vgl. Bürgel, 1976: 285.

nach Kafkas Vermutung, daß hinter allen mißglückten postalischen Sprechakten ein Gespenst von einem Postbeamten steckt, legt Anton Wenzel Grosz nicht weit von Prag, in der Irrenanstalt Troppau, eine äußerst präzise und detailreiche kriminalistische Fallgeschichte (seine eigene selbstredend) zum gleichen Problem vor. Ihr zufolge ist Kafkas teuflischer Beamter Mitglied einer internationalen Verschwörerbande, die es wie Kafkas Gespenster auf die Aussaugung abendländischer Herrensubjekte (ausgewiesen durch Wappen und Adelstitel) abgesehen hat.

Sie stellen Verbrecher als Polizisten + Gendarmen ein, als Briefträger, Gerichtsdieners; auch Postbeamte sind in Diensten der Bande.¹³⁶

Diese parasitäre Organisation, die bei Pynchon später dann auf den Namen Trystero hören wird, fälscht den gesamten Briefverkehr, den lebendige Menschen miteinander führen, und ist verantwortlich für den Fluch, unter dem alle von Kafka erwarteten Briefe stehen: immer nie anzukommen.

Alle mich angehenden Correspondenzen werden gefälscht oder nicht abgeschickt, resp. unterschlagen.¹³⁷

Hier wie bei Kafka, der seinerseits seine sämtlichen Briefschaften für verloren gibt,¹³⁸ ist Paranoia nur die katastrophale Form der Einsicht in die Ordnung des Wissens: sei es in bezug auf die Abwanderung des kriminalistischen Wissens in die Labors der Spurensicherungsexperten (wie bei Grosz), sei es in bezug auf das Begehren des hirnpfysiologischen Wissens, das dispatching der Hirnbahnen in vivo zu studieren (wie bei Daniel Paul Schreber),¹³⁹ sei es in Bezug auf den Traum des psychoanalytischen Wissens, sich des physikalischen Äquivalents der Telepathie – des Telephonnetzes – zu bemächtigen¹⁴⁰ (wie beim Basler Coiffeur Ernst B.-F., dem eine Bande von Ärzten mittels »Gehirntelegaphie« die Gedanken aus dem Kopf stiehlt¹⁴¹).

Es ist kein Zufall, sondern nur konsequent, wenn Kafka in seinem letzten Lebensjahr offenbart, daß er seine Einsichten in die hermeneutische Pro-

136 Grosz, M 1913-14/1980: 39. 137 Grosz, M 1913-14/1980: 47.

138 »Gewiß geht auch alle meine Briefe verloren, der von Kratzau, der von Reichenberg, der heutige Morgenbrief, die einfachen, die rekommandierten, die Expreßbriefe, einfach alles.« (Kafka, B 27. Nov. 1912/1976: 133). 139 Vgl. dazu Kittler, 1984 b: 56-68.

140 Vgl. Freud, 1933/1973: 59. 141 Vgl. Stingelin, 1989: 58f.

duktion von Gespenstern der Kriegszensur des Ersten Weltkriegs verdankt. Während er im März 1922 die Unmöglichkeit der Kommunikation durch Briefe noch recht vage mit dem »Gespenst« begründet, »das sich einem unter der Hand in dem Brief, den man schreibt, entwickelt oder gar in einer Folge von Briefen, wo ein Brief den andern erhärtet und sich auf ihn als Zeugen berufen kann«¹⁴², sind die Gründe, die er im Oktober 1923 gegenüber dem Postbeamten Brod äußert, seinen eigenen Worten nach »strategisch«:

Wenn ich also nicht schreibe, so hat das vor allem, wie es bei mir in den letzten Jahren immer zum Gesetz wird, »strategische« Gründe, ich vertraue Worten und Briefen nicht, meinen Worten und Briefen nicht, ich will mein Herz mit Menschen, aber nicht mit Gespenstern teilen, welche mit den Worten spielen und die Briefe mit hängender Zunge lesen. Besonders Briefen vertraue ich nicht und es ist ein sonderbarer Glaube, daß es genügt, den Briefumschlag zuzukleben, um den Brief gesichert vor den Adressaten zu bringen. Hier hat übrigens die Briefzensur der Kriegszeit, die Zeit besonderer Kühnheit und ironischer Offenheit der Gespenster, lehrreich gewirkt.¹⁴³

Die Lehre der Kriegszensur, die immerhin noch ein beträchtlicher Teil der Briefe an Felice durchlaufen haben, ist, daß die hermeneutische Methode, Gespenster zu produzieren, indem einer kontextuellen Verkettung von Aussagen ein Subjekt als Urheber supponiert wird, ein historischer Effekt des Briefgeheimnisses ist. Nicht umsonst mißtraut Kafka insbesondere Briefen und ihren Briefumschlägen, diesen postalischen Bedingungen der Innerlichkeit. Nicht umsonst greift er in der Kriegszeit vorzugsweise zu den neu standardisierten Formen der Weltpost, die von vornherein Innerlichkeit und das Gespenst namens Individuum unterlaufen: Postkarte und Schreibmaschine. »Liebste Felice«, kündigt er am 14. April 1916 an, »ich werde jetzt öfters Karten schicken, Briefe gehn zu langsam«¹⁴⁴ – und zwar, weil Postkarten, denen »ihrer Natur und Beschaffenheit nach gerade das Briefgeheimnis abgeht, auf welchem vorzüglich der Nutzen und die Benutzung der Briefpost«¹⁴⁵ und ergo die Ernährung der Gespenster gegründet ist, die Zensurstellen schneller passierten als Briefe. Gesagt, getan. Vom Aus-

142 Kafka, B März 1922/1986: 302. 143 Kafka, B 25. Okt. 1923/1975: 452f.

144 Kafka, K 14. Apr. 1916/1976: 652. 145 Avé-Lallement, 1875: 8. Vgl. oben S. 163.

bruch des Krieges an bis zum endgültigen Ende der Korrespondenz im Jahr 1917 schickt Kafka 140 Postkarten an Bauer und nur 29 Briefe an die Gespenster. Und wenn solche Postkarten gar wie jene vom 22. August 1916 mit der Schreibmaschine geschrieben werden, multiplizieren sich sogar ihre Chancen, so schnell wie möglich wieder aus den Händen der von den Briefgeheimnissen der Menschen lebenden Gespenster zu entkommen.

Es fällt mir ein: schreib mir auch einmal mit der Maschine. Da müsste es doch viel mehr werden, als z.B. der letzte Sonntagsgruß/von Freitag und Samstag habe ich noch nichts/vielleicht wird Schreibmaschinenschrift auch schneller zensuriert.¹⁴⁶

Die Briefzensur der Kriegszeit offenbart, daß das Briefgeheimnis eine Erfindung der Gespenster gewesen ist, um Liebesbriefe und ihre Herzensschrift postierbar zu machen. »Geschriebene Küsse kommen« eben deshalb »nicht an ihren Ort, sondern werden von den Gespenstern auf dem Wege ausgetrunken«,¹⁴⁷ weil die Möglichkeit, Küsse überhaupt schreibbar und postierbar zu machen, eine Erfindung der gespenstischen »Gegenseite« gewesen ist. Doch das ist eine Lehre, die erst die Kriege und die aus ihnen hervorgegangenen Medien Postkarte und Schreibmaschine¹⁴⁸ erteilen konnten. Sie sind Positivitäten des Diskurses, die die Bedingungen des Briefdiskurses in einer Weise verändert haben, ohne die es unmöglich gewesen wäre, das Gesetz dessen anzugeben, was Schreiben unter der Herrschaft des Briefgeheimnisses geheißen hat.¹⁴⁹

Doch die damit offenkundig gewordene Unmöglichkeit einer anders als mit Postkarten geführten postalischen Kommunikation, deren Theorie Kafka 1922/23 entwirft und deren Praxis ganz offensichtlich die »A-respondenz« des Briefwechsels mit Bauer gewesen ist, legt nun durchaus nicht nahe, in den Chor jener Kafkadeuter einzufallen, die diese Unmöglichkeit mit dem Sinn des Kafkaschen »Werks« verwechseln (er heiße Undeutbarkeit oder Rätselhaftigkeit oder Absurdität). Dazu müßte erst einmal der Stoß der 581 Briefe, Postkarten und Telegramme übersehen werden. Ebenso unfrucht-

bar scheint es jedoch zu sein, diesen Stoß einfach als Beweismaterial der Dekonstruktion und ihrer Theoreme zu den Akten zu nehmen. Zwar zeigt das Spiel der unaufhörlichen Durchkreuzungen, Aufpfropfungen und Dekontextualisierungen zweifellos, daß Kafkas Briefschrift zwischen 1912 und 1914 in der Spur jener *différance* sich erhält, die Derrida schließlich auch in seiner Theorie der Allgemeinen Post aufgenommen hat. Ebenso zweifellos ist, daß Kafkas systematische Suspendierung sämtlicher Regeln, deren Einhaltung von der Sprechakttheorie für theoriefähige Kommunikation vorausgesetzt wird, nicht nur nicht akzidentell und »zu vernachlässigen«, weil »theoretisch unwichtig«¹⁵⁰ ist, sondern allererst den »allgemeinen Raum der Möglichkeiten«¹⁵¹ des Briefverkehrs eröffnet. Drittens schließlich scheint das Gesetz Kafkas, daß Briefe, die ihn erreichen, stets nur ausnahmsweise erwirkte Bannungen des Fluchs sind, daß Briefe immer nie ankommen, ein zweifelloses Echo in Derridas Gesetz zu finden, daß Briefe immer auch nie ankommen können. Nur: Kafkas Unmöglichkeit der Kommunikation in Briefen hat keine philosophischen oder linguistischen Gründe, sondern – wie er 1923 Max Brod erklärt – »strategische«. Sie mündet nicht in die Regeln einer »kleinen Pädagogik«,¹⁵² die die Unabschließbarkeit der Lektüre vorschreiben will, sondern in einen Nervenkrieg, der die Unabschließbarkeit des Schreibens produziert. Statt einer prinzipiell unendlichen Interpretation produziert die Bewegung der *différance* einen unabschließbaren Briefstrom. Dracula ist nicht Linguist oder Philosoph, sondern Kriegsherr. Insofern die Dekonstruktion der Korrespondenz strategische Gründe hat, ist sie das Produkt einer von Medien bestimmten historischen Lage. Mithin schließt die unbestreitbar richtige Feststellung, daß die Briefe Kafkas an Bauer die Anstrengung dokumentieren, »durch Rätsel [...] ein dauerndes Übergangsstadium zu sichern«,¹⁵³ einen dauernden Aufschub ihrer Ankunft und damit ihr unendliches Unterwegssein, Macht nicht aus, sondern gerade ein: Weil das historische Apriori der postalischen Positivitäten (Briefmarke, Postkarte, Weltpostverein etc.) selber die Dekonstruktion des humanistischen »Gedankens, daß Menschen durch Briefe mit einander verkehren können« betreibt und als Machtspiel offen-

146 Kafka, K 22. August 1916. Zit. nach dem Faksimile in: Kittler, 1986 a: 329. Vgl. Kafka, 1976: 686.

147 Kafka, B März 1922/1986: 302. 148 Die Firma Remington fabrizierte bekanntlich ursprünglich Maschinengewehre. Vgl. Kittler, 1986 a: 282f. Zur Kriegsgenese der Postkarte vgl. oben S. 121f.

149 Vgl. Foucault, 1969/1981: 187-189.

150 Searle, 1969/1983: 36.

151 Derrida, V 1971/1988: 311.

152 Foucault, 1972: 602.

153 Schneider, 1990 b: 115.

kundig macht, ist die Sicherung des Übergangsstadiums in den Briefen ein Effekt der Macht des modernen Postsystems – Schreibmaschinen, Stenotypistinnen und Parlographenabteilungen eingeschlossen. Das Spitzenjahr der Post 1913 dekonstruiert nicht allein die humanistische Sub-Epoche der Post, es ist zugleich auch der historische Ort, an dem eine dekonstruktivistische Allgemeine Theorie der Post möglich geworden ist. Das dauernde Übergangsstadium ist die Position eines Kriegers (und damit eine Position des Willens zur Macht) in einer postalischen Lage, in der Wahrheit nicht von Königen verkündet, sondern Ergebnis eines Polemos unter Kurieren ist.

Erst diese diskursanalytische Reflexion der Dekonstruktion (die ihrerseits dekonstruktivistischer Reflexion nicht entgehen wird) verhindert, daß die Autoreferentialität der Kafkaschen Briefe, in der sich der Briefwechsel dekonstruiert, implodiert und nichts weiter übrig läßt, als die folgenlose Konstatierung eines unendlichen Textes oder einer Selbstzelebrierung des Briefs, in deren Anbetung dekonstruktivistische Arbeiten über Kafkas *Briefe an Felice* verharren.¹⁵⁴

Vielmehr verweist gerade der unaufhörliche Briefstrom, die nackte Faktizität des Schreibens als Autoreferenz der Briefe, auf ein Außerhalb der Briefe: auf ihr Anderes, das die Realität technischer Medien ist.

In the Presence of Noise

Unwiederbringlich sind die Briefe Kafkas ihrem Anderen verfallen, dem Rauschen der analogen Medien, ihrer raison d'être und ihrem Ende, ihrem Schicksal. Der Horizont, auf den die Briefe – in ihrer Selbstreferenz sich auslöschend und zugleich multiplizierend – unaufhaltsam zutreiben, ist das Ende der Schriftlichkeit selber. Aber kein Ende in Zaubermelodien, wie sie die Romanhelden der Romantik als Idealleser ihrer Epoche eingelullt hatten. Nicht im Wiegenlied der Mutter, das im Lauten der Natur unaufhörlich lispelt und raunt und die romantischen Romane durchrieselt, versinkt die Schrift als ihrem ersten und letzten Grund, wenn es Nacht wird um die Sinne des Bewußtseins. Um 1912 sind die Briefe unterwegs zu neuen letzten Ufern, jenseits Des Menschen.

In schlaflosen Nächten, in jenen Dämmerzuständen, in denen die Dinge manchmal ein anderes Gesicht zeigen, wird der Kellerbewohner gewahr, was sie treibt, wohin es sie treibt. Und wenn der Schlaf, dieser oberste und verhätschelteste von allen Göttern Kafkas, tagsüber doch einmal herbeigelockt werden kann, bringt er Träume, die von den Grenzen der Sprache und der Post erzählen. Sie handeln von dem, was sich Robert Graves zufolge nicht kommunizieren läßt, weil es der (Ab)Grund von Kommunikation selber ist: vom »mächtigen Rauschen«, zu dem die unendlichen Massen von Briefbögen werden, die aus den zwei geträumten Einschreibebriefen hervorquellen, vom »Rauschen des Meeres« in den zwei geträumten Telephonhörmuscheln des sogenannten »Pontusbriefts« oder vom endlosen Band eines merkwürdigen Fernschreibers.

Liebste, ich habe heute wohl während des ganzen Schlafs von Dir geträumt [...]. Der erste [Traum] knüpfte an Deine Bemerkung an, daß Ihr direkt aus dem Bureau telegraphieren könnt. Ich konnte also aus meinem Zimmer auch direkt telegraphieren, der Apparat stand sogar neben meinem Bett, wohl ähnlich, wie Du den Tisch zum Bett zu rücken pflegst. Es war ein besonders stacheliger Apparat und ich fürchtete mich, so wie ich mich vor dem Telephonieren fürchte, auch vor diesem Telegraphieren. Aber telegraphieren mußte ich Dir in irgendeiner übergroßen Sorge um Dich und in einem wilden, mich gewiß aus dem Bett aufreißenden Verlangen nach einer augenblicklichen Nachricht von Dir. Glücklicherweise war sofort meine jüngste Schwester da und

¹⁵⁴ Vgl. Rogozinski, 1984: 143. – »Il n'empêche, la correspondance à Felice aura tenté l'impossible. D'abord fascinée d'elle-même, la lettre célèbre son propre culte, s'envoûte de sa litanie postale, de son amplitude, de la périodicité de son envoi, de la jouissance syncopée de sa répétition.«

begann für mich zu telegraphieren. Meine Sorge um Dich macht mich erfinderisch, leider nur im Traum. Der Apparat war derartig konstruiert, daß man nur auf einen Knopf drücken mußte und sofort erschien auf dem Papierbändchen die Antwort aus Berlin. Ich erinnere mich, wie ich starr vor Spannung auf das zuerst sich ganz leer abwickelnde Bändchen sah, trotzdem dies nicht anders zu erwarten war, denn solange man Dich in Berlin nicht zum Apparat geholt hatte, konnte ja keine Antwort kommen. Was war das für eine Freude, als die ersten Schriftzeichen auf dem Bändchen erschienen; ich hätte eigentlich aus dem Bett fallen müssen, als so stark habe ich die Freude in der Erinnerung. Es kam nun ein richtiger Brief, den ich ganz genau lesen konnte, an dessen größten Teil ich mich vielleicht sogar erinnern könnte, wenn ich dazu Lust hätte. So will ich nur sagen, daß ich in dem Brief in lieber, mich beglückender Weise wegen meiner Unruhe ausgescholten wurde. Ich wurde ein »Nimmersatt« genannt und es wurden die Briefe und Karten aufgezählt, die ich in der letzten Zeit bekommen hatte oder die auf dem Weg waren.¹

Die »vollkommenste Erfindung, auf die der menschliche Geist je verfallen ist«, ist – seit Lichtenbergs selbst überbrachtem Brief – Telephonie als Grenzwert der Telegraphie. Denn entweder ist der Apparat ein Telegraphenapparat – und zwar offenbar ein Hughes-Apparat (der »ganz genau« lesbare Schriftzeichen ausdrückt und nicht etwa Morsezeichen)² –, dann ist das geträumte Zimmer Kafkas ein Bureau, von dem er wie Bauer direkt telegraphieren kann; oder aber das Zimmer ist tatsächlich sein Zimmer, dann ist der Apparat ein Telephon. Bekanntlich kommen Telegraphenapparate in Privatwohnungen nicht vor; dafür entspricht aber die im Traum erlebte Gebrauchsweise des Apparates genau der eines Telephons – und zwar Kafkas persönlicher Gebrauchsweise eines Telephons. Den nachgerade klassischen Standort des Telephons neben dem Bett hatte Kafkas Freund Max Brod ja erst zwei Jahre zuvor in einem Gedicht namens »Telephon« gefeiert – eine der seltenen Referenzen Brods an seinen Beruf.³ Doch anders als in Brods Gedicht produziert der Apparat in Kafkas Traum keine Vision eines weißen Nachthemds und der damit bekleideten Geliebten, sondern die Vision eines weißen Papierbändchens. Als wäre, im Maße der Fernsprecher zum Fernschreiber geworden ist, das weiße Rauschen des Telephonkanals zu einem »sich ganz leer abwickelnden« Papierband geworden.

¹ Kafka, B 7-8, Dez. 1912/1976: 165f. ² Vgl. Karras, 1909: 252-309 ³ Vgl. Brod, 1910: 19.

Der Traum der Literatur ist ein instantanes und kontinuierliches Übertragungsmedium, das den Schnitt, den Briefe im Nachrichtenverkehr nun einmal implizieren, um überhaupt postierbar zu werden, endlos aufschiebt. Im endlosen Aufschub des Schnitts des anderen, der die Frage stellt, als deren Antwort das Subjekt sich in einem interpretativen Akt ins Sein rufen muß,⁴ darf der über den Hughes getickerte Brief von nichts anderem handeln als von den vergangenen und zukünftigen Briefen von Bauer an Kafka – die Post von Babel. Der endlose Brief, eine sich selbst registrierende Post, handelt vom Rauschen der Briefe, vom weißen Papierband selber und damit von nichts. Bedeutung haben ja immer nur die nicht geschriebenen Briefe, die Unterbrechungen, die Schnitte. Kafka hat es hundertmal durchexerziert.

Nichts? Du hattest Freitag und Samstag Briefe von mir und Du schreibst mir kein Wort? [...] Das muß Bedeutung haben, sage ich mir, und es ist nicht schwer, sie auszurechnen.⁵

Der Schnitt, den der Traumtelegraph aufzuschieben verspricht, ist der Ruf der in die Post eingebauten Polizei nach der Selbstanzeige des Subjekts.

Letzten Brief konnte ich nicht beantworten. Mußte mir sagen, daß Du mich ohne ein anderes Gefühl nur demütigen willst. Was konnte der letzte Brief sonst bedeuten, was bedeuten die sonst grundlosen niemals erklärten Pausen zwischen Deinen Briefen?⁶

So stellen die Pausen das Subjekt in Frage. Endlose Briefe oder »für das Endlose angelegt[e]« Briefe müssen dagegen gar nichts bedeuten, nichts antworten, nichts fragen und »nichts Eigentliches« sagen, wie Kafka schon in einem der ersten Briefe an Bauer konstatiert.⁷ Ein durch Aufschub oder (quasi filmtechnisch) durch Multiplikation der Schnitte erzeugtes Kontinuum⁸ vergäbe den Anruf, auf den hin eine Seele, ein Ich als Bedeutung der abwesenden Schrift respondieren muß. Das Kontinuum in Kafkas postali-

⁴ Vgl. dazu das »Fort-da-Spiel« Freuds (Freud, 1920/1976: 12) und dazu wiederum den Kommentar von Norbert Haas, insbesondere über die »forten« Objekte. »Sie sind Objekt in dem Sinne, daß das Subjekt es ist, was durch sie in Frage gestellt ist, gestellt ist als Frage, die erst auf dem Weg einer Interpretation, durch einen interpretativen Akt Sinn annimmt.« (Haas, 1982: 36).

⁵ Kafka, B 19, Juni 1913/1976: 415. ⁶ Kafka, B 3, Apr. 1914/1976: 537.

⁷ Kafka, B 31, Okt. 1912/1976: 64.

scher Traumphantasie ist demnach der Effekt eines doppelten Aufschubs: während der Aufschub des Schnitts den Brief verabschiedet, läßt er zugleich auch die Präsenz der Stimme immer weiter ausstehen. Nicht mehr Brief und noch nicht Stimme ist diese Kommunikation, ohne Ende und vor allem Anfang, sie kennt keinen Abschied mehr und wird doch nie eine Begegnung gekannt haben.

Ein »dauerndes Übergangsstadium«, das Schrift ohne Ende verspricht. Statt wie das lyrische Ich in seinem Grab, das die Telephonzelle mit ihrer toten Technik dem Gedicht Brods zufolge ist, vom Hauch einer Stimme angeweht und zum Leben erlöst zu werden,⁹ saugt Kafka als vampiresker Brief- »Nimmersatt« ein Papierband ein: das Lebenselixier eines Untoten, das ihm den Aufenthalt in seinem Grab sichert, das der Schreibschrein ist. Unbriefe machen Untote.

Der Traum stellt dem Briefverkehr seinen Grund und Abgrund zu. Das ist nicht nur ein Traum. Denn das Telephon ist der Grund dafür gewesen, daß zwischen Prag und Berlin ein Strom von Liebesbriefen fließt und nicht vielmehr nicht. Ohne Telephon wäre der Briefwechsel wahrscheinlich am 9. November 1912 bereits wieder zu Ende gewesen – mit einem Brief, der sowohl Bauer als auch Kafka alles weitere Briefeschreiben untersagt und als einzige Fortsetzung des Verkehrs eine leere Postkarte zum Zeichen der Zurückforderung der Briefe geduldet hätte.¹⁰ Der Abschiedsbrief ist bereits geschrieben, bevor der eigentliche Liebesbriefwechsel beginnt. Die Liebesbriefe werden sich in den Aufschub seiner Postierung eingeschrieben haben. Denn dieser »letzte« Brief landet neben dem Schreibmaschinendurchschlag des ersten Briefs in Kafkas Schublade.

Statt seiner kommt ein Telephonanruf bei den Bauers an. Er ist Kafkas Liebeserklärung und geleitet das »Du« und die Anrede »Liebste« in Kafkas Briefe. Nur findet das Telefongespräch nicht zwischen Bauer und Kafka, sondern zwischen Bauer und Max Brod statt, der seine Professionalität im Umgang mit Telefonen ja schon sowohl lyrisch als auch durch den Beruf

eines Personalreferenten in der Prager Postdirektion unter Beweis gestellt hat.¹¹ Er vertritt Kafka wie im Traum die Schwester Ottla Kafka vertritt. Kafka selber dagegen entwickelt im auf das Telephonat folgenden Brief eine Schaltlogik von Pronomina der 2. Person Singular.

Das »Sie«, das gleitet wie auf Schlittschuhen, in der Lücke zwischen 2 Briefen kann es verschwunden sein [...], das Du aber [...]. Was ist das für ein Wort! So lückenlos schließt nichts zwei Menschen aneinander, gar wenn sie nichts als Worte haben wie wir zwei.¹²

Nichts als Worte, also keine Körper. Nichts als papierene Worte zudem, denn nach jenem in der Lücke zwischen zwei Briefen passierten und verschwundenen Telephonat kehrt das Telephon allein im »Du« wieder, das dem Briefwechsel die Qualität eines lückenlosen Stromflusses verleiht, der ja nichts anderes als die technische Realität eines Telephonkanals ist. Indessen bleibt das »Du« verantwortet durch den telephonischen Sprechakt des Telefonsachverständigen Brod. Kafka kann Liebesbriefe schreiben, für deren Folgen die Post aufkommt.

Das Analoge ist der Limes des postalischen Systems. Im Rauschen der Kanäle oder im Crosstalk der Netze geht Kommunikation zu(m) Grunde. Davon und vom Schicksal der Literatur unter solchen Bedingungen analoger Nachrichtentechnik handelt Kafkas wohl berühmtester Traum.

Nun ich werde ja auch nicht schlafen, sondern nur träumen. Wie gestern z. B., wo ich im Traum zu einer Brücke oder einem Quigeländer hinlief, zwei Telephonhörmuscheln, die dort zufällig auf der Brüstung lagen, ergriff und an die Ohren hielt und nun immerfort nichts anderes verlangte, als Nachrichten vom »Pontus« zu hören, aber aus dem Telephon nichts und nichts zu hören bekam, als einen traurigen, mächtigen, wortlosen Gesang und das Rauschen des Meeres. Ich begriff wohl, daß es für Menschenstimmen nicht möglich war, sich durch diese Töne zu drängen, aber ich ließ nicht ab und ging nicht weg.¹³

Als Grenzmark der Sinne ist der Wachtraum – Traum ohne Schlaf, Wachsein

8 Vgl. dazu Elias, 1984: 153 (mit Bezug auf den in Rede stehenden Traum Kafkas): »Des feuilles sont pliées deux fois par jour et se plient à la demande que l'on réponde (deux fois par jour) comme s'il s'agissait A LA FOIS d'établir un *continuum*, une communication totale et de multiplier le geste de *coupure*.« 9 »Da glaubt ich schon in meinem Grab zu sein, / Im Sarg unter der Erde, / Und warte auf die Stimme dein, / Daß ich erlöst und lebend werde« (Brod, 1910: 18).

10 Vgl. Kafka, B 9. Nov. 1912/1976: 83f.

11 Vgl. Brods spärliche Auskünfte über sein Postbeamtendasein: Brod 1928: 3, Brod, 1937/1984: 147 und Brod 1960: 151. Daß Brods Beruf auch einen Umgang mit Telefonen einschloß, ist durch einen Brief Kafkas verbürgt: »Lieber Max – an eine Hauptsache habe ich gestern ganz vergessen: an unser Telephon. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie dringend wir es brauchen« (Kafka, B Herbst 1912/1975: 109).

12 Kafka, B 14. Nov. 1912/1976: 90. 13 Kafka, B 22.-23. Jan. 1913/1976: 264.

ohne Wachsein – Traum von der Grenzmark des Sinns. Hinunter zum Grenzmeer zwischen den Menschen und ihrem Anderen, dem Reich der analogen Medien, führt der Weg des Traums den Träumer, dorthin, wo die Briefe der Leute, die nichts haben als Worte, eins werden mit dem Rauschen des Meeres. »Communication in the Presence of Noise« wird 1940 ein Aufsatz Claude Shannons heißen, was schon allein denkwürdig genug ist. Kommunikation findet nicht mehr statt in der Anwesenheit Des Herrn, der die Wasser teilt, damit die ausgewählte Nachricht oder das ausgewählte Volk unverrauscht durchkommt. Kommunikation findet nicht mehr statt in der Anwesenheit Der Frau, deren Wünsche man hört und beantwortet, wie Kleist, wenn er einen Liebesbrief schreibt.¹⁴ Kommunikation ist die Anwesenheit eines Dritten, eines Parasiten, wie die französische Übersetzung von Rauschen besagt,¹⁵ der ein Feind oder der Tod sein kann (der Verlust der Information, thermodynamische Auflösung). Wie ein Würfelwurf niemals den Zufall abschafft, kann ein Signal niemals das Rauschen abschaffen (und die Menschenstimme niemals durch das Rauschen hindurchgehen wie das Volk Israel durchs Rote Meer), was schon dadurch zum Ausdruck kommt, daß nicht einfach das Verhältnis von Signal und Rauschen – $\sqrt{P/N}$ – darüber Auskunft gibt, wieviele Amplituden einigermaßen an der Hörmuschel unterschieden werden können, sondern das Verhältnis von Signal plus Rauschen und Rauschen: $\sqrt{(P + N)/N}$.¹⁶ Am Ursprung der Sprache spricht nicht mehr der Musenmund der Antike, macht kein Muttermund den Dichter sprechen wie in den Zeiten der Romantik, sondern sendet ein Telephon einen Grund aller Diskurse, den erst die akustischen Speicher- und Übertragungsmedien den menschlichen Sinnen zugestellt haben: weißes Rauschen. Hier, am Ursprung der Sprache, wo Dichtung seit dem 18. Jahrhundert sich heimisch glaubte, hier erwartet der Träumer Aufschluß über die Lage der Literatur als Liebesdiskurs. Denn vom Schicksal des »Liebesdichters« der europäischen Literatur schlechthin«, Ovids, des Verfassers der *Amores* und der *Ars amatoria*, sollen die »Nachrichten vom ›Pontus‹« ja künden.¹⁷ Doch Durchwahl ist 1913 in Österreich und folglich auch österreichischen Wachträu- mern noch unbekannt. Daher fungiert als Agent oder operator des Anrufs

ein zweiter, habsburgischer Ovid, Franz Grillparzer nämlich, der als Verfasser eines Gedichtzyklus namens *Tristia ex Ponto* das Vermittlungsamt zwischen Wien und Rom ausübt.¹⁸ Über ihn, der präzise hundert Jahre vorher sein Gedicht »An Ovid« schrieb, der sich von der Geschichte ausgeschlossen fühlte wie jener, »den in wilde, unwirtbare Wüsten, / wo nie ein Glücklicher sich schauen ließ, / auf Pontus ferne meerumtobte Küsten / der Grimm von Romas tückschem Herrscher stieß«,¹⁹ über ihn, einen seiner Lieblingsdichter, hofft Kafka mit Ovid verbunden zu werden. Aber das Vermittlungsamt arbeitet nicht mehr, nicht einmal mehr Klagen über den gesperrten Postanschluß scheinen noch möglich zu sein. Stattdessen bekommt der wachende Träumer Töne zu hören, die der akustische Limes des Menschen sind. Er hört das, was ein Schreiben, das als Exil der Liebe und totalles dispatching der Post definiert ist, umgrenzt und lichtet. Im Grundrauschen als Abgrund und Möglichkeitsbedingung von Sinn überhaupt läßt sich ein Gesang vernehmen von fern der Menschen. Seit Frauen als Agenten der Machtergreifung und Expansion technischer Analogmedien (wie die Adressatin dieses Traums) den Platz des transzendentalen Signifikats eingenommen haben, vernimmt das Ohr am Grenzfluß der Sprache nicht mehr die heimischste aller möglichen heimischen Stimmen, sondern die fernste und fremdeste – eine Stimme unmenschlicher, männermordender Verlockung, für die die Antike den Namen »Sirenen« hatte.

Kafka ist nicht der einzige, der sie hört. In Maurice Renards Erzählung »Der Mann und die Muschel« von 1907 fallen ihr, das heißt dem Rauschen eines nur oberflächlich als Meeresmuschel getarnten »Hörrohrs«,²⁰ ein Komponist namens Nerval, das abendländische Schriftsystem der Musik und – wie man vermuten kann – am Ende auch der Erzähler zum Opfer. Denn das Rauschen gebiert ein »sexuelles Göttinnengeschrei«, das als Wiederkehr des Realen für Existenzen, die auf Schrift gegründet sind (wie der fiktive Nerval und der empirische Kafka), tödlich ist.

Zu Anfang habe ich nur ein Sprudeln von Schaum unterschieden, später den kaum vernehmlichen Tumult der offenen See. Ich spürte – woran, weiß ich nicht –, daß das Meer sehr blau und sehr antik war. Und dann plötzlich san-

14 Vgl. oben S. 95. 15 Vgl. Serres, 1980/1981: z.B. 368. 16 Vgl. Shannon, 1949 a: 16.

17 Vgl. Neumann, 1985: 106.

18 Vgl. Pott, 1991: 19f. 19 Grillparzer, »An Ovid«, zit. nach Pott, 1991: 19.

20 Renard, 1907/1986: 85.

gen Frauen, die vorüberzogen [...], übermenschliche Frauen, deren Hymnus wild und wollüstig war wie der Schrei einer Göttin im Wahn.²¹

Alles, was schließlich zurückbleibt, ist ein Raum, »übersät von geschwärzten und zerissenen Notenblättern«. ²² Das ist der Horizont und die Fluchtlinie von Literatur um 1900: keine dissémination, unendliche Teilung der Signifikanten, sondern ein Gehör-Sturz ins Reale. Im selben Jahr behandelt Rilke den gleichen Ursprungstopos der Literatur unter dem Titel »Die Insel der Sirenen«: der Erzähler Odysseus sucht erzählend den Ort auf, der Erzählung allererst lichtet: eine Stille, die nur das Ansichhalten eines Gesangs ist, »dem keiner widersteht.« ²³ Eine Stille oder ein Rauschen, ²⁴ für das der wortgewandte Odysseus kein Wort hat, weil sie oder es das Wort allererst gibt.

Im Fall Kafka jedoch kann der »mächtige« und selbstredend »wortlose Gesang« mit einem Namen und einem Datum versehen werden. Nur fünf Tage vor dem »Pontustraum« hatte Kafka, wie er Bauer schreibt, einen »alte[n] Jahrgang der Gartenlaube aus dem Jahre 1863 [...] durchblättert«, ²⁵ wobei er auf einen »Der Musiktelegraph« überschriebenen Artikel gestoßen sein dürfte, der jenes Telephon behandelte, das Philipp Reis am 4. Juli 1963 in einer Sitzung des Physikalischen Vereins in Frankfurt am Main vorgestellt hatte. Reis führte dabei einen gegenüber dem Modell von 1861 so verbesserten Apparat vor, daß er nun »bei geschlossenen Fenstern und Türen mäßig laut gesungene Melodien in einer Entfernung von circa 300 Fuß deutlich hörbar übertrug.« ²⁶ Weil Reis' Telephonexperimente ebenso wie die Frequenzmultiplexexperimente seines Nachfolgers Bell im Bann der Helmholtz'schen Versuchsanordnung zum Nachweis, daß die Klangfarbe durch das Verhältnis der Obertonamplituden entsteht (Stimmgabeln und Resonatoren), stand, konnten ihre intermittierenden Ströme nur periodische Schwingungen und folglich gar nichts anderes als einen »wortlosen Gesang«

21 Renard, 1907/1986: 86. 22 Renard, 1907/1986: 86. 23 Rilke, 1907/1984: I/2, 316.

24 Stille und Rauschen fallen zusammen, seit die Untersuchungen Wilhelm Preyers *Über die Empfindung der Stille* 1877 zu dem Ergebnis gekommen waren, daß selbst vollkommene Stille nichts anderes ist als die entotische Wahrnehmung eines Rauschens, das der nervus acusticus noch dann ins Hirn sendet, wenn das Trommelfell rein gar nichts mehr empfängt, und daraus resultiert, daß »alle oder die meisten tonempfindenden Nerven zugleich erregt sind, nur mit äußerst geringer Intensität.« (Preyer, 1877: 67)

25 Kafka, B 17.-18. Jan. 1913/1976: 253. 26 Anonymus, 1863: 808.

übertragen.²⁷ Kafka hörte im Traum also eben das, was Bell zu hören im Tausch gegen Mabel Hubbard (die bestimmt keine Sirene war) sich versagt hatte, nur damit es durch Ma Bell in allen Telephonleitungen als Frequenzmultiplex wiederkehren konnte.

Die »Resonatoren«- oder quasi »digitale« Vorstufe des Telephons als Helmholtz'scher Musikautomat kehrt im *Schloß* schließlich als den Menschen zugewandte Seite von Telephonnetzen wieder.

In Wirtsstuben u. dgl. da mag [das Telephon] gute Dienste leisten, so etwa wie ein Musikautomat, mehr ist es ja auch nicht. Haben Sie schon einmal hier telephonierte, ja? Nun also dann werden Sie mich vielleicht verstehn. Im Schloß funktioniert das Telephon offenbar ausgezeichnet; wie man mir erzählt hat wird dort ununterbrochen telephonierte, was natürlich das Arbeiten sehr beschleunigt. Dieses ununterbrochene Telephonieren hören wir in den hiesigen Telephonen als Rauschen und Gesang, das haben Sie gewiß auch gehört. Nun ist aber dieses Rauschen und dieser Gesang das einzig Richtige und Vertrauenswerte, was uns die hiesigen Telephone übermitteln, alles andere ist trügerisch.²⁸

Was im Telephon ans Ohr schlägt, »so wie wenn [es] fordere tiefer einzudringen als nur in das menschliche Gehör«, ²⁹ ist das nackte rohe Sein der Diskurse, ihr bloßes Daß. Ist das Thema des Pontustraums das Verschwinden der »Kommunikation in der Anwesenheit des Rauschens«, so handelt die Rede des Dorfvorstehers von einer Kommunikation, die Anwesenheit von Rauschen ist. Sprache ist kein Verständigungsmittel, sondern Verlockung zum Gehör-Sturz von der trügerischen Höhe des Sinns ins Reale der Medien. Information und Sinn verabschieden sich voneinander, das eine betrifft technische, das andere semantische Aspekte der Kommunikation, und zumindest die semantischen sind irrelevant für die technischen.³⁰ Einzig authentisch ist das Reale des Sprechens, wie es das telephonische Medium den Menschen zustellt und entbirgt – Sprechen als Form der Mitteilung dagegen ist im Medium der Telephonie »nichts als Scherz«, wie der Dorfvorsteher erklärt.³¹ Entweder man hat die Wahrheit: dann versteht man nichts, oder man hat den Sinn: dann ist man betrogen.

27 Vgl. Reis, 1861/1927: 208-212 und dazu: Berliner, 1909: 6-9 sowie Feyerabend, 1927: 14.

28 Kafka, M 1922/1982: 115f. 29 Kafka, M 1922/1982: 36. 30 Vgl. Shannon, 1948/1976: 41.

31 Kafka, M 1922/1982: 116.

Übersetzt man die Kriterien trügerisch/vertrauenswert in die Kriterien ungewiß/gewiß fällt der Diskurs des Dorfvorstehers mit dem Diskurs einer zu Kafkas Zeiten gerade im Entstehen begriffenen Informationstheorie zusammen. Ein Übertragungssystem, über dessen Output größtmögliche Gewißheit herrschte, wäre eines, das die Botschaft derart encodierte, daß sie so wenig redundant wäre wie weißes Rauschen. Ein ideales Übertragungssystem wäre eines, bei dem das übertragene Signal sich in seinen statistischen Eigenschaften weißem Rauschen annähert. Das folgt unmittelbar aus Shannons Fundamentaltheorem, daß es nämlich möglich ist, »durch die richtige Codierung Information mit der Rate C [i.e. Kanalkapazität] durch den Kanal mit einer beliebig kleinen Fehlerhäufigkeit oder Äquivokation zu übertragen.«³² Besäße man einen Transducer, der die Redundanz eines Signals gegen Null gehen ließe, würde also einerseits die Transmissionsrate sich der Kanalkapazität annähern, andererseits die Botschaft aus einer Sequenz von Zeichen bestehen, die alle gleichwahrscheinlich wären.³³ Die Anwendung eines solchen optimalen Codes hätte nur einen Nachteil: »The required delays at transmitter and receiver increase indefinitely.«³⁴ Der optimale Code impliziert den unendlichen Aufschub der Übertragung der Botschaft. »Erstaunlich« oder »rather surprising« nennt Shannon die Aussage seines Fundamentaltheorems. Und das ist sie auch. Denn wir Menschen, die wir unsere Alltagssprachen bewohnen wie Haustiere, sind es gewohnt, daß, um die Wahrscheinlichkeit von Fehlern zu minimieren, die Redundanz beim Codieren unendlich groß werden muß und die Übertragungsrate daher gegen Null geht.³⁵ Das absolut Verständliche ist zugleich das absolut Nichtssagende. Was das Staunen auslöst, ist mithin der Abschied der Codes von der Alltagssprache. Denn ihnen geht es bei der Verminderung der Fehlerwahrscheinlichkeit nicht wie dem Tier, das die Sprache hat, um ein Verstehen, sondern um eine Übertragungsrate, die gleich C ist. So menschenfeindlich sind die Strategien von Codes im Unterschied zu denen von Sprachen. Während diese, weil sie es mit Menschenverkehr zu tun haben, ihre Redundanz erhöhen, bauen jene Redundanz ab (und damit Verständlichkeit, wie jeder an einem komprimierten Text überprüfen kann), um mit

einer Übertragungsrate zu senden, die sich der Kanalkapazität möglichst annähert ($W \log (P + N)/N$).³⁶ Codierung steht nicht mehr im Dienst Des Menschen, sondern im Dienst der Kommunikationssysteme. Daher lieben die Menschen Benutzeroberflächen so sehr, die die Codes an die Alltagssprachen und ihre menschenfreundlichen Redundanzen anbinden. So viel scheint daher festzustehen: das Ende dessen, was Menschenstimmen möglich ist, das Sprechen einer Sprache, die ohne Redundanz wäre (d.h. aus Zeichen bestünde, die alle gleich wahrscheinlich sind und in beliebiger Reihenfolge geäußert werden könnten), das Ende des Menschenverkehrs, ist auch das Ende der Post. Kafka jedenfalls hat versucht, das Seinige dafür zu tun. Im zweiten Teil des Pontusbriefs schlägt er der Carl Lindström A.-G. und ihren Maschinen eine Art Take over des Postsystems vor, das auf eine Ablösung des Schriftverkehrs durch analoge Medienverbundschaltungen hinausliefe. In Punkt 2 seiner Vorschlagsliste denkt Kafka zwar noch daran, diese Diktate erst in Schreibmaschinenschrift zu übertragen und dann der Post zur weiteren Zustellung zu übergeben.³⁷ In Punkt 5 wird jedoch auch dieses letzte Relais der Schrift ausgeschaltet.

Es wird eine Verbindung zwischen dem Telephon und dem Parlographen erfunden, was doch wirklich nicht so schwer sein kann. Gewiß meldest Du mir schon übermorgen, daß es gelungen ist. [...] Schwerer, aber auch möglich, wäre eine Verbindung zwischen Grammophon und Telephon. Schwerer deshalb, weil man ja das Grammophon überhaupt nicht versteht, und ein Parlograph nicht um deutliche Aussprache bitten kann. Eine Verbindung zwischen Grammophon und Telephon hätte ja auch keine so große allgemeine Bedeutung, nur für Leute, die, wie ich, vor dem Telephon Angst haben, wäre es eine Erleichterung. Allerdings haben Leute wie ich auch vor dem Grammophon Angst, und es ist ihnen überhaupt nicht zu helfen. Übrigens ist die Vorstellung ganz hübsch, daß in Berlin ein Parlograph zum Telephon geht und in Prag ein Grammophon, und diese zwei eine kleine Unterhaltung miteinander führen.³⁸

Abschied der Kommunikation von den Menschen – Beginn der Kommunikation der Maschinen. Die Schreibhand und der daran hängende abendländische Mensch hören auf, Schaltstellen der Post, Relais' oder Halts zu sein,

32 Shannon, 1948/1976: 83. 33 Vgl. Shannon, 1949 b: 700. 34 Shannon, 1949 a: 18.
35 Vgl. Shannon, 1948/1976: 82 und Shannon, 1949 a: 16.

36 Vgl. Shannon, 1949 a: 16. 37 Vgl. Kafka, B 22.-23. Jan. 1913/1976: 265.
38 Kafka, B 22.-23. Jan 1913/1976: 266.

mit denen das Postieren zu rechnen hat. Die Reichspost selber bleibt dabei zwar in Kafkas Planung als »übergreifende öffentliche Institution«³⁹ bestehen, wird aber de facto abhängig von der Privatindustrie, die sowohl die Technik als auch das Netz stellt. Schließlich haust die postalische Macht, wie die älteste neuzeitliche Postgeschichte, die Geschichte der Taxis, lehrt, bei denen, die die hardware besitzen und betreiben, und nicht bei der Institution, in deren Namen sie operieren. Das Postalische, so Kafkas Perspektive, hört mit dem Aufkommen der analogen Übertragungs- und Speichertechnik nicht auf, sondern geht zu Medienkonzernen wie Lindström über. Die Post als Institution scheint dagegen mit der Macht der Schrift zu stehen und zu fallen. Ende der postalischen Epoche? Nein, aber Ende der neuzeitlichen Sub-Epoche der Post, die auf der Basis der Schrift den Menschen und seine *cognitio* als letzte Adresse des Grundes von Seiendem ansah. Alles Schreiben nach der *clôture* dieser Sub-Epoche, mit der die Epoche des Menschen in der Geschichte der Nachrichtentechnik zu Ende geht, wäre ein Schreiben von *Tristia*, könnten Ovids Klagen über verlorene Postanschlüsse Klagen über das Ende des Menschenverkehrs im Rauschen der Kanäle legitimieren. Statt das Klagegeschrei über das Ende des Menschen bis zur hundertsten Documenta als letzte Berufung der Kunst fortzusetzen, »(will) [Kafka] nicht klagen, sondern eine allgemein behelnde Feststellung machen«. Das ist ein Standard, der immerhin erst einmal durchzusetzen wäre. Wie man weiß, ist die Institution Post nicht an Grammophon, Telephon und Parlograph zerbrochen, wie Kafka es plante und vielleicht wünschte. Kafka irrte, insofern er das Take over der Post durch Medienkonzerne auf der Ebene der Signal-Transmission stattfinden sah anstatt auf der Ebene des Signal-Processing. Denn nicht das Ende des Menschen als universales Interface für Daten aller Art und das Aufkommen von Maschine-Maschine-Schnittstellen – das heißt von Kommunikation ohne Menschen – hat der Post ihr Ende in den 80er Jahren dieses Jahrhunderts angekündigt. Das Übertragungsmonopol der Post für Daten überhaupt wird nicht an der Ausdifferenzierung von Begriff und Sache der Übertragung durch Telegraphie, Telephonie (mit und ohne Draht) und Television zerfallen sein, seit der Schrift, Ton und Bild je ein besonderer Kanal zur Verfügung steht, sondern

an der Digitalisierung von Übertragung, mit der Übertragung selber als System in der Mediengeschichte aufhören wird zu existieren, nachdem sie zum Subsystem einer allgemeinen Signalverarbeitung geworden sein wird. Mit der Überwindung von Übertragung fallen Schrift, Ton und Bild in ein und demselben Code digitaler Signalverarbeitung zusammen, wird Post als instituierte Übertragung verschwinden.

Die Verschiebung der Machtproblematik von der Ebene der Übertragung auf die übergeordnete Ebene der Verarbeitung leisteten Kriege. Schon im Ersten Weltkrieg arbeitete R. V. L. Hartley, Schöpfer des Wortes »Informationstheorie« und einer ihrer ersten Pioniere, am dringenden Problem einer Kryptographie nicht nur von telegraphischen, sondern auch von telephonischen Signalen. Die Entwicklung von geheimer Telephonie führte »zwangsläufig auf den Versuch einer Digitalisierung der Sprechübertragung«,⁴⁰ das heißt einer diskreten Abtastung der gesprochenen Sprache mit der Möglichkeit ihrer anschließenden Vermischung (ein entsprechendes Patent meldete Hartley 1921 an). Denn wie Shannon und andere einen Weltkrieg später in den Bell Labs, wo man Hartleys Versuche wieder aufgenommen hatte, feststellen mußten, ist der phonetische Signallvorrat der Sprache derart redundant, daß alle und noch die kompliziertesten Versuche, Sprechübertragungen derart in ihren Frequenzanteilen zu vermischen (Scrambling), daß sie ohne Schlüssel nicht mehr verstanden werden könnten, bestenfalls die Popmusik von heute hervorbrachten. Wie sehr die Techniker sich auch um eine völlige Zerstörung der Sprache bemühten, immer reichte das bloße Ohr zum Decodieren des Sprachsalates aus.⁴¹ Folglich mußte die Welt, in der Ohren leben, verlassen werden, indem man ein Verfahren entwickelte, die Amplitudenwerte analoger Übertragungssysteme in eine digitale Form zu überführen, oder – mit anderen Worten – analog Seiendes wie gesprochene Sprache telegraphisch zu übertragen. Das Ergebnis hieß Pulse Code Modulation oder PCM. Ihre Entwicklung wurde seit 1943 in den Bell Labs betrieben,⁴² nachdem man dort von der »Pulse Count Modulation« erfahren hatte, die Alec H. Reeves von der International Telephone & Telegraph Co. schon 1938 in Paris zum Patent angemeldet hatte.⁴³ PCM ist im Prinzip eine

40 Hagemeyer, 1979: 225. 41 Vgl. Hagemeyer, 1979: 369.

42 Vor allem von Goodall unter der Mitarbeit von Shannon u. a. im Research Department sowie von Edson und Black im Systems Development Department. 43 Vgl. Fagen, 1978: II 316.

39 Neumann, 1985: 116.

einfache Sache.⁴⁴ Bei der präzisen Einhaltung von Shannons berühmtem Abtasttheorem wird das analoge Eingangssignal zunächst mit einer Abtastrate abgetastet, die »wenigstens zweimal so hoch ist wie die höchste Frequenz des Input-Signals.«⁴⁵ Das Ergebnis ist eine Puls-Amplituden-Modulation (PAM), das heißt ein Signal, das in einem seiner Parameter, der Amplitude, analog und im anderen, der Zeitvariablen, diskret ist. Der zweite Schritt ist die Quantisierung des PAM-Signals – seine Darstellung durch 32 diskrete Stufenwerte, eine Zahl die kaum zufällig gewählt wurde. »By quantizing we limit our alphabet«, schrieben Oliver, Pierce und Shannon mit jener Technikern eigenen Begeisterung für analphabetisierende Methoden.⁴⁶ Doch blieb es nach wie vor eine schwierige Sache, einen Schaltkreis zu entwickeln, der diese 32 Werte voneinander unterscheiden konnte. Dagegen war es ein Leichtes, einen Schaltkreis zu bauen, der einfach nur unterscheiden mußte, ob ein Impuls gesendet wurde oder vielmehr nicht. Daher hieß der dritte und entscheidende Schritt der PCM binäre Codierung. Mehrere Impulse, von denen jeder einzelne »on« oder »off«, 1 oder 0, sein kann, werden als »code group« verwendet, um die Amplitude eines einzelnen Abtastwerts zu beschreiben. 5 Impulse sind dabei notwendig und hinreichend, um 32 verschiedene Werte darzustellen, da $2^5 = 32$. Mit anderen Worten: jeder der 32 Werte wird durch ein Zeichen mit 5 Bit Information dargestellt.⁴⁷ Und das wiederum entsprach exakt dem zyklisch permutierten 5-bit-Code von Émile Baudot (heute als Gray-Code bekannt), der – aufgrund seiner fehlervermeidenden Qualitäten – seit seiner Patentierung im Jahre 1874 zum Standard-Code automatischer Drucktelegraphen geworden ist.⁴⁸ Baudot führte als erster eine automatisch lesbare ON/OFF-Codierung ein.

PCM ist folglich nichts anderes als die Zurückführung von Sprache auf Telegraphie. Und nachdem erst die analogen Sprachschwingungen auf den Gray-Code reduziert worden waren, auf Folgen von 32 binär codierten Ziffern,

44 Zu den »basic principles« von PCM vgl. Hartley/Mornet/Ralph/Tarran, 1967: 5-13.

45 Goodall, 1947: 396. 46 Oliver/Pierce/Shannon, 1948: 1324. 47 Vgl. Goodall, 1947: 397.

48 Vgl. Heath, 1972: 83. Baudot implementierte allerdings, um die doppelte Anzahl von Zeichen codieren zu können, ein Typenrad, das zweimal 29 Typen enthielt – in der einen Reihe Buchstaben, in der anderen Reihe Ziffern und Satzzeichen -, und eine »Shift«-Funktion, codiert durch die 31. »code group«, mit der von einer Reihe auf die andere umgeschaltet werden konnte. Vgl. Aschoff, 1981 b: 31f.

die bei 8000 Abtastungen pro Sekunde mit 40.000 bits/sec gesendet wurden,⁴⁹ war es natürlich ein Leichtes, die klassischen Verschlüsselungsmethoden der Telegraphie (wie zum Beispiel das Vernam-System) darauf anzuwenden.

Buchstaben	a	•				1
	b		•	•		8
	c	•		•	•	9
	d	•	•	•	•	0
	e		•			2
	e'	•	•			&
	f		•	•	•	£
	g				•	7
	h	•	•		•	H
	i		•	•		e
	j	•			•	6
	k	•			•	(
	l	•	•		•	=
	m		•		•	)
	n		•	•	•	Nº
	o	•	•	•		5

Buchstaben	p	•	•	•	•	•	%
	q	•		•	•	•	/
	r	•		•	•	•	-
	s			•		•	j
	t	•				•	!
	u	•					4
	v	•	•	•		•	'
	w		•			•	?
	x		•			•	,
	y			•			3
	z	•	•			•	:
	ı	•				•	.
	*				•	•	*
	□					•	□
	⊗			•			⊗

Praktische Bedeutung erlangte PCM dennoch erst in den 60er Jahren, als mit dem Transistor ein Element bereitstand, das in der Lage war, die für die hohe Telegraphiergeschwindigkeit erforderlichen schnellen Schaltvorgänge zu implementieren. Seitdem wurde PCM entscheidend für die »revolution, which is digitalizing almost every step in the telecommunications pathway«.⁵⁰ Revolutionen pflegen im Geheimen zu beginnen. Zunächst fand PCM ihre Anwendung in der Kryptographie, wofür sie ja schließlich auch erfunden worden war. Noch in den 80er Jahren (und vielleicht noch heute) beruhen die Verschlüsselungssysteme von Nachrichten höchster Geheimhaltungsstufen – wie das Key-9-System des Pentagon – auf PCM.⁵¹ Wenn daher Telekom plant, uns in den 90er Jahren mit dem universalen Ausbau von ISDN (Integrated Services Digital Network) zu beglücken, hieße das

49 Vgl. Goodall, 1947: 397. 50 Bennett, 23. 2. 1976, History of PCM. Bell Laboratories Memo. Zit. nach Hagemeyer, 1979: 386. 51 Vgl. Hagemeyer, 1979: 384.

einmal mehr in der Geschichte der Nachrichtentechnik, daß eine bis dato streng geheime Kriegstechnologie, nämlich PCM, zum Standard des Alltags werden soll. Eine Entwicklung, die mit Kleists Vorschlag, Artillerie zur Übertragungstechnik des postalischen Alltags zu machen, begann, würde mit der Einführung von PCM mit einer standardisierten Übertragungsrate von 64 kbit/s als Basistechnologie eines universellen Netzes aus Glasfaserkabeln für akustische, optische und symbolische Daten⁵² eine vorläufig letzte Stufe erreichen. Die geheimsten Nachrichten der NSA würden dann über dasselbe Netz übertragen werden wie der vorabendliche Serienkrimi oder das alltägliche Telephonblabla der Leute. Die Differenz zwischen militärischer und ziviler Nachrichtentechnik würde dahingehen, denn Radarsignale oder Teletex sind auf PCM-Kanälen der Sache nach dasselbe. Wenn die praktische Nutzung von PCM auch erst Ende der 60er Jahre einsetzte, so hatte sie dennoch schon in den 40er Jahren sofortige Auswirkungen auf die Entwicklung von Nachrichtentheorien, da sie die technische Bedingung der Möglichkeit war, sämtliche Nachrichtentechniken auf Telegraphie zurückzuführen.

Die Pulse Code Modulation stellt den technischen Hintergrund dar, vor dem die Nachrichtentheorie als Systemtheorie der Telegraphie zur Übertragungstheorie der gesamten Fernmeldetechnik wurde.⁵³

PCM war die Voraussetzung dafür, daß Shannon seine – aus seiner Arbeit für den Signal Intelligence Service in den Bell Labs hervorgegangene – Informationstheorie zum Kern einer allgemeinen »mathematischen Theorie der Kommunikation« (MTC) machen konnte. Nicht umsonst verweist gleich ihr erster Satz auf PCM, denn wie PCM führt auch Shannons Kommunikationstheorie »kontinuierliche Information« mittels des Abtasttheorems auf »diskrete Punkte« und damit auf die statistische Struktur von Information überhaupt zurück.⁵⁴ Die Mathematik kann dabei aus der menschlichen Physiologie Kapital schlagen: »glücklicherweise« muß man analoge Botschaften nicht exakt übertragen – das wäre über einen endlichen Kanal nämlich gar nicht möglich.⁵⁵ Nur Gott sendet exakte Wiedergaben – daraus ergeben sich dann Mysterien wie das der Dreifaltigkeit –, der Mensch

sendet immer nur »treue«. Weil eine gewisse Diskrepanz zwischen Original und Wiedergabe immer tolerierbar sein wird, wenn es nicht gerade um die Wiedergabequalität des Christengottes geht (bei Telephonübertragung reicht ein Band bis 4000 Hz und mithin eine Abtastrate von 8000 Hz vollkommen aus), kann jede analoge Information digital repräsentiert werden. Doch damit nicht genug: PCM ist zudem die Voraussetzung für eine mathematische Theorie der Kommunikation, das heißt für eine Theorie, die auf geographische Parameter verzichten kann. Und das, weil seit PCM der Raum keine Rolle mehr im Design von Kommunikationssystemen spielt. In allen herkömmlichen elektrischen Transmissionssystemen spielte die Übertragungsdistanz noch eine äußerst wesentliche Rolle, da das von den Relais erzeugte Rauschen kumuliert. Das heißt, die Länge des Systems diktierte die Qualitätsansprüche, die an jedes einzelne Relais zu stellen sind. Anders bei PCM: da weder Amplitude noch Phase überhaupt übertragen werden, sondern nur Zahlenkolonnen in Form von Impulsen, muß das Relais einzig und allein registrieren, ob etwas ankommt oder nicht.⁵⁶ Während die Trägerfrequenztechnik bei 10 µW Störleistung und 20 dB Störabstand dem Ohr nur den Eindruck vermittelt, daß der »Kanal unbrauchbar« sei, erzeugt die digitale Technik bei gleicher Störleistung und gleichem Störabstand den Eindruck einer »sehr guten Verständigung«.⁵⁷

Practically, then, the transmission requirements for a PCM link are almost independent of the total length of the system. The importance of this fact can hardly be overstated.⁵⁸

In der Tat. Denn diese Tatsache bedeutet schlicht und einfach, daß Distanz ein Faktor ist, der in einer Theorie der Kommunikation getrost vernachlässigt werden kann. Was das Einheitsporto für die Definition des Briefes bedeutete, bedeutet Digitalisierung für das Übertragungsmedium: die Negation des Raumes.⁵⁹ Streicht die Briefmarke die Raumkonstante aus den Berechnungen für den Kostenaufwand für einen Brief, so streicht das Bit die Raumkonstante aus den Berechnungen für den Redundanzaufwand für den Kanal, d.h. die Distanz spielt keine Rolle mehr im Verhältnis

53 Hagemeyer, 1979: 385. 54 Vgl. Shannon, 1948/1976: 99. 55 Vgl. Shannon, 1949 a: 21.

56 Vgl. Hölzler/Thierbach, 1966: 78. 57 Vgl. Lochmann, 1990: 52.

58 Oliver/Pierce/Shannon, 1948: 1327. 59 Vgl. Lochmann, 1990: 48.

zwischen Kapazität und Übertragungsrate. Das bedeutet folglich, daß Kommunikationstheorie mit (Brief-)Post nichts mehr zu tun hat; im Maße unsere Briefe von Telefaxgeräten eingesaugt und in Bitsequenzen verwandelt werden, wird das ja auch augenfällig. Der Raum wird verschluckt von den theoretischen Eigenschaften eines einzigen Relais. Der Effekt ist, daß die Eigenschaften des »overall transmission system can be made to depend upon the terminal equipment alone.«⁶⁰ Entscheiden werden allein die Terminals und ihre Industrien. Zur abhängigen Variable wird mithin genau jenes Element, das in Kafkas Medienverbundplanung in Gestalt des Telefons schlechthin noch unverzichtbar war und daher der Reichspost selbst in einer ansonsten vollkommen von Carl Lindström oder Edison beherrschten Lage eine Existenzgrundlage garantiert hätte.

Übertragung tritt in der mathematischen Theorie der Kommunikation auf als Entropieverlust. Ihr Maß ist die Äquivokation, d.h. die Unsicherheit über den Wert eines gesendeten Symbols. Was einst der Hermeneutik Arbeit und Ansehen bis ans Ende aller Tage oder bis zum Wärmetod versprochen hatte: die prinzipielle Zweideutigkeit und Interpretierbarkeit eines jeden kommunizierten Zeichens, setzt als Äquivokation jedoch vor allem Kryptoanalytiker ins Brot. Denn die von einem Störgeräusch im Kanal herbeigeführte Ungewißheit über den Wert der einzelnen Bits ist quasi ununterscheidbar von der durch eine Verschlüsselung durch einen Feind herbeigeführten Ungewißheit: »From the point of view of the cryptanalyst, a secrecy system is almost identical with a noisy communication system.«⁶¹ Wenn die Ungewißheit in den Zeitaltern religiöser Zeichenregimes diejenige war, ob man der Verführte oder der Erleuchtete ist, und im Zeitalter literarischer Zeichenregimes diejenige, was das alles bedeutet, so ist die Ungewißheit im Zeitalter der digitalen Codierung diejenige, ob etwas eine verschlüsselte Nachricht oder bloß ein Störgeräusch ist.⁶² An die Stelle der universellen Interpretation ist die universelle Kryptoanalyse getreten. Literaturwissenschaftler mögen ihre Schlüsse daraus ziehen.

Weil ein Output, dessen Äquivokation größer als null ist, sowohl der eines Verschlüsselungssystems als auch der eines verrauschten Kommunikationssystems sein kann (und welches Kommunikationssystem außer dem der

Engel wäre nicht verrauscht?), liefert ein und dasselbe Shannonsche Fundamentaltheorem den Nachweis, daß es bei optimaler Codierung möglich ist, über einen Kanal mit einer Äquivokation > 0 Information mit beliebig geringer Fehlerrate zu übertragen (solange $H(x) \leq C$, d.h. die Entropie der Quelle kleiner oder höchstens gleich der Kanalkapazität ist),⁶³ und zugleich den Nachweis, daß es bei derselben optimalen Codierung möglich ist, die Ungewißheit über ein Signal (die Äquivokation) unabhängig davon, wieviel Material ein feindlicher Agent mitschneidet, konstant auf ihrem Ausgangswert zu halten.⁶⁴ Hat der Transducer erst einmal alle Redundanzen des zu sendenden Textes beseitigt ($D \rightarrow 0$), sind nämlich alle Buchstaben gleich wahrscheinlich. Es reicht also, ein beliebiges einfaches Chiffresystem auf dieses Kompressionsresultat anzuwenden (Substitution, Transposition, Vigenère o.ä.), um eine Botschaft zu erzeugen, die dieselben Eigenschaften wie weißes Rauschen hat. Das Verfahren zur Annäherung an eine optimale Übertragungsrate ist identisch mit dem Verfahren zur Annäherung an eine optimale Geheimhaltung. Ein ideales Übertragungssystem ist in seinem prinzipiellen Design identisch mit einem idealen »secrecy system«. Dabei hüte man sich, Shannons Ideal eines Kommunikationssystems mit dem Ideal einer aufgeklärten Polizeywissenschaft von 1800 zu verwechseln. Das Geheimnis der Kryptologie hat nichts zu tun mit dem Briefgeheimnis. Die optimale Geheimhaltung, welche die MTC behandelt, ist nicht solidarisch mit dem Verkehr von Menschen bzw. Herzen, sondern allein solidarisch mit der Verringerung von Entropieverlust. Ein ideales Übertragungssystem wäre ohne Verlust von Entropie, völlig unentschlüsselbar und – weil $D \rightarrow 0$ – so wenig dem Menschen zugetan wie weißes Rauschen. Die Sprache der Engel, sie ist der Lärm, durch den sich Menschenstimmen unmöglich drängen können, es sei denn sie sprächen eine Sprache, die aus einer Sequenz von Zeichen bestünde, die alle unabhängig von ihrem Vorgänger gewählt werden könnten und alle gleiche Wahrscheinlichkeiten hätten. Das ist die Lage. Seit Kommunikation Anwesenheit von Rauschen ist und somit Abwesenheit von Rauschen Abwesenheit von Kommunikation (eine Übertragung mit null Entropieverlust wäre mit Gottes Allgegenwart gleichzusetzen), steht Übertragung und damit Verbindung überhaupt unter der Herrschaft

60 Goodall, 1947: 400. 61 Shannon, 1949 b: 685. 62 Vgl. Schreiber, 1985: 291.

63 Vgl. Shannon, 1949 a: 16 und Shannon, 1948/1976: 82f. 64 Vgl. Shannon, 1949 b: 699.

der Codes. Mit dem Beginn des Zeitalters der Codeoptimierungen ist die Epoche der Post namens Menschenverkehr und eine Literatur, die von selbigem zehrte, zu Ende. Lichtenbergs Traum von einer vollkommenen Post, die unendliche Encodierung wäre, kehrt wieder in Shannons Design eines idealen Übertragungssystems, nur daß die durch Shannons vollkommene Post überbrachte Nachricht im rigorosen Unterschied zu Lichtenbergs vollkommen unzustellbar wäre. Je optimaler die Codes, die Verbindungen, die Übertragungen, um so weiter entfernen sie sich von den Menschen und ihren redundanten Sprachen. Wären Computersysteme nicht umgeben von einer Umwelt von Alltagssprachen, gäbe es mithin keine Software.⁶⁵ Allein Benutzeroberflächen verschaffen den Menschen noch den Narzißmus, daß alles, was läuft, ihnen zugestellt würde. Der Aufwand an tiefgestaffelten Oberflächen läßt dagegen bereits den Abstand ermessen zwischen Mensch und Codes.⁶⁶

1928, im selben Jahr, in dem mit der Publikation von Hartleys Aufsatz »Transmission and Information« im *Bell System Technical Journal* das Informationszeitalter anbrach, beschrieb der Schlußsatz von Robert Musils »Amsel« schon die Lage, in der Menschen und ihre Sinne sich angesichts von Botschaften nach dem Abschied der idealen Übertragungssysteme vom Menschen befinden:

»es ist, wie wenn du flüstern hörst oder bloß rauschen, ohne das unterscheiden zu können!«⁶⁷



65 Vgl. Kittler, 1992: 84. 66 Vgl. Kittler, 1992: 83f. 67 Musil, 1928/1978: 562.

Literatur

Zur Zitierweise

Die erste auf den Verfasser folgende Jahreszahl nennt das Ersterscheinungsjahr, bei anders als im Druck erschienenen Texten und wo es sonst – etwa bei Nachlässen – sinnvoll erschien, das Entstehungsjahr. Den Textstatus geben in diesen Fällen die unten aufgeführten Siglen an. In Fällen, wo die Entstehung mit der Ersterscheinung zusammenfällt, das heißt bei vor 1440 entstandenen Texten, erschien die Angabe einer Sigle überflüssig. Die zweite Jahreszahl nennt das Erscheinungsdatum der benutzten Ausgabe.

- B = Brief
- K = Karte
- M = Manuskript
- T = Tagebuch
- TG = Telegramm
- TS = Typoskript
- V = Vortrag bzw. Vorlesung

- ABBOTT, SCOTT, 1984, »Des Maurers Wandeln / Es gleicht dem Leben«: The Freemasonic Ritual Route in Wilhelm Meisters Wanderjahre. In: DVjs 58, S. 262-288.
- ABRAMSON, ALBERT, 1990, 110 Jahre Fernsehen. »Visionen vom Fern-Sehen«. In: Vom Verschwinden der Ferne. Telekommunikation und Kunst, hg. v. Edith Decker und Peter Weibel. Köln, S. 146-207.
- ADALBERTUS SAMARITANUS, 1115/1961, Praecepta dictaminum, hg. v. F.-J. Schmale. Weimar.
- ALEWYN, RICHARD, 1978, Klopstocks Leser. In: Festschrift für Rainer Gruenter, hg. v. Bernhard Fabian. Heidelberg, S. 100-121.

- ALLGEMEINE DEUTSCHE BIOGRAPHIE, 1875/1967, hg. durch die Historische Commission bei der Königlichen Akademie [München]. Neudruck Berlin.
- ANONYMUS, 1794/1986, Abbildung und Beschreibung des Telegraphen oder der neu erfundenen Fernschreibemaschine in Paris und ihres inneren Mechanismus. Von einem Augenzeugen. Reprint des Drucks von 1795. In: Abhandlungen von der Telegraphie, hg. v. Frithjof Skupin. Berlin (DDR), S. 25-45.
- ANONYMUS, 1850 a, Zur Geschichte des englischen Postwesens. In: Beiträge zur Kenntniß des Postwesens 4, hg. v. G. F. Hüttner, S. 282-286.
- ANONYMUS, 1850 b, Der deutsche Postverein. In: Beiträge zur Kenntnis des Postwesens 4, hg. v. G. F. Hüttner, S. 145-166.
- ANONYMUS, 1863, Der Musiktelegraph. In: Die Gartenlaube, Nr. 51, S. 807-809.
- ANONYMUS, 1894, Die Postkarte. In: Archiv für Post und Telegraphie 22, Nr. 11, S. 343-345.
- ANONYMUS, 1895, Entstehung und Entwicklung des Post-Zustellungswesens. 1794-1894. In: Archiv für Post und Telegraphie 23, Nr. 4, S. 97-118.
- ANONYMUS, 1913, Post, Telegraphie und Fernsprechwesen während der ersten 25 Regierungsjahre unseres Kaisers. In: Archiv für Post und Telegraphie 41, S. 549-569.
- ANONYMUS, 1916 a, Die Nerven der Armee. Aus dem Kriegstagebuch eines Telegraphisten. Berlin.
- ANONYMUS, 1916 b, Das österreichische Post- und Telegraphenwesen im Jahre 1914. In: Archiv für Post und Telegraphie 44, S. 293-298.
- APPEL, KENNETH/HAKEN, WOLFGANG, 1978, The Four-Color-Problem. In: Mathematics Today. Twelve Informal Essays, hg. v. Lynn Arthur Steen. New York-Heidelberg-Berlin, S. 153-180.
- ARNIM, BETTINA VON, 1844/1959, Clemens Brentanos Frühlingskranz. In: Werke und Briefe, hg. v. Gustav Konrad. Köln, Bd. 1.
- ARNIM, BETTINA VON, 1835/1984, Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Frankfurt/M.
- ARS DICTANDI AURELIANENSIS, ca. 1182/1969, in: Briefsteller und formelbücher des elften bis vierzehnten Jahrhunderts, hg. v. Ludwig Rockinger. Erste abtheilung. Reprint Aalen, S. 93-114.
- ASCHENBORN, M., 1908, Das Gesetz über das Postwesen des Deutschen Reichs vom 28. Oktober 1871. Berlin.
- ASCHOFF, VOLKER, 1974, Aus der Geschichte der Nachrichtentechnik (= Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften. Natur-, Ingenieur- und Wirtschaftswissenschaften. Vorträge N 244). Opladen.
- ASCHOFF, VOLKER, 1981 a, Von Abel Burja bis zum Fächer »à la Telegraph«. Ein Beitrag zur Historiographie der Nachrichtentechnik. In: Archiv für deutsche Postgeschichte, H. 1/1981, S. 106-123.
- ASCHOFF, VOLKER, 1981 b, Drei Vorschläge für nichtelektrisches Fernsprechen aus

- der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. In: Deutsches Museum. Abhandlungen und Berichte 49, Heft 3, S. 1-42.
- ASCHOFF, VOLKER, 1981 c, Aus der Geschichte der Telegraphen-Codes (= Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften. Natur-, Ingenieur- und Wirtschaftswissenschaften. Vorträge N 297). Opladen, S. 7-35.
- AVÉ-LALLEMANT, FRIEDRICH CHRISTIAN BENEDIKT, 1875, Die Geheimschreibekunst in ihrer Anwendung auf die Reichspostkarten. Eine praktische Anleitung zur leichten Erlernung der Chiffrierschrift. Separatabdruck aus dem illustrierten Familienblatt »Der Hausfreund«. Leipzig.
- BÄUML, MICHAEL, 1932, Staatspolitik, Presse und Post. Die Bedeutung des Postzwangs und Postzeitungsdebts für Staatspolitik und Presse in Deutschland. In: Archiv für Postgeschichte in Bayern 8, H. 1, S. 1-23.
- BARRETT BROWNING, ELIZABETH, 1850/1900, Sonnets from the Portuguese. In: The Complete Works of Elizabeth Barrett Browning. New York, Bd. III.
- BARTHOLDY, MARTIN, 1937, Der Generalpostmeister Heinrich v. Stephan. Berlin.
- BEBEL, AUGUST, 1879/1977, Die Frau und der Sozialismus. Frankfurt/M.
- BEHRINGER, WOLFGANG, 1990, Thurn und Taxis. Die Geschichte ihrer Post und ihrer Unternehmen. München-Zürich.
- BELL, MABEL GARDINER, 1898, The Story of the Rise of the Oral Method in America, as told in the writings of the late Hon. Gardiner G. Hubbard. Washington, D.C.
- BENJAMIN, WALTER, M 1936/1980, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Zweite Fassung. In: Gesammelte Schriften, hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schwepenhäuser. Frankfurt/M, Bd. I/2, S. 471-508.
- BENJAMIN, WALTER, M 1938/1980, Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus. In: Gesammelte Schriften, Bd. I/2, S. 509-690.
- BENTHAM, JEREMY, M 1787/1962, Panopticon; or, The Inspection House. In: The Works of Jeremy Bentham, hg. v. John Bowring. New York, Vol. 4, S. 37-66.
- BENVENISTE, ÉMILE, 1972/1974, Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft. München.
- BERGIUS, JOHANN HEINRICH LUDWIG, Hg., 1773, Policey- und Cameral-Magazin in welchem nach alphabetischer Ordnung die vornehmsten und wichtigsten bey dem Policey- und Cameralwesen vorkommende Materien nach richtigen und vernünftigen Grundsätzen practisch abgehandelt und durch landesherrliche Gesetze und hin und wieder wirklich gemachte Einrichtungen erläutert werden. Frankfurt/M, Siebenter Band.
- BERLINER, S., 1909, Der Erfinder des sprechenden Telephons. Hannover-Leipzig.
- BEYER, KLAUS, 1985, Die Postkutschenreise. Tübingen.
- BIEDERMANN, WOLDEMAR FREIHERR VON, 1886, Goethe als Freimaurer. In: W. Fr. v. B. Goethe-Forschungen. Neue Folge. Leipzig, S. 296-302.
- BINDER, HARTMUT, 1975/1982, Kafka-Kommentar zu sämtlichen Erzählungen. 3. Aufl. München.
- BINDER, HARTMUT, Hg., 1979, Kafka-Handbuch. 2 Bde. Stuttgart.
- BIRKENHAUER, KLAUS, 1977, Kleist. Tübingen.
- BLAKE, CLARENCE JOHN, 1876, Ueber die Verwerthung der Membrana tympani als Phonograph und Logograph. In: Archiv für Augen und Ohrenheilkunde 5, S. 434-439.
- BLAKE, CLARENCE JOHN, 1879, Ueber die Verwerthung der Membrana tympani als Phonograph und Logograph (Fortsetzung). In: Zeitschrift für Ohrenheilkunde 8, S. 5-12.
- BLAKE, CLARENCE JOHN, 1882, Auswahl von Worten zur Prüfung der Hörschärfe in Bezug auf ihren logographischen Werth. In: Zeitschrift für Ohrenheilkunde II, S. 29-31.
- BOHRER, KARL HEINZ, 1987/1989, Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität. Frankfurt/M.
- BOLZ, NORBERT, 1987, Die Schrift des Films. In: Diskursanalysen 1: Medien, hg. v. Friedrich A. Kittler, Manfred Schneider und Samuel Weber. Opladen, S. 26-34.
- BOLZA, ALBRECHT, 1933, Friedrich König, der Erfinder der Druckmaschine, ein Pionier der deutschen Maschinenindustrie. In: Deutsches Museum. Abhandlungen und Berichte 5, Heft 1, S. 1-30.
- BORGES, JORGE LUIS, 1941/1981, Der Garten der Pfade, die sich verzweigen. In: Gesammelte Werke. München-Wien, Bd. 3/I, S. 155-167.
- BOSSE, HEINRICH, 1978, Dichter kann man nicht bilden. Zur Veränderung der Schulrhetorik nach 1770. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 10, S. 80-125.
- BOSSE, HEINRICH, 1981, Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit. Paderborn-München-Wien-Zürich.
- BRAUN, FRANZ, 1912, »Die Frau im Staatsdienst«, dargestellt an den Verhältnissen bei der Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung (Diss.). Würzburg.
- BREITHAUPT, HEINRICH, 1966, War Heinrich von Kleist tatsächlich der Bewerber um französische Postdienste in Westfalen? In: Archiv für deutsche Postgeschichte, H. 2/1966, S. 48-51.
- BROD, MAX, 1910, Tagebuch in Versen. Berlin.
- BROD, MAX, 1917-18, Zwei Welten. In: Der Jude 2, S. 47-51.
- BROD, MAX, 1928, Franz Kafka und Max Brod in ihren Doppelberufen. In: Die literarische Welt 4, Nr. 18, S. 3-4.
- BROD, MAX, 1937/1984, Franz Kafka. Eine Biographie. In: M. B., Über Franz Kafka. Frankfurt/M, S. 9-219.
- BROD, MAX, 1960, Streitbares Leben. Autobiographie. München.
- BROD, MAX/BORST, HUGO, 1917-18, Über das Taylorsystem [= Stellungnahme zu Brod, 1917-18 und Antwort Brods]. In: Der Jude 2, S. 493-494.
- BRUCE, ROBERT V., 1973, Bell. Alexander Graham Bell and the Conquest of Solitude. London.

BUCHBENDER, ORTWIN, 1978, Das tönende Erz. Deutsche Propaganda gegen die Rote Armee im Zweiten Weltkrieg. Stuttgart.

BÜRGE, PETER, 1976, Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells. In: DVjs 50, S. 281-297.

BÜRGERLICHES GESETZBUCH, 1900/1921, hg. v. O. Fischer/W. von Henle. II. Aufl. München.

BUNDESMINISTERIUM FÜR DAS POST- UND FERNMELDEWESEN, 1984, Neue Telekommunikationsdienste der Post. Bonn.

BURCKAS, LEO, 1907, Eigentumsrecht, Urheberrecht und Persönlichkeitsrecht an Briefen (Diss.). Leipzig.

CAMPE, RÜDIGER, 1987, Affekt und Ausdruck. Zur Umwandlung der literarischen Rede im 17. und 18. Jahrhundert (Diss. masch.). Freiburg/Br.

CANETTI, ELIAS, 1968/1981, Der andere Prozeß. Kafkas Briefe an Felice. In: E. C., Das Gewissen der Worte. Frankfurt/M, S. 78-169.

CHALMERS, PATRICK, 1889, James Chalmers. Inventeur du Timbre-poste adhésif. Nouvelles Recherches sur le Projet de Sir Rowland Hill. Londres.

CLARK, RONALD WILLIAM, 1977, Edison. The Man who Made the Future. London.

CONRAD, JOSEPH, 1899/1985, Heart of Darkness. Harmondsworth, Middlesex.

CORPUS IURIS CIVILIS, 533-34/1967-70, hg. v. Paulus Krueger, Theodorus Mommsen, Rudolfus Schoell. Dublin-Zürich, vol. I-III.

COURNOT, MICHEL, 1972, »Toi qui as de si grandes dents...« In: Le Nouvel Observateur, 17. April 1972, S. 59-61.

CRONBACH, E., 1903, Die Beschäftigungsneurose der Telegraphisten. In: Archiv für Psychiatrie 37, S. 242-293.

CURTIUS, ERNST ROBERT, 1948/1984, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Bern-München.

DALLMEIER, MARTIN, 1977, Quellen zur Geschichte des europäischen Postwesens 1501-1806. Teil I: Quellen-Literatur-Einleitung. Teil II: Urkunden-Regesten (= Thurn und Taxis-Studien, Bd. 9). Kallmünz.

DAMBACH, 1901, Das Gesetz über das Postwesen des Deutschen Reiches. Berlin.

DAUNTON, MARTIN J., 1985, Royal Mail. The Post Office since 1840. London-Dover, New Hampshire.

DE LUNA, FREDERICK A., 1969, The French Republic under Cavaignac 1848. Princeton, New Jersey.

DE MAN, HENDRIK, 1951, Vermassung und Kulturverfall. Eine Diagnose unserer Zeit. München.

DELEUZE, GILLES, 1986/1987, Foucault. Frankfurt/M.

DELEUZE, GILLES/GUATTARI, FÉLIX, 1975/1976, Kafka. Für eine kleine Literatur. Frankfurt/M.

DERRIDA, JACQUES, 1964/1976, Cogito und Geschichte des Wahnsinns. In: Die Schrift und die Differenz. Frankfurt/M, S. 53-101.

DERRIDA, JACQUES, 1967/1974, Grammatologie, Frankfurt/M.

DERRIDA, JACQUES, V 1971/1988, Signatur Ereignis Kontext. In: Randgänge der Philosophie. Wien, S. 291-314.

DERRIDA, JACQUES, 1980, Titel (noch zu bestimmen). In: Friedrich A. Kittler, Hg., Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Paderborn, S. 15-37.

DERRIDA, JACQUES, 1980/1982, Die Postkarte – von Sokrates bis an Freud und jenseits. 1. Lieferung. Berlin.

DERRIDA, JACQUES, 1980/1987, Die Postkarte – von Sokrates bis an Freud und jenseits. 2. Lieferung. Berlin.

DERRIDA, JACQUES, 1985/1988, Ulysses Grammophon. Berlin.

DEUTSCHBALTISCHES BIOGRAPHISCHES LEXIKON, 1970, hg. v. U. Welding. Köln-Wien.

DOPF, KARL, 1965, Der Briefkasten erzählt seine Geschichte. In: Archiv für deutsche Postgeschichte, H. 2/1965, S. 63-64.

DOYLE, ARTHUR CONAN [SIR], 1887/1981, Studie in Scharlachrot. In: A. C. D., Sämtliche Sherlock Holmes Romane und Stories, hg. v. Nino Erné. Frankfurt/M-Berlin-Wien, Bd. I, S. 9-143.

DOYLE, ARTHUR CONAN [SIR], 1891/1981, Die fünf Orangenkerne. In: Sämtliche Sherlock Holmes Romane und Stories, Bd. I, S. 203-216.

DROGGE, HORST, 1982, Die Entwicklung der optischen Telegraphie in Preußen und ihre Wegbereiter. In: Archiv für deutsche Postgeschichte, H. 2/1982, S. 5-26.

DU BOIS-REYMOND, EMIL, 1877, Zur Kenntniss des Telephons. In: Archiv für Physiologie I, S. 573 und 582.

EAVES, T. C. DUNCAN/KIMPEL, BEN D., 1971, Samuel Richardson. A Biography. Oxford.

EKSCHMITT, WERNER, 1964, Das Gedächtnis der Völker. Hieroglyphen, Schrift und Schriftfunde auf Tontafeln, Papyri und Pergamenten. Berlin.

ELIAS, JEAN-MARC, 1984, Le parlographe. La représentation d'une voix. In: Revue des Sciences Humaines, No. 195, H. 3, S. 151-166.

ERASMUS VON ROTTERDAM, DESIDERIUS, 1522/1980, De conscribendis epistolis. Anleitung zum Briefschreiben. In: Ausgewählte Schriften, hg. v. W. Welzig. Darmstadt, Bd. 8.

ERIBON, DIDIER, 1989, Michel Foucault (1926-1984). Paris.

EULENBERG, HERBERT, 1910/1912, Schattenbilder. Eine Fibel für Kulturbedürftige in Deutschland. 9. Aufl. Berlin.

FAGEN, M. D., Hg., 1975, A History of Engineering and Science in the Bell System. Bd. I: The Early Years (1875-1925). Prep. by Members of the Technical Staff. Bell Telephone Laboratories. New York.

FAULSTICH-WIELAND, HANNELORE/HORSTKEMPER, MARIANNE, 1987, Der Weg zur modernen Bürokommunikation. Historische Aspekte des Verhältnisses von Frauen und neuen Technologien (= Materialien zur Frauenforschung, Bd. 4). Bielefeld.

FEYERABEND, ERNST, 1927, 50 Jahre Fernsprecher in Deutschland 1877 – 1927. Berlin.

FEYERABEND, ERNST, 1933, An der Wiege des elektrischen Telegraphen. In: Deutsches Museum. Abhandlungen und Berichte 5, H. 5, S. 143-174.

FEYERABEND, ERNST, 1937, August von Etzel, ein Pionier der Telegraphie in Deutschland. In: Deutsche Postgeschichte, II/1937, S. 80-84.

FICHTE, JOHANN GOTTLIEB, 1796/1960, Grundlage des Naturrechts. Hamburg.

FIGL, A., 1926, Systeme des Chiffrierens. Graz.

FISCHER, PAUL DAVID, 1879, Post und Telegraphie im Weltverkehr. Eine Skizze. Berlin.

FLETCHER, HARVEY, 1922, The Nature of Speech and its Interpretation. In: Journal of the Franklin Institute 193, No. 6, S. 729-747.

FONTIUS, MARTIN, 1988, Post und Brief. In: Materialität der Kommunikation, hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und Karl Ludwig Pfeiffer. Frankfurt/M., S. 267-279.

FOUCAULT, MICHEL, 1963/1979, Das unendliche Sprechen. In: M. F., Schriften zur Literatur. Frankfurt/M.-Berlin-Wien, S. 90-103.

FOUCAULT, MICHEL, 1966/1974, Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt/M.

FOUCAULT, MICHEL, 1966/1986, Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines. Paris.

FOUCAULT, MICHEL, 1969/1981, Archäologie des Wissens. Frankfurt/M.

FOUCAULT, MICHEL, V 1969/1979, Was ist ein Autor? In: Schriften zur Literatur. Frankfurt/M.-Berlin-Wien, S. 7-31.

FOUCAULT, MICHEL, V 1970/1977, Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France – 2. Dezember 1970. Frankfurt/M.-Berlin-Wien.

FOUCAULT, MICHEL, 1972, Mon corps, ce papier, ce feu. In: Histoire de la folie à l'âge classique (2. Nachwort). 2. Auflage, Paris.

FOUCAULT, MICHEL, 1975/1979, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/M.

FOUCAULT, MICHEL, 1976/1979, Sexualität und Wahrheit I. Der Wille zum Wissen. Frankfurt/M.

FOUCAULT, MICHEL, 1977/1982, Das Leben der infamen Menschen. In: Tumult. Zeitschrift für Verkehrswissenschaft No. 4, S. 41-57.

FOUCAULT, MICHEL, V 1978/1989, La gouvernementalité. In: magazine littéraire No. 269, Sept. 1989, S. 97-103.

FOUCAULT, MICHEL, 1981/1988, Für eine Kritik der Politischen Vernunft. In: Lettre internationale No. 1, Sommer 1988, S.58-66.

FOUCAULT, MICHEL, 1989, Résumé des cours. Paris.

FRANK, MANFRED, 1983, Was ist Neostukturalismus? Frankfurt/M.

FRIESLEBEN, HANS CHRISTIAN, 1949, Goethe als Freimaurer. Seine Bedeutung für die Königliche Kunst. Hamburg.

FREUD, SIGMUND, 1901/1978, Zur Psychopathologie des Alltagslebens. In: Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet, hg. v. Anna Freud u. a. London-Frankfurt/M., Bd. IV.

FREUD, SIGMUND, 1908/1976, Über infantile Sexualtheorien. In: Gesammelte Werke, Bd. VII, S. 169-188.

FREUD, SIGMUND, 1920/1976, Jenseits des Lustprinzips. In: Gesammelte Werke, Bd. XIII, S. 1-69.

FREUD, SIGMUND, 1933/1973, Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. In: Gesammelte Werke, Bd. XV.

FREY-SCHLESINGER, ANNA, 1920, Die volkswirtschaftliche Bedeutung der habsburgischen Post im 16. Jahrhundert. In: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 15, H. 3/4, S. 399-45.

FRIEDLAENDER, ADOLPH, 1896, Die Verletzung des Briefgeheimnisses. In: Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft 16, S. 756-789.

FRIEDRICH DER ZWEITE [KÖNIG VON PREUßEN], 1788-89, Friedrich des Zweiten Königs von Preussen hinterlassene Werke. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin. XIV Bde.

FROBENIUS, HERMANN, 1906, Geschichte des preußischen Ingenieur- und Pionier-Korps von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1886. Bd. I: Die Zeit von 1848 bis 1869. Berlin.

FUSSELL, PAUL, 1975/1977, The Great War and Modern Memory. London-Oxford-New York.

GEISTBECK, MICHAEL, 1895/1986, Der Weltverkehr. Seeschifffahrt und Eisenbahnen, Post und Telegraphie in ihrer Entwicklung dargestellt. Freiburg/Br. Nachdruck Hildesheim.

GELLERT, CHRISTIAN FÜRCHTEGOTT, 1742/1971, Gedanken von einem guten deutschen Briefe. In: Die epistolographischen Schriften. Reprint Stuttgart.

GELLERT, CHRISTIAN FÜRCHTEGOTT, 1751/1971, Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. In: Die epistolographischen Schriften. Reprint Stuttgart.

GELLERTS BRIEFWECHSEL, 1983-87, hg. v. John F. Reynolds. Berlin-New York, Bd. I und II.

GENTH, RENATE/HOPPE, JOSEPH, 1986, Telephon! Der Draht, an dem wir hängen. Berlin.

GIEHRL, HERMANN, 1911, Der Feldherr Napoleon als Organisator. Betrachtungen über seine Verkehrs- und Nachrichtenmittel, seine Arbeits- und Befehlsweise. Berlin.

GINZBURG, CARLO, 1978/1980, Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. In: Freibeuter 3, S. 7-17 und Freibeuter 4, S. 11-36.

GÖRLITZ, WALTER, 1967, Kleine Geschichte des deutschen Generalstabes. Berlin.

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON, 1774/1948-60, Die Leiden des jungen Werthers. In: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe, hg. v. Erich Trunz. Hamburg, Bd. VI, S. 7-124.

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON, 1795-96/1904-05, Wilhelm Meisters Lehrjahre. In: Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe, hg. v. Eduard von der Hellen. Stuttgart-Berlin, Bd. XVII und XVIII.

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON, 1805/1904-05, Winckelmann. In: Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe, Bd. XXXIV.

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON, 1811-1833/1904-05, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In: Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe, Bd. XXIV.

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON, M 1817/1904-05, Annalen. In: Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe, Bd. XXX.

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON, 1829/1904-05, Wilhelm Meisters Wanderjahre. In: Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe, Bd. XIX.

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON, 1905, Goethes Werke, hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, IV. Abt.: Goethes Briefe.

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON, 1962-67, Goethes Briefe. Hamburger Ausgabe, hg. v. Karl Robert Mandelkow. Hamburg, Bd. I – IV.

GOETHE GESPRÄCHE, 1969, Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Frhrn von Biedermann, hg. v. Wolfgang Herwig. Zürich-Stuttgart.

GOODALL, W. M., 1947, Telephony by Pulse Code Modulation. In: The Bell System Technical Journal 26, No. 3, S. 395-409.

GOUX, JEAN-JOSEPH, 1973/1975, Freud, Marx. Ökonomie und Symbolik. Frankfurt/M.-Berlin-Wien.

GROB [HAUPTMANN], 1904, Die modernen technischen Mittel des militärischen Nachrichtenwesens, insbesondere für die Befehlsübermittlung. In: Beihefte zum Militär-Wochenblatt, 6. Heft, S. 203-230.

GROSSE, 1896, Beiträge zur Geschichte der Postkarte. In: Archiv für Post und Telegraphie 24, Nr. 21, S. 667-689.

GROSZ, ANTON WENZEL, M 1913-14/1980, Aufzeichnungen 1913/14. In: Grosz/Jung/Grosz, hg. v. Günter Bose und Erich Brinkmann. Berlin, S. 11-71.

GUTZKOW, KARL, 1852, Die Kurstauben. In: Gutzkows Werke. Auswahl in 12 Teilen, hg. v. Reinhold Gensel. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart o.J. 5. Teil, S. 147-178.

GUTZMANN, HERMANN, 1906, Untersuchungen über die Grenzen der sprachlichen Perzeptionen. In: Zeitschrift für klinische Medizin 60, S. 233-266.

HAAS, NORBERT, 1982, Fort/Da als Modell. In: ZETA 02. Mit Lacan, hg. v. Dieter Hombach. Berlin, S. 29-46.

HAASE, FRANK, 1986, Kleists Nachrichtentechnik. Eine diskursanalytische Untersuchung. Opladen.

HAASE, FRANK, 1987, Nachrichtentechnik vs. Romantische Autorschaft in E. T. A. Hoffmanns Novelle Rat Krespel. In: Diskursanalysen I: Medien, hg. v. Friedrich A. Kittler, Manfred Schneider und Samuel Weber. Opladen, S. 55-67.

HAGEMEYER, FRIEDRICH-WILHELM, 1979, Die Entstehung von Informationskonzepten in der Nachrichtentechnik. Eine Fallstudie zur Theoriebildung in der Technik in Industrie- und Kriegsforschung (Diss. masch.). Berlin.

HAGEN, WOLFGANG, TS 1990, Der Radioruf. Vortrag, gehalten auf dem VII. Symposium »Literatur-Psychoanalyse-Literaturwissenschaft« »Stimme und Ohr. Theorien und Techniken des Hörens« am 23. Juni 1990 in Kassel.

HALLER, ALBRECHT VON, 1732/1959, Die Alpen, hg. v. Harold T. Betteridge. Berlin.

HALLER, ALBRECHT VON, 1787/1971, Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst, hg. v. Johann Georg Heinzmann. Reprint Frankfurt/M, Bd. II.

HARSDÖRFFER, GEORG PHILIPP, 1656/1971, Der Teutsche Secretarius. Teil I. Nürnberg. Reprint Hildesheim-New York.

HARTLEY, G. C./MORNET, P./RALPH, F./TARRAN, D. J., 1967, Techniques of Pulse-Code Modulation in Communication Networks. Cambridge.

HARTMANN, HEINRICH, 1925, Ueber schwarze Kabinette und ihren Zusammenhang mit der Taxisschen Post in Bayern. In: Archiv für Postgeschichte in Bayern I, H. 2, S. 68-78.

HASLAM, JOHN, 1810/1988, Illustrations of Madness. Reprint London-New York.

HEATH, F. G., 1972, Origins of the Binary Code. In: Scientific American 227, No. 2, S. 76-83.

HEGEL, GEORG WILHELM FRIEDRICH, 1807/1975, Phänomenologie des Geistes, hg. v. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt/M.

HEGEL, GEORG WILHELM FRIEDRICH, 1830/1975, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse, hg. v. Friedhelm Nicolai und Otto Pöggeler. Hamburg.

HEGEL, GEORG WILHELM FRIEDRICH, 1952, Briefe von und an Hegel, hg. v. Johannes Hoffmeister. Hamburg.

HEIDEGGER, MARTIN, V 1935-36/1980, Der Ursprung des Kunstwerkes. In: Holzwege. Frankfurt/M, 6. Aufl., S. 1-72.

HEIDEGGER, MARTIN, V 1955-56/198, Der Satz vom Grund. Pfullingen, 6. Aufl.

HEIDEGGER, MARTIN, 1959/1982, Unterwegs zur Sprache. Pfullingen, 7. Aufl.

HEIDEGGER, MARTIN, V 1962/1976, Zeit und Sein. In: Zur Sache des Denkens. Tübingen, 2. Aufl., S. 1-25.

HELMHOLTZ, HERMANN VON, 1862/1968, Die Lehre von den Tonempfindungen, hg. v. R. Wachsmuth. Hildesheim, 7. Aufl.

HELMHOLTZ, HERMANN VON, 1878, Telephon und Klangfarbe. In: Monatsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1878, S. 488-489.

HENNIG, RICHARD, 1908, Die älteste Entwicklung der Telegraphie und Telephonie. Leipzig.

HERBARTH, DIETER, 1978, Die Entwicklung der optischen Telegraphie in Preußen. Köln.

HERMANN, LUDOMAR, 1878, Über physiologische Beziehungen des Telephons. In: Vierteljahresschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich 23, S. 98-99.

HERMANN, LUDOMAR, 1891, Die Uebertragung der Vocale durch das Telephon und das Microphon. In: Archiv für die gesamte Physiologie des Menschen und der Thiere 48, S. 543-574.

HERZOG, H., 1916, Die Anfänge der Taxisschen Posten. In: Archiv für Post und Telegraphie 44, S. 298-305.

HILL, ROWLAND [SIR]/HILL, GEORGE BIRKBECK, 1880, The Life of Sir Rowland Hill and the History of Penny Postage. London, 2 vol.

HIRSCHFELD, OTTO, 1893, Die agentes in rebus. In: Sitzungsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. 2. Halbband, S. 421-441.

HÖLZLER, E./THIERBACH, D., Hg., 1966, Nachrichtenübertragung. Grundlagen und Technik. Berlin-Heidelberg-New York.

HOERNER, LUDWIG, 1987, Zur Geschichte der photographischen Ansichtspostkarten. In: Fotogeschichte 7, H. 26, S. 29-44.

HOFFMANN, ERNST THEODOR AMADEUS, 1814/1985, Die Automate. In: Die Serapions-Brüder, hg. v. Walter Müller-Seidel. Darmstadt, S. 328-354.

HOLMBERG, ERIK J., 1933, Zur Geschichte des cursus publicus (Diss.). Uppsala.

HOLMES, OLIVER WENDELL, 1859/1980, Das Stereoskop und der Stereograph. In: Theorie der Photographie I. 1839-1912, hg. v. Wolfgang Kemp. München, S. 114-121.

HUBBARD, GEOFFREY, 1965, Cooke and Wheatstone and the Invention of the Electric Telegraph. London.

HUDEMANN, E. E., 1875/1966, Geschichte des römischen Postwesens während der Kaiserzeit. Wiesbaden.

HYMAN, ANTHONY, 1982/1987, Charles Babbage, 1791-1871. Philosoph, Mathematiker, Computerpionier. Stuttgart.

INNIS, HAROLD A., 1950/1972, Empire and Communications. Toronto-Buffalo.

JACOBS, JÜRGEN, 1972, Wilhelm Meister und seine Brüder. Untersuchungen zum deutschen Bildungsroman. München.

JOOST, ULRICH, 1984, »Briefe an Jedermann«. Lichtenberg als Briefschreiber. In: Freiburger Universitätsblätter 23, H. 84, S. 53-65.

JOYCE, JAMES, 1922/1982, Ulysses, übers. v. Hans Wollschläger. Frankfurt/M.

JOYCE, JAMES, 1939/1975, Finnegans Wake. London-Boston.

JULIEN, ROSE, 1905, Unsere Telephonistinnen. In: Daheim 41, Nr. 20, S. 7.

JUNG, J., 1903, Der Weltpostverein und sein Einfluß auf den Weltverkehr und die Weltwirtschaft. Ein Vortrag gehalten in der Gesellschaft für Erdkunde und Kolonialwesen zu Straßburg. Straßburg.

JUSTI, JOHANN HEINRICH GOTTLÖB VON, 1756/1782, Grundsätze der Policywissenschaft, in einem vernünftigen, auf den Endzweck der Polizey gegründeten Zusammenhang; zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Göttingen, 3. Aufl.

JUSTI, JOHANN HEINRICH GOTTLÖB VON, 1760/1965, Die Grundfeste zu der Macht und Glückseligkeit der Staaten oder ausführliche Vorstellung der gesamten Polizeiwissenschaft. In 2 Bänden. Königsberg-Leipzig. Reprint Aalen. Band I.

JUSTI, JOHANN HEINRICH GOTTLÖB VON, 1766/1969, System des Finanzwesens. Reprint Aalen.

KÄMMERER, LUDWIG, 1963, Johann von Herrfeldt und die Idee des Weltpostvereins (= Post- und Fernmeldewesen. Schriften für Wissenschaft und Praxis, Bd. 8). Hamburg.

KAES, ANTON, Hg., 1978, Kino-Debatte. Texte zum Verhältnis von Literatur und Film 1909-1929. Tübingen.

KAES, ANTON, Hg., 1983, Weimarer Republik. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1918-1933. Stuttgart.

KAFKA, FRANZ, M 1904-05/1969, Beschreibung eines Kampfes. Die zwei Fassungen. Parallelausgabe nach den Handschriften, hg. v. Max Brod. Textedition von Ludwig Dietz. Frankfurt/M.

KAFKA, FRANZ, M 1907/1980, Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande. In: Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande und andere Prosa aus dem Nachlaß, hg. v. Max Brod. Frankfurt/M.

KAFKA, FRANZ, 1913/1952, Das Urteil. In: F. K., Erzählungen, hg. v. Max Brod. New York-Frankfurt/M.

KAFKA, FRANZ, 1916/1976, [Aufruf] zur Errichtung und Erhaltung einer Krieger- und Volksnervenheilanstalt in Deutschböhmen in Prag. In: F. K., Briefe an Felice. Frankfurt/M., S. 764-766.

KAFKA, FRANZ, M 1917-18/1980, Die acht Oktavhefte. In: Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande und andere Prosa aus dem Nachlaß, hg. v. Max Brod. Frankfurt/M.

KAFKA, FRANZ, M 1922/1982, Das Schloß. Kritische Ausgabe, hg. v. Malcolm Pasley. Frankfurt/M.

KAFKA, FRANZ, 1975, Briefe 1902 – 1924, hg. v. Max Brod. Frankfurt/M.

KAFKA, FRANZ, 1976, Briefe an Felice und andere Korrespondenz aus der Verlobungszeit, hg. v. Erich Heller und Jürgen Born. Frankfurt/M.

KAFKA, FRANZ, 1980, Tagebücher 1910 – 1923, hg. v. Max Brod. Frankfurt/M.

KAFKA, FRANZ, 1986, Briefe an Milena. Erweiterte und neu geordnete Ausgabe, hg. v. Jürgen Born und Michael Müller. Frankfurt/M.

KALCKHOFF, F., 1911, Die Erfindung der Postkarte und die Korrespondenzkarten der Norddeutschen Bundespost. Leipzig.

KANT, IMMANUEL, 1781/1976, Kritik der reinen Vernunft. Frankfurt/M.

KARRAS, THEODOR, 1909, Geschichte der Telegraphie. Braunschweig, Teil I.

KELLER, GOTTFRIED, 1865/1963, Die mißbrauchten Liebesbriefe. In: G. K., Sämtliche Werke und ausgewählte Briefe, hg. v. Clemens Heselhaus. Darmstadt, Bd. 2, S. 324-389.

KELLER, GOTTFRIED, 1874/1963, Die Leute von Seldwyla. Vorwort zum II. Teil. In:

- Sämtliche Werke und ausgewählte Briefe, S. 251-253.
- KELLER, GOTTFRIED, 1951, *Gesammelte Briefe*, hg. v. Carl Helbling. Bern, 4 Bde.
- KENNEDY, PAUL M., 1979, *Imperial Cable Communications and Strategy, 1870-1914*. In: *The War Plans of the Great Powers, 1880-1914*, hg. v. Paul M. Kennedy. London, S. 75-99.
- KIEVE, JEFFREY L., 1973, *The Electric Telegraph. A Social and Economic History*. Newton Abbott, Devon.
- KIPLING, RUDYARD, 1969, *The Deep-Sea Cables*. In: *Rudyard Kipling's Verse. Definitive Edition*. London, S. 174.
- KITTLER, FRIEDRICH A., 1978, *Über die Sozialisation Wilhelm Meisters*. In: *Gerhard Kaiser/Friedrich A. Kittler, Dichtung als Sozialisationsspiel. Studien zu Goethe und Gottfried Keller*. Göttingen.
- KITTLER, FRIEDRICH A., 1979, *Lullaby of Birdland*. In: *Der Wunderblock. Zeitschrift für Psychoanalyse*, Nr. 3, Sommer 1979, S. 5-19.
- KITTLER, FRIEDRICH A., 1980, *In den Wind schreibend*, Bettina. Englische Version: *Writing into the Wind*, Bettina. In: *GLYPH. Textual Studies*, Nr. 7, Baltimore, S. 32-69. Deutsch in: Kittler, 1991: 219-255.
- KITTLER, FRIEDRICH A., 1984 a, *Carlos als Carlsschüler. »Ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause«*. In: *Unser commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik*, hg. v. W. Barner/E. Lämmert/N. Oellers. Stuttgart, S. 241-273.
- KITTLER, FRIEDRICH A., 1984 b, *Flehsig/Schreiber/Freud: Ein Nachrichtennetzwerk der Jahrhundertwende*. In: *Der Wunderblock. Zeitschrift für Psychoanalyse*, Nr. 11/12, S. 56-58.
- KITTLER, FRIEDRICH A., 1985, *Aufschreibesysteme 1800/1900*. München.
- KITTLER, FRIEDRICH A., 1986 a, *GRAMMOPHON FILM TYPEWRITER*. Berlin.
- KITTLER, FRIEDRICH A., 1986 b, *Im Telegrammstil*. In: *Stil. Geschichten und Funktionen eines literaturwissenschaftlichen Diskurses*, hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und Karl Ludwig Pfeiffer. Frankfurt/M., S. 358-370.
- KITTLER, FRIEDRICH A., 1987, *Die heilige Schrift*. In: *Das Heilige. Seine Spur in der Moderne*, hg. v. Dietmar Kamper und Christoph Wulf. Frankfurt/M., S. 154-162.
- KITTLER, FRIEDRICH A., 1988, *Das Subjekt als Beamter*. In: *Die Frage nach dem Subjekt*, hg. v. Manfred Frank, Gérard Raulet und Willem van Reijen. Frankfurt/M., S. 401-420.
- KITTLER, FRIEDRICH A., 1991, *Dichter Mutter Kind*. München.
- KITTLER, FRIEDRICH A., 1992, *There Is No Software*. In: *Stanford Literature Review* 9/1, Spring 1992, S. 81-90.
- KITTLER, WOLF, 1984, *Brief oder Blick. Die Schreibsituation der frühen Texte von Franz Kafka*. In: *Der junge Kafka*, hg. v. Gerhard Kurz. Frankfurt/M., S. 40-67.
- KITTLER, WOLF, 1985, *Der Turmbau zu Babel und das Schweigen der Sirenen. Über das Reden, das Schweigen, die Stimme und die Schrift in vier Texten von Franz Kafka*. Erlangen.

- KITTLER, WOLF, 1987, *Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie. Heinrich von Kleist und die Strategie der Befreiungskriege*. Freiburg/Br.
- KITTLER, WOLF, 1990, *Schreibmaschinen, Sprechmaschinen. Effekte technischer Medien im Werk Franz Kafkas*. In: *Franz Kafka: Schriftverkehr*, hg. v. Wolf Kittler und Gerhard Neumann. Freiburg/Br., S. 75-163.
- KLAUS, GEORG/LIEBSCHER, HEINZ, Hgg., 1967/1976, *Wörterbuch der Kybernetik*. Berlin (DDR).
- KLEEMANN, GUSTAV HEINRICH KURT, 1914, *Die Sozialpolitik der Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung gegenüber ihren Beamten, Unterbeamten und Arbeitern (Diss.)*. Jena.
- KLEIST, HEINRICH VON, 1808/1985, *Die Hermannsschlacht. Ein Drama*. In: *Sämtliche Werke und Briefe*, Bd. I, S. 533-628.
- KLEIST, HEINRICH VON, 1810/1985, *Entwurf einer Bombenpost*. In: *Sämtliche Werke und Briefe*, Bd. II, S. 385-388.
- KLEIST, HEINRICH VON, 1952/1985, *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. Helmut Sembdner. Darmstadt, 8. Aufl. 2 Bde.
- KLEIST, HEINRICH VON, 1959/1980, *Geschichte meiner Seele. Das Lebenszeugnis der Briefe*, hg. v. Helmut Sembdner. Frankfurt/M.
- KLÜBER, JOHANN LUDWIG, 1811, *Das Postwesen in Teutschland, wie es war, ist, und seyn könnte*. Erlangen.
- KLÜBER, JOHANN LUDWIG, 1814, *Patriotische Wünsche des Postwesens in Teutschland betreffend*. Weimar.
- KNIES, KARL, 1857, *Der Telegraph als Verkehrsmittel. Mit Erörterungen über den Nachrichtenverkehr überhaupt*. Tübingen.
- KOCH, ALFRED, 1967, *Die deutschen Postverwaltungen im Zeitalter Napoleons I. Der Kampf um das Postregal in Deutschland und die Politik Napoleons I. (1798-1815)*. In: *Archiv für deutsche Postgeschichte*, H. 2/197, S. 1-38.
- KÖNIG, BRUNO EMIL, 1875/1899, *Schwarze Cabinette. Eine Geschichte der Briefgeheimniß-Entheiligungen, Perlustrationen und Brieflogen, des postalischen Secretdienstes, des »kleinen Cabinets«, der »Briefrevisionsbureaus« und sonstiger Briefgeheimnisverletzungen*. Berlin-Leipzig.
- KORELLA, GOTTFRIED, 1969, *Die Leiter der preußischen und deutschen Telegrafie bis zum Jahre 1876*. In: *Archiv für deutsche Postgeschichte*, H. 2/1969, S. 18-27.
- KOSELLECK, REINHART, 1959/1973, *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*. Frankfurt/M.
- KÜPFMÜLLER, KARL/STORCH, PAUL, 1939, *Fernsprechen und Fernschreiben*. In: *Europäischer Fernsprechdienst. Zeitschrift für den internationalen Nachrichtenverkehr* 51, S. 1-18.
- KUNERT, ARTHUR, 1940, *Telegraphen-Landkabel einschließlich der Flußkabel. Geschichte der deutschen Fernmeldekabel, Teil I*, hg. v. P. Craemer. Berlin.
- KUNERT, ARTHUR, 1962, *Telegraphen-Seekabel. Geschichte der deutschen Fern-*

- meldekabel, Teil 2, hg. v. d. Deutsch-atlantischen Telegraphengesellschaft Köln und der Norddeutschen Seekabelwerk A.-G. Nordenham. Köln-Mülheim.
- LACAN, JACQUES, V 1955/1973, Das Seminar über E. A. Poes »Der entwendete Brief«. In: Schriften I, hg. v. Norbert Haas. Frankfurt/M, S. 7-60.
- LACAN, JACQUES, 1958/1973, Die Ausrichtung der Kur und die Prinzipien ihrer Macht. In: Schriften I, S. 171-239.
- LACAN, JACQUES, V 1964/1980, Das Seminar Buch XI: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, hg. v. Norbert Haas. Olten-Freiburg/Br.
- LACAN, JACQUES, 1966/1975, Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud. In: Schriften II, hg. v. Norbert Haas. Olten-Freiburg/Br., S. 15-55.
- LACAN, JACQUES, 1975, Encore. Le séminaire livre XX. Paris.
- LECLERC, HERBERT, 1974, Kleine Zeittafel zur Geschichte des Briefkastens. In: Archiv für deutsche Postgeschichte, H. 2/1974, S. 58-59.
- LECLERC, HERBERT, 1977, Das »Frollein vom Amt« – kleine Skizzen zu einem großen Thema. In: Archiv für deutsche Postgeschichte, H. 1/1977, S. 138-148.
- LECLERC, HERBERT, 1989, Post- und Personenbeförderung in Preußen zur Zeit des Deutschen Bundes. In: Deutsche Postgeschichte. Essays und Bilder, hg. v. Wolfgang Lotz. Berlin, S. 171-188.
- LEDÄT, 1911, Zur Geschichte der Postkarte. In: Archiv für Post und Telegraphie 39, Nr. 22, S. 674-80.
- LERG, WINFRIED, 1980, Rundfunkpolitik in der Weimarer Republik (= Rundfunk in Deutschland, hg. v. Hans Bausch, Bd. 1). München.
- LIEBRUCKS, BRUNO, 1975, Sprache und Kunst. In: bewußt sein. Gerhard Funke zu eigen. Bonn, S. 401-426.
- LINDNER, RUDOLF, 1913, Untersuchungen, die Lautsprache auf elektrischem Wege fühlbar zu machen. In: Berichte über die Verhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, math.-physische Klasse, 65, S. 82-109.
- LOCHMANN, DIETMAR, 1990, Digitale Nachrichtentechnik. Bd. 1: Digitale Modulation und Signalverarbeitung. Berlin.
- LOCKE, JOHN, 1690/1988, Versuch über den menschlichen Verstand. Hamburg, 2 Bde.
- LUHMANN, NIKLAS, 1988, Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt? In: Materialität der Kommunikation, hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und Karl Ludwig Pfeiffer. Frankfurt/M, S. 884-905.
- MADDOX, BRENDA, 1977, Woman and the Switchboard. In: The Social Impact of the Telephone, hg. v. Ithiel de Sola Pool. Cambridge, Mass.-London, Engl., S. 262-280.
- MAIER, ERNST, 1897, Zum 25jährigen Jubiläum der deutschen Postkarte. In: Die Postwertzeichenkunde 8, S. 92-93.
- MARTIN, ERNST, 1922-23/1949, Die Schreibmaschine und ihre Entwicklungsgeschichte. Aachen, 2. Aufl., 2 Bde.

- MARTINEAU, HARRIET, 1877, Harriet Martineau's Autobiography. With Memorials by Maria Weston Chapman. London. Vol. III.
- MARTINI, FRITZ, 1961, Der Bildungsroman. Zur Geschichte des Wortes und der Theorie. In: DVjs 35, S. 44-63.
- MAXWELL, J. CLERK, 1868, On Governors. In: Proceedings of the London Royal Society 16, 1867/68, S. 270-283.
- MCLUHAN, MARSHALL, 1964/1970, Die magischen Kanäle. »Understanding Media«. Düsseldorf-Wien.
- MEIER, HANS, 1979, Die Weltpostkarte. In: Paikert u. a., Die UPU-Studie. Philatelistische Belege zum Thema Weltpostverein. Köln, S. 262-265.
- MELVILLE, HERMAN, 1853/1967, Bartleby. In: H. M., Redburn, Israel Potter und sämtliche Erzählungen. Darmstadt, S. 690-730.
- MEYER, ULFILAS, 1921, Über die Frequenz der Fernsprechröme. In: Mitteilungen aus dem Telegraphentechnischen Reichsamt 9, S. 169-170.
- MUIR, DOUGLAS N., 1987, Post Office Reform. In: Gibbons Stamp Monthly 17, No. 8, January 1987, S. 38-39.
- MUSIL, ROBERT, 1928/1978, Die Amsel. In: Prosa und Stücke, Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches, Essays und Reden, Kritik (= Gesammelte Werke, hg. v. Adolf Frisé, Bd. II). Reinbek b. Hmb., S. 548-562.
- NABOKOV, VLADIMIR, 1974/1979, Sieh doch die Harlekins! Roman. Reinbek b. Hmb.
- NEUMANN, GERHARD, 1973, Umkehrung und Ablenkung: Franz Kafkas »Gleitendes Paradox«. In: Franz Kafka, hg. v. Heinz Politzer. Darmstadt, S. 459-515.
- NEUMANN, GERHARD, 1981, Franz Kafka: »Das Urteil«. Text, Materialien, Kommentar. München-Wien.
- NEUMANN, GERHARD, 1985, »Nachrichten vom 'Pontus'«. Das Problem der Kunst im Werk Franz Kafkas. In: Franz Kafka Symposium 1983, hg. v. Wilhelm Emrich und Bernd Goldmann. Mainz, S. 101-157.
- NIETZSCHE, FRIEDRICH, 1887/1969, Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift. In: Werke, hg. v. Karl Schlechta. München, Bd. II.
- NIETZSCHE, FRIEDRICH, 1975-84, Briefwechsel. Kritische Gesamtausgabe, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin.
- NORTH, GOTTFRIED, 1974, Die geschichtliche Entwicklung des Post- und Fernmeldewesens. In: Archiv für deutsche Postgeschichte, H. 2/1974, S. 6-25.
- NOVALIS [FRIEDRICH VON HARDENBERG], 1798a/1978, Glauben und Liebe oder Der König und die Königin. In: Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs, hg. v. Hans-Joachim Mähl und Richard Samuel. München-Wien, Bd. 2, S. 290-304.
- NOVALIS [FRIEDRICH VON HARDENBERG], 1798b/1978, Dialogen und Monolog. In: Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs, Bd. 2, S. 425-439.
- NOVALIS [FRIEDRICH VON HARDENBERG], 1802/1978, Heinrich von Ofterdingen. In: Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs, Bd. I, S. 237-413.

OBERLIESEN, ROLF, 1982, Information, Daten und Signale. Geschichte technischer Informationsverarbeitung. Reinbek bei Hamburg.

OBERMEIT, WERNER, 1980, »Das unsichtbare Ding, das Seele heißt«. Die Entdeckung der Psyche im bürgerlichen Zeitalter. Frankfurt/M.

OHMANN, FRITZ, 1909, Die Anfänge des Postwesens und die Taxis. Leipzig.

OLIVER, B. M./PIERCE, J. R./SHANNON, C. E., 1948, The Philosophy of PCM. In: Proceedings of the Institute of Radio Engineers 36, No. 11, S. 1324-1331.

OSBORN, ALBERT S., 1908/1909, Schreibmaschinenschrift als Beweismittel. In: Archiv für gerichtliche Schriftuntersuchungen und verwandte Gebiete I, H. 4, S. 388-407.

OTT, HUGO, 1988, Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biographie. Frankfurt-New York.

PAIKERT, HANS/GASSER, ARMIN/OLDENBURG, DIETRICH, 1979, Die UPU-Studie. Philatelistische Belege zum Thema Weltpostverein, hg. v. d. UNOP. Köln.

PESTALOZZI, JOHANN HEINRICH, 1808/1983, Über den Sinn des Gehörs in Hinsicht auf Menschenbildung durch Ton und Sprache. In: J. H. P., Ausgewählte Schriften, hg. v. Wilhelm Flitner. Frankfurt/M.-Berlin-Wien, S. 246-270.

PIENDL, MAX, 1967, Thurn und Taxis 1517-1867. Zur Geschichte des fürstlichen Hauses und der Thurn und Taxisschen Post (= Archiv für deutsche Postgeschichte, Sonderheft 1/67). Frankfurt/M.

PIEPER, HANS, 1967, Aus der Geschichte der optischen Telegraphie und die Anfänge der elektro-magnetischen Telegraphen. In: Archiv für deutsche Postgeschichte, H. 2/1967, S. 39-55.

POLITZER, HEINZ, 1969, Franz Kafkas vollendeter Roman. Zur Typologie seiner Briefe an Felice. In: Das Nachleben der Romantik in der modernen deutschen Literatur, hg. v. Wolfgang Paulsen. Heidelberg, S. 192-211.

POPP, ERNST, 1959, Postgeschichte. In: Post- und Telegraphen-Museum. Jubiläumsführer 1889/1959. Wien, S. 5-20.

POSTHANDBUCH »Der kleine Stephan«, 1888/1911-12, hg. v. Fritz Uilich. Dresden, 18. Aufl.

POTT, HANS-GEORG, 1991, Franz Grillparzer zum 200. Geburtstag. In: Gustav Freytag Blätter Nr. 49, S. 12-21.

PREYER, WILHELM, 1877, Über die Grenzen der Tonwahrnehmung. In: W. P., Hg., Sammlung Physiologischer Abhandlungen. Jena, Bd. I, S. 1-72.

PRIESDORFF, KURT VON, Hg., 1937, Soldatisches Führertum. Hamburg, Teil I – V.

PYNCHON, THOMAS, 1967/1980, Die Versteigerung von No. 49. Roman. Reinbek.

PYNCHON, THOMAS, 1973/1981, Die Enden der Parabel. Gravity's Rainbow. Reinbek.

RAABE, HEINRICH AUGUST, 1803, Die Postgeheimnisse oder die hauptsächlichsten Regeln welche man beim Reisen und bei Versendungen mit der Post beobachten muß um Verdruss und Verlust zu vermeiden. Leipzig.

RATIONES DICTANDI, 1140/1969, In: Briefsteller und formelbücher des elften bis vier-

zehnten Jahrhunderts, hg. v. Ludwig Rockinger. Erste abtheilung. Reprint Aalen, S. 9-28.

REICHARDT, WOLF, 1905, Das Recht an Briefen (Diss.). Leipzig.

REINERS, LUDWIG, 1952/1986, Friedrich. Das Leben des Preußenkönigs. München.

REIS, PHILIPP, 1861/1927, Über Telephonie durch den Galvanischen Strom. In: Ernst Feyerabend, 50 Jahre Fernsprecher in Deutschland 1877-1927. Berlin 1927, S. 208-212.

RENARD, MAURICE, 1907/1986, Der Mann und die Muschel. Dt. in: Friedrich A. Kittler, GRAMMOPHON FILM TYPEWRITER. Berlin, S. 82-87.

RICHTER, BRUNO, 1900, Der Brief und seine Stellung in der Erziehung seit Gellert (Diss.). Leipzig.

RIEPL, WOLFGANG, 1913/1972, Das Nachrichtenwesen des Altertums. Mit besonderer Rücksicht auf die Römer. Leipzig-Berlin. Nachdruck Darmstadt.

RILKE, RAINER MARIA, 1907/1984, Neue Gedichte. In: Werke, hg. v. Rilke-Archiv. In Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke besorgt durch Ernst Zinn. Frankfurt/M., Bd. 1/2: Gedicht-Zyklen.

RILKE, RAINER MARIA, 1910/1984, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. In: Werke, Bd. III/1.

RISCH, FRIEDRICH ADOLF, 1948, Heinrich von Stephan. Die Idee der Weltpost. Hamburg.

ROGOZINSKI, DOLORÈS, 1984, La levée de la lettre. In: Revue des Sciences Humaine, No. 195, H. 3, S. 131-150.

ROTHSCHILD, ARTHUR DE, 1880/1984, Histoire de la poste aux lettres et du timbre-poste depuis leurs origines jusqu'à nos jours. Genève-Paris.

RÜBSAM, JOSEPH, 1889, Johann Baptista von Taxis. Ein Staatsmann und Militär unter Philipp II. und Philipp III. 1530-1610. Freiburg/Br.

SALVÀ, FRANCISCO, V 1795/1878, Memoria sobre la electricidad aplicada á la telegrafia. In: Memorias de la Real Academia de ciencias naturales y artes de Barcelona (segunda época) I, S. 1-60.

SAUTTER, KARL, 1951, Geschichte der Deutschen Reichspost 1871 – 1945. Frankfurt/M.

SCHERER, WOLFGANG, 1987, Klaviaturen, Visible Speech und Phonographie. Marginalien zur technischen Entstellung der Sinne im 19. Jahrhundert. In: Diskursanalysen I: Medien, hg. v. Friedrich A. Kittler, Manfred Schneider und Samuel Weber. Opladen, S. 37-54.

SCHILLER, FRIEDRICH VON, 1800/1949, Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht. In: Schillers Werke. Nationalausgabe. Weimar, Bd. 8.

SCHLEGEL, FRIEDRICH, 1798/1985, Über Goethes Meister. In: F. S., Schriften zur Literatur, hg. v. Wolf Dietrich Rasch. München, S. 260-278.

SCHLEGEL, FRIEDRICH, 1799/1975, Über die Philosophie. An Dorothea (1799). In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, hg. v. Ernst Behler. München-Paderborn-Wien, Bd. VIII, S. 41-62.

SCHLEGEL, FRIEDRICH, 1804/1985, Vom Wesen der Kritik. In: Schriften zur Literatur, hg. v. Wolf Dietrich Rasch. München, S. 250-259.

SCHMIEDECKE, HUGO, 1906, Die Verkehrsmittel im Kriege. Berlin.

SCHMITT, CARL, 1942/1981, Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung. Köln-Löwenich.

SCHNEIDER, MANFRED, 1986, Die erkaltete Herzensschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert. München-Wien.

SCHNEIDER, MANFRED, 1990 a, Nachrichten aus dem Unbewußten. Richard Wagners letzter Traum. In: Jahrbuch der Bayerischen Staatsoper 1990/91. München, S. 69-80.

SCHNEIDER, MANFRED, 1990 b, Kafkas Lockung: Hochzeitsvorbereitung auf unbrauchbaren Blättern. In: Das Subjekt der Dichtung. Festschrift für Gerhard Kaiser, hg. v. Gerhard Buhr, Friedrich A. Kittler und Horst Turk. Würzburg, S. 99-117.

SCHÖNE, ALBRECHT, 1967, Über Goethes Brief an Behrisch vom 10. November 177. In: Festschrift für Richard Alewyn, hg. v. Herbert Singer und Benno von Wiese. Köln-Graz, S. 193-229.

SCHÖTTLE, GUSTAV, 1883, Der Telegraph in administrativer und finanzieller Hinsicht. Stuttgart.

SCHOTTELIUS, JUSTUS GEORG, 1673/1991, Der schreckliche Sprachkrieg. Horrendum Bellum Grammaticale Teutonum antiquissimum, hg. v. Friedrich Kittler und Stefan Rieger. Leipzig.

SCHRADER, HANS-JÜRGEN, 1983, Unsägliche Liebesbriefe. Heinrich von Kleist an Wilhelmine von Zenge. In: Kleist-Jahrbuch 1981/82, hg. v. Hans Joachim Kreutzer. Berlin, S. 86-96.

SCHRAMM, PERCY ERNST, Hg., 1961/1982, Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtführungsstab) 1940 – 1945. Geführt von Helmuth Greiner und Percy Ernst Schramm. Nachdruck Herrsching.

SCHREIBER, JENS, 1983, Das Symptom des Schreibens. Roman und absolutes Buch in der Frühromantik (Novalis/Schlegel) (= Europäische Hochschulschriften, Reihe I, Bd. 649). Frankfurt/M-Bern-New York.

SCHREIBER, JENS, 1985, Word-Engineering. Informationstechnologie und Dichtung. In: Jochen Hörisch/Hubert Winkels, Hg., Das schnelle Altern der neuesten Literatur. Düsseldorf, S. 287-305.

SCHULTZE, ALFRED, 1903, Zur Geschichte der Ansichtspostkarte. In: Vossische Zeitung, Nr. 367 (8. August 1903).

SEARLE, JOHN R., 1969/1983, Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. Frankfurt/M.

SEMBDNER, HELMUT, Hg., 1957/1977, Heinrich von Kleists Lebensspuren. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Erweiterte Neuauflage. Frankfurt/M.

SERRES, MICHEL, 1980/1981, Der Parasit. Frankfurt/M.

SHANNON, CLAUDE ELWOOD, 1948/1976, Die mathematische Theorie der Kommunikation. In: C. E. Shannon/W. Weaver, Mathematische Grundlagen der Informationstheorie. München, S. 41-143.

SHANNON, CLAUDE ELWOOD, 1949 a, Communication in the Presence of Noise. In: Proceedings of the I. R. E. 37, No. 1, S. 10-21.

SHANNON, CLAUDE ELWOOD, 1949 b, Communication Theory of Secrecy Systems. In: The Bell System Technical Journal 28, S. 656-715.

SHOWALTER, DENNIS, 1973, Soldiers into Postmasters? The Electric Telegraph as an Instrument of Command in the Prussian Army. In: Military Affairs – The Journal of Military History, Including Theory and Technology 37, No. 1, S. 48-52.

SIEBENKEES, JOHANN CHRISTIAN, 1788, Ueber das Geheimniß der Posten. Frankfurt-Leipzig.

SIEGERT, BERNHARD, 1989, Hold me in your arms, Ma Bell. Telefonie und Literatur. In: Telefon und Gesellschaft. Beiträge zu einer Soziologie der Telekommunikation, hg. v. U. Lange und Klaus Beck. Berlin, S. 330-347.

SIEGERT, BERNHARD, 1990, Netzwerke der Regimentalität. Harsdörfers *Teutscher Secretarius* und die Schicklichkeit der Briefe im 17. Jahrhundert. In: Modern Language Notes. German Issue (Baltimore), vol. 109, April 1990, S. 536-562.

SIEGERT, BERNHARD, 1991 a, Denunziationen. Über Briefkästen und die Erfindung des permanenten Kontakts. In: Technopathologien, hg. v. Bernhard Dotzler. München, S. 87-109.

SIEGERT, BERNHARD, 1991 b, Gehörgänge ins Jenseits. Zur Geschichte der Einrichtung telephonischer Kommunikation in der Psychoanalyse. In: FRAGMENTE. Schriftenreihe zur Psychoanalyse, H. 35/36, Juni 1991, S. 51-69.

SIEMENS, WERNER VON, 1878, Über Telephonie. In: Monatsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, aus dem Jahr 1878, S. 38-53.

SIEMENS, WERNER VON, 1892/1956, Lebenserinnerungen. München, 16. Aufl.

SMOLAK, KURT, 1980, Einleitung. In: Erasmus von Rotterdam, De conscribendis epistolis. Darmstadt.

SNYDER, CHARLES, 1974, Clarence John Blake and Alexander Graham Bell: Otology and the Telephone. In: The Annals of Otology, Rhinology & Laryngology. Supplement 13, Vol. LXXXIII, July-August 1974, No. 4, Part 2, S. 3-32.

SOEMMERING, SAMUEL THOMAS, 1811, Über einen elektrischen Telegraphen. In: Denkschriften der Königl. Akademie der Wissenschaften zu München 1809/10, S. 401-414.

STAFF, FRANK, 1964, The Penny Post 1680-1918. London.

STEIG, REINHOLD, 1892, Bettina. In: Deutsche Rundschau 57. S. 262-274.

STEINHAUSEN, GEORG, 1889-91, Geschichte des deutschen Briefes. Berlin. Teil I und II.

STEPHAN, HEINRICH VON, 1859/1928, Geschichte der Preußischen Post. Berlin.

STEPHAN, HEINRICH VON, 1874, *Welpost und Luftschiiffahrt* [!]. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin.

STIFTER, ADALBERT, 1844/1959, *Die Wiener Stadtpost*. In: *Gesammelte Werke*. Wiesbaden, Bd. 6 : *Kleine Schriften*.

STIFTER, ADALBERT, 1857/1982, *Der Nachsommer*. Frankfurt/M.

STINGELIN, MARTIN, 1989, *Gehirntelegaphie. Die Rede der Paranoia von der Macht der Medien. Falldarstellungen*. In: *Arsenale der Seele. Literatur- und Medienanalyse seit 1870*, hg. v. Friedrich A. Kittler und Georg Christoph Tholen. München, S. 51-69.

STIX, FRANZ, 1937, *Zur Geschichte und Organisation der Wiener Geheimen Ziffernkanzlei (von ihren Anfängen bis zum Jahre 1848)*. In: *Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung* 51, S. 131-160.

STÖSSEL, WILHELM, 1974, *Zur Entwicklung der Briefmarke*. In: *Archiv für deutsche Postgeschichte*, H. 2/1974, S. 54-57.

STRAMM, AUGUST, 1909, *Historische, Kritische und Finanzpolitische Untersuchungen über die Briefpostgebührensätze des Welpostvereins und ihre Grundlagen* (Diss.). Halle a. S.

STRAMM, AUGUST, 1963, *Das Werk*, hg. v. René Radrizzani. Wiesbaden.

STUMPF, CARL, 1921, *Über die Tonlage der Konsonanten und die für das Sprachverständnis entscheidende Gegend des Tonreiches*. In: *Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften*, 2. Halbbd., S. 636-640.

TARCHANOW, J., 1879, *Das Telephon im Gebiete der thierischen Elektrizität*. In: *St. Petersburger medicinische Wochenschrift* 4, No. 11, S. 93-95.

TIECK, LUDWIG, 1795/1986, *William Lovell*. Stuttgart.

TIECK, LUDWIG, 1798/1979, *Franz Sternbalds Wanderungen. Eine altdeutsche Geschichte*. Stuttgart.

TODOROV, TZVETAN, 1968/1981, *Poetik*. In: *Einführung in den Strukturalismus*, hg. v. François Wahl. Frankfurt/M., S. 105-179.

TURING, ALAN, 1959/1987, *Intelligente Maschinen, eine häretische Theorie*. In: *Intelligence Service. Schriften*, hg. v. Bernhard Dotzler und Friedrich Kittler. Berlin, S. 7-15.

VAILLÉ, EUGÈNE, 1947, *Histoire générale des postes françaises, tome I: Des origines à la fin du moyen âge*. Paris.

VAN CREVELD, MARTIN, 1985, *Command in War*. Cambridge, Mass.-London.

VÉLAYER, 1653, *Instrvction povr cevx Qui vouldront escrire d'vn quartier de Paris en vn autre, & auoir responce promptement deux & trois fois le iour*. In: *Arthur de Rothschild, Histoire de la Poste aux lettres et du timbre-poste*. Genève-Paris 1984, zw. S. 100 und 101.

VEREDARIUS, O. [PSEUDONYM FÜR FERDINAND HENNICKE], 1885/1984, *Das Buch von der Welpost. Entwicklung und Wirken der Post und Telegraphie im Weltverkehr*. Berlin. Nachdruck Heidelberg.

VIRILIO, PAUL, 1975/1978, *Fahrzeug*. In: P. V., *Fahren, fahren, fahren*. Berlin, S. 19-50.

VIRILIO, PAUL, 1977/1980, *Geschwindigkeit und Politik. Ein Essay zur Dromologie*. Berlin.

VIRILIO, PAUL, 1984/1989, *Der negative Horizont. Bewegung – Geschwindigkeit – Beschleunigung*. München-Wien.

VÖGTLE, FRITZ, 1982, *Thomas Alva Edison in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek bei Hamburg.

VOGT, MARTIN, 1989, *Die Post im Kaiserreich. Heinrich (von) Stephan und seine Nachfolger*. In: *Deutsche Postgeschichte. Essays und Bilder*, hg. v. Wolfgang Lotz. Berlin, S. 203-239.

VOIGT, FRITZ, 1965, *Verkehr*. Berlin, Bd. 2.2: *Die Entwicklung des Verkehrssystems*.

VOIGT, FRITZ, 1973, *Verkehr*. Berlin, Bd. 1.1: *Die Theorie der Verkehrswirtschaft*.

WAGENBACH, KLAUS, 1983, *Franz Kafka. Bilder aus seinem Leben*. Berlin.

WAGENKNECHT, CHRISTIAN J., 1965, *Goethes »Ehrfurchten« und die Symbolik der Loge*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 84, S. 490-497.

WAGNER, KARL WILLY, 1924, *Der Frequenzbereich von Sprache und Musik*. In: *Elektrotechnische Zeitschrift* 45, S. 451-456.

WAGNER, OSKAR, 1913, *Die Frau im Dienste der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung* (Diss.). Halle.

WALDEN, HERWARTH, 1917/1924, *Einblick in Kunst. Expressionismus, Futurismus, Kubismus*. Berlin.

WEBER, WILHELM, 1964, *Geschichte der Lithographie. Von den Anfängen bis 1900*. (= *Saxa Loquuntur*, Bd. 1). München.

WEIGERT, FRANZ, 1978, *Die Geschichte der Drucksache*. In: *Archiv für deutsche Postgeschichte*, H. 2/199, S. 1969-61.

WEIß, ERNST, 1924, *Lebensfragen des Theaters*. In: *Prager Theaterbuch*, hg. v. Carl Schluderpacher. Prag, S. 97-100.

WEITHASE, HUGO, 1893/1895, *Geschichte des Welpostvereins* (Diss.). Straßburg.

WELLERSHOFF, DIETER, 1980/1982, *Die Sirene. Eine Novelle*. Frankfurt/M.

WERNEKE, HUGO, 1905, *Goethe und die Königliche Kunst*. Leipzig.

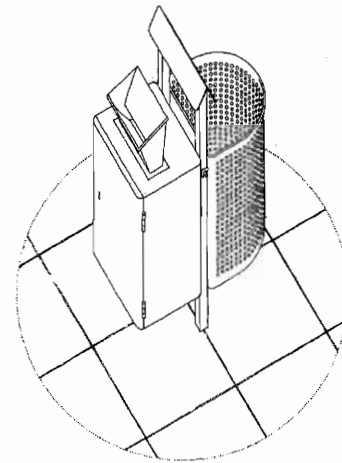
WESSEL, HORST A., 1983, *Die Entwicklung des elektrischen Nachrichtenwesens in Deutschland und die rheinische Industrie*. (= *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte*, Beiheft 25.) Wiesbaden.

WILSON, W. DANIEL, 1991, *Geheimräte gegen Geheimbünde. Ein unbekanntes Kapitel der klassisch-romantischen Geschichte Weimars*. Stuttgart.

WORDSWORTH, ANN, 1987, *Derrida and Foucault: writing the history of historicity*. In: *Post-Structuralism and the Question of History*, hg. v. Derek Attridge, Geoffrey Bennington und Robert Young. Cambridge University Press, S. 116-125.

Inhalt

VORWORT	5
EPOCHE DER POST	9
DICHTERTRAUMLOGISTIK	27
Die rechte Zeit (Einschreiben I)	29
Gellerts Coup: die Faltung des Privatbriefs	35
Posttag in Wahlheim	44
Set the Controls for the Heart of the Night	49
Porto	58
Goethes Postreich	69
Das Timbre der Be-Stimmung	82
Logistik des Dichtertraums, Kleist	92
UNTERWEGS ZU NEUEN REICHEN 1840–1900	103
Die rekommandierte Zeit (Einschreiben II)	105
Postage One Penny, Rowland Hills Post Office Reform	110
Die Standards des Schreibens	118
Hill/Babbage/Bentham: ein Maschinenverbund von 1827	132
Post um 1855, ein Mißbrauch von Liebesbriefen	138
Weltpost oder Das Ende der Welt	147
Die Postkarte	158
Telegraphie, Land und Meer	179
Die Jungfrauenmaschine	203
POST JENSEITS DES MENSCHENVERKEHRS	225
Schreibmaschine und Kohlepapier	227
Dichterdrucksachen in Not	241
Post oder die Unmöglichkeit, Briefe zu schreiben	250
IN THE PRESENCE OF NOISE	273
LITERATUR	294



A letter, a litter: Ein Postkasten von Robert Vorhoelzer, Postamt Tegernseer Landstraße München, 1929, Schalterhalle. Umschlagphoto und Axonometrie: Robert Vorhoelzer – Ein Architektenleben. Die klassische Moderne der Post. München, 1990. Callwey Verlag.

Dem Deutschen Postmuseum, Frankfurt, danken wir für die Überlassung der Photographie des Goethe-Autographen (Abb. S. 28).

Wir danken besonders der Rudolf Siedersleben'schen Otto Wolff-Stiftung für ihre großzügige Unterstützung der Drucklegung dieses Buches.

© 1993 Verlag Brinkmann & Bose, Berlin. Satz: Brinkmann & Bose und Jörg
Kammler. Druck: Martin Dürschlag, Berlin. Bindung: Brinkmann & Bose.
Alle Rechte vorbehalten. Erste Auflage. ISBN: 3-922660-52-5.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Siebert, Bernhard:

Relais: Geschichte der Literatur als Epoche der
Post 1751-1913 / Bernhard Siebert.
Berlin : Brinkmann & Bose.

ISBN : 3-922660-52-5